This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Vet. Ger III B. 930

Deutsches Lesebuch

in

Poesie und Prosa

zunächst zum Gebrauche der unteren und mittleren Klassen

von

Gymnasien und Realschulen.

In drei Cursen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich Zimmermann,

Gymnasiallehrer in Büdingen.

III. Curs.

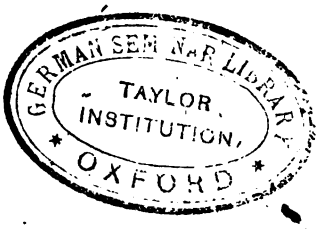
Für Schüler von 14 bis 16 Jahren.

Darmstadt, 1843.

Verlag der Hofbuchhandlung von Gustav Jonghaus.

Vet. [illegible]

Druck auf der Schnellpresse der L. C. Wittich'schen Hofbuchdruckerei.



1. Der Nachtigall Pfingstgesang.

Zu Pfingsten sang die Nachtigall,
Nachdem sie Thau getrunken,
Die Rose hob beim hellen Schall
Das Haupt, das ihr gesunken.

O kommt, ihr alle, trinkt und speist,
Ihr Frühlingsfestgenossen,
Weil über's ird'sche Mahl der Geist
Des Herrn ist ausgegossen.

Die Himmelsjünger groß und klein
Sind von der Kraft durchdrungen,
Man hört sie reden insgemein
In wunderbaren Zungen.

Und da ist keine Zung' am Baum,
Kein Blatt ist da so kleines,
Es redet auch mit drein im Traum,
Als sei's voll süßen Weines.

O ihr Apostel, gehet aus
Und predigt allen Landen
Mit Säuselluft und Sturmesbraus
Von dem, der ist erstanden.

Legt aus sein Evangelium,
Auf Frühlingsau'n geschrieben,
Daß er uns lieben will darum,
Wenn wir einander lieben.

Sprecht von der Liebe Lohnungen,
Sprecht von des Friedens Schmause,
Sprecht von den vielen Wohnungen
In unsers Vaters Hause.

Die Liebe macht die Sonnen dreh'n,
Die Liebe wölbt den Himmel
Und freut sich unter ihm zu seh'n
Ein liebendes Gewimmel.

Wer liebend sich an's Nächste hält,
Und will nur das gewinnen,
Umfaßt darin die ganze Welt,
Und Gott ist mitten drinnen.

Rückert.

---

2. Wiederfinden.

„O du lieblicher Geselle,"
Sprachen Blumen zu der Welle,
Eile doch nicht von der Stelle!
Aber jene sagt dawider:
„Ich muß in die Lande nieder,
Weithin auf des Stromes Pfaden,
Mich im Meere jung zu baden.
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf euch niederthauen."

Fröhlich.

---

3. Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt' hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt' an Qual
Drei lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber gold'nen Sand am Bach,
Und ruckt einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerst, liebelt er,
Sei guten Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht Alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freu'n,
Der vor des Tages Gluth dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegenheben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Thau,
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell. —
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug.
O Weise! sprach der Adler, und tief ernst
Versinkt er tiefer in sich selbst,
O Weisheit! du red'st wie eine Taube!

Goethe.

---

4. Der Redner und Zuhörer.

Tadle den Redner nicht, für dessen Rede das Ohr dir
Fehlet; der Lehrer giebt Rede, nicht Herz und Verstand.
Bring' ihm ein weites Gemüth, ein großes Feld der Begier mit,
Daß er mit Blumen und Frucht fröhlich besäe das Feld.

Herder.

---

5. Die Krönung Josephs II.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der oberen Etagen, einen guten Platz angewiesen,

wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle, und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspektive, die Anstalten, die wir Tags vorher in näheren Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei Kufen, rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer, weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Haber, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuern Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas besonders angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun die Aufmerksamkeit Aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Achen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begaben sich die drei Churfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Chur-Mainz wurden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigten mittlerweile die Hauptpersonen, sowie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd, ein sehr schöner, schlank gebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten Carolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische

König im spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sich uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschaften, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge, denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches Andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Wir Andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem festlichen Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen war aber der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dieß alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug auf das Letzte freuten wir uns am meisten, denn uns dächte diese Weise sich darzustellen so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balconfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuh hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem

ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs Höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die Vordersten des langen Zugs, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß Alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zugieng. Wir sahen ihn, sowie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht, denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und Könige unter dem Baldachin, die drei geistlichen Churfürsten, die sich anschlossen, die schwarzgekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, Alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig, harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte. Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke, noch der Adler über dem Brunnen, preisgegeben, und also nicht vom Volke, wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dieß, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, giengen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lös'ten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die Mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder

nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte, so vornehme, als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten nnd zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von pupurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen: denn Alles war neu daran und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, so daß er selbst von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht läugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigeren Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von Andern bereits eingenommen und mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war aber die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdige, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balconfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor Allen schwang sich nun der schöne, schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes, gehenkeltes Gemäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er

in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marschall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquelle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wieder heran, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und Aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalfter ein paar prächtige mit dem churpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hiengen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff, und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallener Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum waren aber die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse gieng es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein Jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balcon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben, als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derbern Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nach dem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß, wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der Andere ihm ein Loch hinein schnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde dießmal, wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheuere Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt

in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Gibelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreiche Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst Preis gemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen, die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden erschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hiengen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen, ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wieder schwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und Jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und Alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balcon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tags vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thüre des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhaupts bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Kontrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raumes merklich genug. Die Saalthüre war bewacht, indeß giengen die Befugten häufig ein und aus. Ich erblickte einen pfälzischen Hausoffizianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könnte. Er besann sich nicht lange, gab mir eines der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher thun konnte, als ich sauber gekleidet war, und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thüre, nnd mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken. Am andern Ende des

Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronenstufen erhöht, unter Baldachinen Kaiser und König in ihren Ornaten; Kronen und Scepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Churfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Chur-Mainz den Majestäten gegenüber, Chur-Trier zur Rechten und Chur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Churfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupte durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen, und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das Prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn auch hier standen noch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfals ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden. **Goethe.**

---

6. Preis der Tanne.

Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
„Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibst du starr und kalt!

Spend' auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich wie du:
Führet doch mein Blut die Matten,
O wie sanft! der Heimath zu.

Und im Herbste, welche Wonne
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wenn die alte löschet aus." —

So sich brüstend sprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: „Gerne gebe
Dir, o Reb', ich Preis und Ruhm.

Eines doch ist mir beschieden,
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!"

Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, — und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

J. Kerner.

---

7. An Mutter Natur.

Ist des Herbstes Abend nah?
Still und freundlich stehst du da,
Und indem vom Haupte dir
Sinkt des welken Kranzes Zier,
Lächelst du mit Weinen
Mütterlich den Kleinen.

Lächle mich noch einmal an,
Mutter, und entschlummre dann,
Bette dich in süßer Ruh',
Schleuß die müden Augen zu,
Unter Schnee'es Hüllen
Schlummre sanft im Stillen.

Wenn du dann mit neuer Kraft
Dich vom Schlummer aufgerafft,
Wenn du aus der Winternacht
Bist zum jungen Tag erwacht,
Grüßen meine Lieder
Die Erstandne wieder.

Oder wenn das neue Licht
Dringt zu meinem Auge nicht —
Sanfte Mutter, wie du willt!
Du mir auch im Tode mild,
Dir, du wandellose,
Ruh' ich still im Schooße.

Rückert.

---

8. Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen,
Mit Freudigkeit, um Gottes Willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: mach dir's leicht!
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab ihr Herz ihm Kindesrecht;
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hieng an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll,
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm in's Herz des Argwohns Samen.

„Wie seid ihr glücklich, edler Graf,"
Hob er voll Argliſt an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn.
Denn ihr besitzt ein edles Weib;
Es gürtet Scham den keuschen Leib,
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Versucher glücken."

Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
Was redst du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibertugend bau'n,
Beweglich, wie die Well'?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festerm Grund:
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne.

Der Andre spricht: „So denkt ihr recht.
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein Solches sich erkühnt

Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünſche Lüſternheit" —
Was, fällt ihm Jener ein, und bebet,
Redſt du von einem, der da lebet?

„Ja doch, was Aller Mund erfüllt,
Das bärg' ſich meinem Herrn?
Doch, weil ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern." —
Du biſt des Todes, Bube, ſprich!
Ruft Jener ſtreng und fürchterlich.
Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?
„Nun ja, ich ſpreche von dem Blonden."

„Er iſt nicht häßlich von Geſtalt,"
Fährt er mit Argliſt fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieſelt bei dem Wort.
„Iſt's möglich, Herr! Ihr ſaht es nie,
Wie er nur Augen hat für ſie?
Bei Tafel euer ſelbſt nicht achtet,
An ihrem Stuhl gefeſſelt ſchmachtet?"

„Seht da die Verſe, die er ſchrieb,
Und ſeine Gluth geſteht." —
Geſteht! — „Und ſie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, ſanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg ſie's euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn Herr, was habt ihr zu befahren?"

Da ritt in ſeines Zornes Wuth
Der Graf in's nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Gluth
Die Eiſenſtufe ſchmolz.
Hier nährten früh und ſpät den Brand
Die Knechte mit geſchäft'ger Hand;
Der Funke ſprüht, die Bälge blaſen,
Als gält' es Felſen zu verglaſen.

Des Waſſers und des Feuers Kraft
Verbündet ſieht man hier;
Das Mühlrad von der Fluth gerafft
Umwälzt ſich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildſam von den mächt'gen Streichen
Muß ſelbſt das Eiſen ſich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
Den Ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
„Habt ihr befolgt des Herren Wort?“
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!“

Deß freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerlust,
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch,
Und schicken sich mit Mordverlangen
Das Todesopfer zu empfangen.

D'rauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht;
Der Herr begehret dein.“
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten.“

Und Jener spricht: es soll geschehn;
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?“
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich;
So sag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten.“

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn;
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.“

Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,

Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder hochbegnadet,
Zum Sacramente festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg!" —
Er spricht's und tritt in's Gotteshaus;
Kein Laut ist hier noch reg'.
Denn um die Ernte war's und heiß;
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß.
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sakristan;
„Das," spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dieß mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links,
Und ist gewärtig jeden Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und Alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er Jedes pünktlich aus,
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn',
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da ſtellt er Jedes wiederum
In Ordnung ſäuberlich:
Erſt reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er ſich,
Und eilt in des Gewiſſens Ruh'
Den Eiſenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoſter noch im Stillen.

Und als er rauchen ſieht den Schlot,
Und ſieht die Knechte ſteh'n,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, iſt's geſcheh'n?"
Und grinzend zerren ſie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der iſt beſorgt und aufgehoben;
Der Graf wird ſeine Diener loben."

Die Antwort bringt er ſeinem Herrn
In ſchnellem Lauf zurück;
Als der ihn kommen ſieht von fern,
Kaum traut er ſeinem Blick:
„Unglücklicher! wo kommſt du her?"
„„Vom Eiſenhammer."" — „Nimmermehr!
So haſt du dich im Lauf verſpätet?"
„„Herr, nur ſo lang, bis ich gebetet.""

„„Denn als von eurem Angeſicht
Ich heute gieng, verzeiht!
Da fragt' ich erſt nach meiner Pflicht
Bei der, die mir gebeut.
Die Meſſe, Herr, befahl ſie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr,
Und ſprach der Roſenkränze viere
Für euer Heil und für das ihre.""

In tiefes Staunen ſinket hier
Der Graf, entſetzet ſich:
„Und welche Antwort wurde dir
Am Eiſenhammer? Sprich!"
„„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der iſt beſorgt und aufgehoben;
Der Graf wird ſeine Diener loben."" —

„Und Robert?" fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt;
„Sollt' er dir nicht begegnet ſein?
Ich ſandt' ihn doch zum Wald." —

„„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur.““ —
„Nun,“ ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!“

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tief bewegt,
Die nichts davon verstand.
„Dieß Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren.“

Schiller.

---

9. Der Tod Moses.

Als Moses, der Vertraute Gottes, sterben sollte, und seine Stunde herannahte, versammelte Gott die Engel um sich her. „Es ist die Zeit,“ sprach er, „die Seele meines Knechtes zu mir zu fordern, wer will mein Bote sein?“

Die edelsten der Engel, Michael, Raphael und Gabriel, sammt Allen, die vor Gottes Thron stehen, baten und sprachen: „wir sind seine. Er ist unser Lehrer gewesen, laß uns nicht fordern dieses Mannes Seele.“

Aber der abgefallene Samael trat hervor: „Hier bin ich, sende mich.“

Mit Zorn und Grausamkeit begleitet, stieg er hinab, das Flammenschwert in seiner Hand, und freute sich schon der Schmerzen des Gerechten. Als er aber näher zu ihm trat, erblickte er das Angesicht Moses. Seine Augen waren nicht dunkel geworden, und seine Kraft war nicht verfallen. Er schrieb die Worte seines letzten Liedes und den heiligen Namen; sein Antlitz glänzte, bewaffnet mit Ruhe und Himmelsklarheit.

Der Feind der Menschen erschrack. Sein Schwert entsank ihm, und er eilte hinweg. „Ich kann dir die Seele des Mannes nicht bringen,“ sprach er zu Jehovah; „denn ich habe an ihm nichts Unreines funden.“

Da stieg Jehovah selbst hernieder, die Seele seines Knechts von ihm zu nehmen und seine getreuen Diener, Michael, Raphael und Gabriel sammt allen Engeln seines Angesichts, stiegen hinab mit ihm. Sie bereiteten Moses ein Sterbelager und standen ihm zu Haupt und zu Füßen, und eine Stimme sprach: „Fürchte dich nicht; ich selbst will dich begraben.“

Da bereitete sich Moses zu seinem Tode und heiligte sich, wie Einer der Seraphim sich heiligt, und Gott rief seine Seele: „Meine Tochter, hundert und zwanzig Jahre hatte ich dir bestimmt, im

Hause meines Knechts zu wohnen. Sein Ende ist gekommen: gehe heraus und säume nicht."

Und Moses Seele sprach: „O du Herr aller Welt! Ich weiß, daß du bist ein Gott aller Geister und aller Seelen, und daß in deiner Hand sind die Lebendigen und die Todten. Aus deiner Hand empfieng ich das feurige Gesetz und sah dich in den Flammen und stieg hinauf und gieng den Weg des Himmels. Durch deine Macht trat ich in den Palast des Königs, und nahm die Krone von seinem Haupt, und that viel Wunder und Zeichen in Aegypten. Und führte dein Volk hinaus, und spaltete das Meer in zwölf Spalten, und verwandelte das bittere in süßes Wasser, und offenbarte deine Geheimnisse den Menschenkindern. Ich wohnte unter dem feurigen Thron und hatte meine Hütte unter der Feuersäule, und redete mit dir von Angesicht zu Angesicht, wie der Freund mit seinem Freunde redet. Und nun, es ist genug; nimm mich, ich komme zu dir."

Da küssete der gnädige Gott seinen Knecht, und nahm ihm im Kusse seine Seele. Moses starb am Munde Gottes, und Gott begrub ihn selbst, und Niemand weiß die Stätte seines Grabes.

Herder.

10. Geistesgruß.

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Senne war so stark,
Dieß Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt;

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh',
Und du, du Menschen-Schifflein dort,
Fahr' immer, immer zu!"

Göthe.

11. Alphorn.

Ein Alphorn hör' ich schallen,
Das mich von hinnen ruft;
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?

Tönt es von Bergeshöhe?
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur steh' und gehe,
Hör' ich's in süßer Qual.

Bei Spiel und frohen Reigen,
Einsam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu schweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.

Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es schallt,
Und nimmer wird gefunden
Dieß Herz, bis es verhallt.

J. Kerner.

12. Die Urgestalt des Schweizerlandes.

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar: von Piemont bis nach Istrien, in Form eines großen halben Mondes, eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, dreithalbtausend Klaftern über dem Mittelmeere. Man weiß nur einzelne Menschen, die den weißen Berg, wenige oder keine, welche das Schreckhorn oder Finsteraarhorn erstiegen hätten; man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Ihre Eislast trotzt den Sonnenstrahlen, sie vergolden sie nur; diese Gipfel werden von dem Eise wider die Lüfte geharnischt, welche im Lauf der Jahrtausende die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben. Wenn in verschlossenen Gewölben der nie erforschte Kern des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. In der Erde schmilzt Wasser unter demselben hervor und rinnt in Thäler, wo es überfriert, und seit Jahren, deren Zahl Niemand hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In den Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur; aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch wer durchdringt mit menschlicher Kraft, in Eines Lebens Lauf, die unergründliche Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns Untergang drohen?

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen diesen haben die Gewässer getobet, fünfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeeres. Es mögen verborgene Ursachen und Wirkungen Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, gesprengt, die Wasser aber sich mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt haben: das menschliche Geschlecht ist von gestern,

und öffnet kaum heute seine Augen der Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich beleuchtete die Sonne den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll Seegewächse, Muscheln, Fische und faulender Baumstämme: im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Nach diesem erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfang die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastigen Seen standen kalte, giftige Nebel, und (in unbebautem Land gewöhnlich) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: Gewürme sog aus ihnen sein Gift und wuchs in unglaublicher Dicke und Größe; die Elemente kämpften um unbeständige Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in Felsenklüften, außer dem Gebrülle der Auerochsen und dem Gebrumme großer Bären war viele hundert Jahre in dem lebtosen Lande gegen Mitternacht traurige Stille.

Johannes Müller.

13. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne, so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon steh'n die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geister-Chor.

Sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit,
Sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt;
Sie sangen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib!"
Der König schreit es, wüthend, er bebt am ganzen Leib',
Er wirft sein Schwert, das, blitzend, des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben, ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bindet ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

Weh' euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh' euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen, versteint, verödet liegt.

Weh' dir, verruchter Mörder! Du Fluch des Sängerthums
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört:
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwund'ner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch.
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

L. Uhland.

14. Die Perle.

Hin ist unser Nisami, die edle Perle. Der Himmel
Schuf sie aus reinstem Thau, schuf sie zur Perle der Welt.
Stille glänzte sie, doch unerkannt von den Menschen;
Darum legte sie Gott sanft in die Muschel zurück.

Herder.

15. Die Wunder.

Eines Tages im Lenze saß Salomo, der Jüngling, unter den Palmen in den Gärten seines Vaters, des Königs, und schaute vor sich nieder in tiefen Gedanken. Da trat Nathan, sein Lehrer, zu ihm und sprach: „Was sinnst du so ernst unter den Palmen?“

Der Jüngling erhob sein Haupt und antwortete: „Nathan, ich möchte gern ein Wunder sehen!“

Der Prophet lächelte und sprach: „Ein Wunsch, den ich auch in meinen Jünglingsjahren hatte.“ —

„Und ward er dir gewährt?“ fragte eilends der Königssohn.

„Ein Mann Gottes,“ fuhr Nathan fort, „trat zu mir und trug einen Granatkern in seiner Hand. Siehe, sprach er, was aus diesem Kerne werden wird! Darauf machte er mit seinem Finger eine Oeffnung in die Erde, legte den Kern hinein, und bedeckte ihn. Als er nun die Hand zurückzog, da hob sich die Scholle von einander, und ich sah zwei Blättlein hervorkommen. Aber kaum hatte ich sie gesehen, da schlossen sich die Blättlein an einander, und es ward ein runder Stamm in eine Rinde gewickelt, und der Stamm ward zusehends höher und dicker. Darauf sprach der Mann Gottes zu mir: Gieb Acht! Und indem ich aufmerkte, verbreiteten sich sieben Aeste aus dem Stamm, gleich wie die sieben Arme an dem Leuchter des Altars.

„Ich erstaunte, aber der Mann Gottes winkte und gebot mir zu schweigen und aufzumerken. Siehe, sprach er, bald werden mehrere und neue Schöpfungen beginnen! — Darauf faßte er Wasser in die hohle Hand aus dem Bächlein, das vorüber floß, und besprengte dreimal die Aeste, und siehe, nun hiengen die Aeste allesammt voll grünender Blätter, also, daß ein kühler Schatten uns umgab, vermischt mit lieblichen Düften. Woher, rief ich, diese Wohlgerüche zu dem erquicklichen Schatten? — Siehst du nicht, sprach der Mann Gottes, die purpurfarbige Blüthe, wie sie aus den grünen Blättern hervorsprosset und in Büscheln herniederhängt?

Ich wollte reden, aber ein sanfter Wind schwebte in den Blättern und streute die Blüthen um uns her, wie wenn der Schnee aus den Wolken herniederschwebt. Kaum waren die Blüthen gesunken, so hiengen zwischen den Blättern die rothen Granatäpfel hernieder, wie die Mandeln an den Stäben Aarons. — Da verließ mich der Mann Gottes in tiefem Staunen.“

Hier endete Nathan, da fragte hastig Salomo: „Wo ist er? Wie heißt der Name des göttlichen Mannes? Lebet er noch?“ —

Da erwiederte Nathan: „Sohn Davids, ich habe dir ein Traumgesicht erzählt.“ —

Als Salomo diese Worte vernahm, ward er betrübt in seinem Herzen und sprach: „Wie vermagst du mich also zu täuschen?“ —

Nathan aber fuhr fort: „Ich habe dich nicht getäuscht, Sohn Isai. Siehe, in dem Garten deines Vaters magst du Alles in Wirklichkeit schauen, wie ich dir gesagt habe. Geschieht nicht jetzt an jedem Granatbaum und andern Bäumen dasselbige?“ —

„Ja,“ sagte Salomo, „aber unbemerkt und in langer Zeit!“

Da antwortete Nathan: „Ist es darum weniger ein göttliches Wirken, weil es in leiser Stille und unbeachtet geschieht? Ich dächte, es wäre um desto göttlicher. Erkenne erst die Natur,“ sprach er darauf, „und ihr Wirken! Dann wirst du leicht an ein Höheres glauben, und nicht nach Wundern einer Menschenhand dich sehnen.

Der königliche Jüngling stand eine Zeitlang schweigend und nachsinnend. Darauf wandte er sich zu dem Propheten und sprach: „Ich gedachte eben des Wunders, wovon das Buch des Gesetzes uns zeuget, Aarons grünenden und blühenden Mandelsteckens. — Siehe solch' ein Wunder habe ich gemeint. Es war ein dünner Stab, gleich den Stecken der andern Stämme Israels. Und doch grünte und blühte er, und trug Mandeln in einer Nacht im Heiligthum . . . .“

„Ja, mein Geliebter,“ antwortete der Prophet, „im Heiligthum, und trug ewige Frucht und Blüthe . . . .“

„Blühet und grünet er denn auch jetzt noch?“ fragte Salomo; und Nathan antwortete und sprach: „Freilich, in Aarons und seines Geschlechts Hohenpriesterthum; und er wird zu seiner Zeit noch herrlicher grünen und aufblühen. Ist es nicht ein Ewiges, Himmlisches, — von Jehovah geordnet; ein Zeugniß seiner Gnade und seines Friedensbundes! Dem zeugte der Mandelstab . . . .“

„Ich verstehe dich, Mann Gottes,“ sagte erröthend der Jüngling . . . . „Wenn Himmlisches, Ewiges erscheinen soll, so muß . . . so muß, auch ohne Wurzel und Saft, der erstorbene Mandelzweig wie im Lenz erblühen . . . .“

„Auch ich verstehe dich, Jedidja,“ antwortete Nathan, und lächelte freundlich, seine Hand fassend, dem Königssohn.

Krummacher.

---

16. Seemorgen.

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle;
Und brausend geht es durch die Fluth.
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran:
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff voll froher Wanderluſt
Zieht fort unaufgehalten,
Und mächtig wird von ſeiner Bruſt
Der Wogendrang geſpalten.

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Geſprüh' der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

Soweit nach Land mein Auge ſchweift,
Seh' ich die Fluth ſich dehnen,
Die uferloſe; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich ſo lang euch meiden muß,
Berg, Wieſe, Laub und Blüthe! —
Da lächelt ſeinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme!

Lenau.

---

17. Landgraf Ludwig und der Löwe.

Der heilige Ludwig tritt hervor
Aus Wartburg's hochgewölbtem Thor,
Er grüßet fromm den Morgenſtrahl
Und ſchaut herab auf Stadt und Thal.

Und wie er ſo hinunterſchaut,
Schreckt ihn ein donnergleicher Laut,
Er wendet ſich nach dem Geſchrei
Und ſieht beſtürzt den Löwen frei.

Den Löwen, den man ihm geſchenkt,
Der ſeinen Kerker heut geſprengt; —
Sein Haupt, von Mähnen dicht umrollt,
Bewegt er wild, die Stimme grollt.

Und ſeiner Augen Flammenſtern
Iſt ſtarr gerichtet auf den Herrn;
Der aber blickt ſo feſt ihn an,
Wie ihm der Löwe kaum gethan.

Und Auge faſt im Auge ruht,
Der Landgraf aber droht voll Muth:
„Gleich lege dich, mein edles Thier,
Bei meinem Zorn befehl' ich's dir.“

Da hat der Löwe sich, erschreckt,
Zu Ludwig's Füßen hingestreckt;
Der Wärter eilt herbei, entsetzt;
Der Landgraf steht noch unverletzt. —
Ein fester Blick, ein hoher Muth
Die sind zu allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geschick's
Weicht oft dem Feuer kühnen Blick's.

Ludwig Bechstein.

---

18. Die nackten Weisen.

Als Alexander zu den nackten Weisen
Gekommen war auf seinen Siegesreisen,
Den nackten Weisen, die nicht Sorge tragen,
Wie sie sich kleiden und wovon sie speisen,
Befragt er sie um ihrer Weisheit willen,
Und diese Antwort ward ihm von den Greisen:
Wir tragen kein Gewand, weil nackt in's Leben
Der Mensch und nackt muß aus dem Leben reisen.
Wir führen Krieg nicht, weil das Gold der Erde
Nicht werth ist, roth zu färben drum das Eisen.
Die Erd' ist unser Bett und unsre Decke
Der Himmel, dessen Lichtgestirne kreisen.
Und Alexander wollte, daß erbitten
Von ihm sich sollten ein Geschenk die Weisen.
So wollest du uns binden Tod und Alter,
Daß wir nicht sterben, und auch nicht ergreisen.
Er sprach: Nur das steht nicht in meinen Kräften.
Sie sprachen: Hoher Herr, deß Macht zu preisen!
Was willst du denn uns and're Schätze bieten,
Die, wie du siehst, uns keinen Dienst erwiesen?

F. Rückert.

---

19. Kalanus.

Allen den großen und prächtigen Festen, mit denen das große Beilager von Susa verherrlicht wurde, sollte sich noch unerwartet eine Feierlichkeit von seltener und ergreifender Art zugesellen. Aus Indien her war einer jener Büßer auf dem Felde von Taxila, auf Alexanders Einladung, dessen Macht und dessen Liebe zur Weisheit er bewunderte, trotz seines Meisters Unwillen und seiner Mitbüßer Spott dem macedonischen Heere gefolgt; sein hoher Ernst, seine Weisheit und Frömmigkeit hatte ihm die Hochachtung des Königs und allgemeine Verehrung im Heere erworben, und viele edle Macedonier, namentlich der Lagide Ptolemäus und Lysimachus, der Leibwächter, suchten seinen belehrenden Umgang; sie nannten

ihn Kalanus, denn mit diesem Worte pflegte er zu begrüßen; sein einheimischer Name soll Sphines gewesen sein. Er war ein Greis von mehr denn siebzig Jahren; er hatte nie gekrankt, es war im persischen Lande, wo er zum ersten Male in seinem Leben sich krank fühlte. Da sprach er zum König, er wolle nicht ein Leben des Siechthums führen, es sei schöner, dahin zu gehen, bevor sein körperliches Leiden ihn zwänge, seine bisherige Lebensregel zu verlassen. Und der König entgegnete ihm, er sähe nicht so krank, er würde sich um nichts hinopfern; aber der Indische Büßer antwortete, bei ihm daheim gelte nichts unwürdiger, als wenn die Ruhe des Geistes durch Krankheit gestört werde, es forderen die Gebräuche seines Glaubens, daß er den Scheiterhaufen besteige, er wolle sterben nach der Sitte seines Landes. Da befahl Alexander dem Lagiden, seinem Leibwächter, den Scheiterhaufen zu erbauen, und den Flammentod des Indischen Heiligen mit aller Pracht zu feiern; er selbst mochte nicht zugegen sein, den Tod des theuren Greises mit anzusehen. Als nun der Tag gekommen war, so zog das Heer frühe Morgens im festlichen Zuge hinaus, vorauf die Reiterei und das Fußvolk im vollen Waffenglanze und die Kriegselephanten in ihrem Aufzuge, dann Schaaren Weihrauchtragender und Andere, die goldene und silberne Schaalen trugen und königliche Gewänder, um sie mit dem Weihrauch in die Flammen zu werfen, dann Kalanus selbst; ihm war, da er schon nicht mehr zu gehen vermochte, ein Nysäisches Roß gebracht worden, er konnte es nicht mehr besteigen, in einer Sänfte wurde er hinaus getragen. Und der Scheiterhaufen war aus köstlichem Holze errichtet, aus Myrrhen und Cypressen, aus Weihrauch und Cedern; als der Zug an den Fuß desselben angelangt war, stieg Kalanus aus seiner Sänfte, nahm mit einem Händedruck von jedem der Macedonier, die um ihn waren, Abschied, und bat sie, sie möchten zu seinem Gedächtniß den heutigen Tag in freudiger Feier mit ihrem Könige zubringen, bald werde er ihn in Babylon wiedersehen; dann schenkte er das Nysäische Roß dem edlen Lysimachus, und die Schalen und Gewänder den Umstehenden. Dann ward ringsum feierliche Stille, und der fromme Greis begann sich zu weihen; er besprengte sich wie ein Opferthier, er schnitt eine Locke von seinem greisen Haupte und weihte sie der Gottheit, er kränzte sich nach heimathlicher Weise und stieg, indem er Indische Hymnen sang, den Scheiterhaufen hinan; dann sah er noch einmal auf das Heer hinab, wandte sein Angesicht zur Sonne, und sank auf die Kniee, um anzubeten. Dieß war das Zeichen, es ward Feuer in den Scheiterhaufen geworfen, es schmetterten die Heertrompeten, es rief das Heer den Schlachtruf dazu, und die Elephanten erhoben ihre dumpftönenden Stimmen, als ob sie den sterbenden Büßer ihrer Heimath ehren wollten. Der aber lag anbetend auf dem Scheiterhaufen, und regte sich nicht, bis die Flammen über ihn zusammenschlugen, und ihn den Blicken entzogen;

und viele Indier, die mit hinausgezogen waren, sollen sich mit in die Flammen, die den frommen Greis verzehrten, gestürzt haben. Dann wurden zu Ehren des Todten künstlerische und gymnastische Wettkämpfe begonnen, und ein festliches Gelag bei dem Könige gefeiert, dem sich ein Wetttrinken nach Indischem Brauch, wie es Kalanus sterbend gewünscht hatte, anschloß. Für den Sieger ward ein goldner Kranz von einem Talent und kleinere Preise für die nächstbesten Trinker bestimmt.

Droysen.

---

20. Lorelei, die Zauberin.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt —
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„„Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?““ —

„Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd',
Weil Jeder muß verderben,
Der mir in's Auge sieht.

„Meine Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab,
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!“ —

„„Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lorelei,
Ich müßte denn zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei.““ —

„Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott.“

„Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe Keinen mehr,
Den Tod sollt ihr mir geben,
Drum kam ich zu euch her“

„Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.“

„Die Augen sanft und wilde,
Die Wangen röth und weiß,
Die Worte still und milde,
Das ist mein Zauberkreis.

„Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildniß seh'.“

„Drum laß mein Recht mich finden,
Mich sterben wie ein Christ;
Denn Alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist.“

Drei Ritter läßt er holen:
„„Bringt sie in's Kloster hin!
Geh Lore! Gott befohlen
Sei dein bethörter Sinn.

„„Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deiner Todesreis'.““ —

Zum Kloster sie nun ritten
Die Ritter alle drei
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lorelei.

„O Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen graß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Liebsten Schloß.“

„Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein,
Und dann in's Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein.“ —

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau ſprach: „da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein ſtehet,
Der ſoll mein Liebſter ſein.

Mein Herz wird mir ſo munter,
Es muß mein Liebſter ſein!“ —
Da lehnt ſie ſich hinunter,
Und ſtürzet in den Rhein.

Clemens Brentano.

21. Die Lorelei.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin?
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme
Und ſingt ein Lied dabei;
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Heinrich Heine.

22. Die Gegend am Meer.

Wallet das bläuliche Meer von dem kräuſelnden Wehen des Weſtwinds,
Dann hebt ſüße Begierde das ſchüchterne Herz, und das Feſtland
Iſt mir nicht länger erwünſcht; mehr lockt mich das heitre Gewäſſer.

Aber ſobald aufbrauſet die dunkelnde Tief', und das Meer ſich
Schaum aufwerfend erhebt, und die tobenden Wogen ſich ſtrecken,
Schau' ich nach Ufer und Bäumen zurück und entweiche der Salzfluth.
Lieb iſt dann mir das Land, und die ſchattigen Wälder erfreu'n mich,
Wo, ſelbſt unter dem Sturm, noch liebliche Pinien liſpeln.
Schlimm iſt wahrlich des Fiſchers Geſchick. Sein Haus iſt der Nachen;
Arbeit giebt ihm das Meer und der ſchweifenden Fiſche Berückung.
Möge mich immer der Schlummer ſo ſüß, von Platanen beſchattet,
Immer des Bergquells Rauſchen erfreu'n in der Nähe des Lagers,
Der ſüßmurmelnd den Schläfer erquickt, nicht Angſt ihm bereitet.

Nach Moſchos.

---

23. Meerfahrt.

Wie ſo rein des Himmels Bläue
Ueber meinem Haupte glänzt,
Feſt und licht wie ew'ge Treue,
Wandellos und unbegränzt!

Gleich dem ew'gen Frieden ſchimmert
Ruhig, klar und grün das Meer;
Wie die heil'ge Liebe flimmert
Hell die Sonne drüber her.

Frei und leicht, auf freien Wogen
Zog das Schiff die eb'ne Bahn,
Stolz die weißen Segel flogen,
Wie der Freiheit Siegesfahn'.

Sonne, Meer und Himmelsbläue,
Nichts um's Schiff ſonſt ringsumher!
Liebe, Freiheit, Fried' und Treue!
Ei, was willſt du denn noch mehr? —

Ach, wenn nur der Wind vom Lande
Mir ein grünes Blatt allein,
Eine Blüthe nur vom Strande
Wehte in das Schiff herein!

Anaſtaſius Grün.

---

24. Norwegiſche Natur.

Thaulow, Thorſtein und ich hatten von jeher die Begierde, das Innere der hohen Gebirge unſers Landes kennen zu lernen. Es war vor drei bis vier Jahren, als wir dieſe Gegenden laſſen ſollten, um nach Kopenhagen zu reiſen. Ingier hatte ſchon eine Reiſe nach Chriſtiania über das Gebirge nach Rummedalen gemacht und ſchloß ſich an. Man muß unſere Gebirge als den

schroffen Abfall eines mächtigen Hochlandes betrachten. Je tiefer man in das Land hineindringt, desto enger treten die wilden Gebirgsmassen zusammen; sie bilden zwischen sich Schluchten, die in ungeheure Tiefen reichen, enge Spalten, die sich in seltsamen Biegungen durch die zerrissenen Gebirgsmassen ziehen. Je mehr man sich dem Meer nähert, desto mehr erweitern sie sich, nehmen zuletzt das Meer auf und leiten es in tief einschneidenden Meerbusen dem hohen Gebirge zu. Wir standen nach einer langen Wanderung vor einer lothrechten Wand. Es schien uns unbegreiflich, wie wir sie ersteigen sollten. Da entdeckten wir, indem wir näher traten, Stufen in Zickzack gewunden, unbequem freilich, bald höher bald niedriger, man zählt ihrer an 1500. Mit welcher Beschwerde wir diese Stufen bestiegen, ist begreiflich; als wir die Höhe erreicht hatten, waren wir ganz erschöpft, alle Gliedmaßen wie zerbrochen — aber unter uns in bläulicher, ungewisser Tiefe lag das Thal, aus welchem wir heraufgestiegen waren, und vor uns erhob sich das Gebirge. Alle hohen Bäume waren verschwunden. Die kleinen krüppelhaften Weiden und Birken mit ihren dunkeln Blättern standen dicht an einander gedrängt und bedeckten die unübersehbare Anhöhe, einer Pygmäen-Wäldung ähnlich. Nur wo ein Bach rieselte, keimte das stets frische, liebliche, grüne Gras und Alpenpflanzen mit ihren weißen Blüthen.

Je höher wir kamen, desto düsterer ward Alles — und hier, in dieser Höhe trafen wir einen Bauer; sein Haus liegt der Schneegränze sehr nahe, von allen Wohnungen entfernt; große Schneeflächen befinden sich in der Nähe, die nie verschwinden; das Korn gedeiht nicht, das Gras hat eine bräunliche, traurige Farbe, man sieht keine Blumen. — Das Vieh allein, Rennthiere, Vogelwild, ernährt den rüstigen Mann mit seiner Familie. Wir stiegen in seiner Begleitung noch höher, wir drangen bis zu Haarteigen, bis jenseit der Schneelinie, die hier, in der öden, kahlen Mitte des hohen Gebirgs, ein wilderes, furchtbares Ansehen hat; und als wir zurückgiengen, bemerkten wir einen Fluß, der in schäumender Eile, einem fortdauernden Kataract ähnlich, durch das Gebirge brauste. Wir mußten auf der kahlen Höhe die Stellen suchen, die am bequemsten waren, und so wurde der Fluß öfters durchschritten, aber er hatte sich in das Gesteine hineingewühlt, er floß in den finsteren Grund einer Schlucht, die 20—40 Fuß tief war. Brücken waren über die Schlucht gebaut, die nur der kühne Bergbewohner ohne Schaudern überschreitet. Leitern ragten von beiden Seiten von den schroffen Felsenwänden über die Tiefe, festgehalten durch schwere Steinmassen, die auf den ruhenden Enden lasteten. Zwei solche Leitern erreichten sich aber nicht; daher war eine dritte Last auf die hervorragenden Enden gelegt. Man denke sich das Wandern über eine solche Brücke, oft mit schweren Lasten. Wenn man auf die lose, mittlere Leiter

tritt, bewegt sich die ganze Brücke; mehr als die Last von zwei Menschen kann sie nicht tragen, eine größere würde die Steinmassen heben, daß man in die brausende Tiefe stürzte. Freischwebend, den gähnenden Abgrund zu unsern Füssen, schwankten wir, Seiltänzern ähnlich, über diese Brücken. Uns schauderte, aber der Wirth in Maurseth lachte, es war sein täglicher Gang. Oft verwandelte sich der Fluß in einen mächtigen Wassersturz, und als wir einem solchen, der einen aufsteigenden Dampf, wie der rauchende Sturz in Tellemarken, bei Gousta, zeigte, uns neugierig nähern wollten, trat der uns begleitende Bauer auf uns zu. „Was wollt Ihr diesen kleinen Sturz betrachten?“ sagte er. „Ist es doch kaum der Mühe werth.“ „Klein nennst du ihn?“ fragten wir erstaunt. „Freilich klein, ich zeige Euch einen andern, der eine halbe Viertelmeile hoch ist.“ Wir zweifelten. „Folget mir,“ antwortete der Bauer, „es ist nicht weit.“

Wir giengen jetzt in eine Wildniß hinein, Berge mußten wir erklimmen, wieder in Schluchten hineinsteigen, durch dichtes Gebüsch uns hindurchdrängen. Endlich vernahmen wir ein dumpfes Brausen, doch nicht so stark, wie man es von einem so unglaublich mächtigen Sturz erwarten sollte. Plötzlich traten wir aus einem Gebüsch heraus und befanden uns am Rande einer lothrechten Kluft; jenseits erhob sich eine höhere, schroffe Felsenwand, so nahe, daß man glaubte, sie mit einem Steinwurf erreichen zu können. Die Felsenwände schließen ein enges, tiefes Thal ein, und hier stürzte sich eine ungeheure Wassermasse, aus der Vereinigung zweier Flüsse entsprungen, in der riesenhaften Höhe von achthundert und fünfzig bis neunhundert Fuß herunter. Die ganze Wassermasse tobt, braust, wüthet, von den engen Wänden zurückgepeitscht, in wilden Schaum zersplittert; der gähnende Felsen nimmt den riesenhaften Sturz mit trotziger Ruhe auf, verbirgt ihn in seinen tiefen Grund und jagt die zersplitterten Tropfen, in Staub verwandelt, bis zum Anfange des Sturzes zurück. Vergebens bemüht sich das Auge, in dieser Tiefe die Gegenstände zu unterscheiden. Alles verschwimmt in einer bläulichen Dämmerung, und selbst die Gewalt, mit welcher das Wasser in rasender Eile, mit furchtbarer Kraft den Felsen schlägt, tönt nur wie ein dumpfes, entferntes Brausen aus dem grauenhaften, finstern Abgrund hervor. So löst sich das Wasser tropfenweise von dem blassen Schnee ab und tröpfelt über die nassen, nackten Felsmassen und durchrieselt die dürren, grauen Flechten; emsiger schon die grünen Rinnen, und wird mächtiger, nimmt aus tausend Armen die Bäche freundlich auf, und sie strömen immer rascher, immer rauschender fort. Da wird das Rieseln schon ein lautes Rauschen, leidenschaftlicher entzündet sich die Begierde; was sich freundlich zu vereinigen schien, drängt, treibt, peitscht sich wechselseitig vorwärts, immer heftiger, immer rauschender, bis die zu-

sammengedrängte Mäſſe, wie von einer Furie des Wahnſinns ergriffen, mit lautem, Alles übertäubendem Geſchrei ſich hinunterſtürzt in den gähnenden Abgrund. Aber in erhabene Einſamkeit verbirgt die Natur dieſe rieſenhaft ſich immer von Neuem erzeugende That. Die Thiere fliehen aus der Nähe, keine menſchliche Wohnung nähert ſich dieſer geheimnißvollen Stätte, nur die ſtille Vegetation darf ein ſtummer Zeuge des Wunders ſein. Die Geſchichte verſtummt, kein menſchliches Ereigniß drängt ſich in dieſe Einſamkeit, keine Klage, kein Jubel miſcht ſich mit dem Gebrüll des Sturzes, und nur dem einſamen, müſſigen Wanderer iſt es vergönnt, ihn in kurzen Augenblicken zu bewundern. Uns aber iſt das Bild unvergeßlich, und wir ſchauen das Vaterland wie mit einer heiligen, religiöſen Scheu an, ſeit wir ſeine verborgenen Wunder kennen. Oft tönt mir, wie aus weiter Ferne, der Sturz in das Ohr, und ich ſehe die mächtigen Schaummaſſen, zwiſchen den Felſen eingepreßt, ſich in den Abgrund hinunterſtürzen.

Durch enge Fußpfade, zwiſchen wildem Geſtrüppe, über rauhe Felſenwege gelangten wir in das enge Thal; an vielen Stellen füllt das Waſſer die ganze Schlucht aus und brauſt in dieſer düſtern Rinne an beiden Seitenwänden; dann traten wieder ſchmale, grüne Stellen hervor, das Thal erweiterte ſich, indem es ſich in mannichfaltigen Krümmungen wand; aber Felſenwände ſtanden in erſchreckender Höhe und Nähe da, und nur ein ſchmaler Streifen des blauen Himmels warf ein dämmerndes Licht in die enge Tiefe, die uns einklemmte. Hier trafen wir eine Wohnung, ein Bauer mit ſeiner Familie hatte ſich in dieſe einſame Schlucht hineingedrängt, und aus der Rauch- und Lichtöffnung entdeckte man beide Felſenwände zugleich. Es iſt, als drohte ſie hoch über dem Dache des kleinen Hauſes ſich zu ſchließen. Als wir nun in dieſem ſeltſamen Thal den Biegungen folgten, den brauſenden Fluß neben uns, von der drohenden Felſenenge umſchloſſen, ward es immer dunkler. Der Tag iſt hier viel kürzer, ſelbſt mitten im Sommer dringt die Sonne nur ein paar Stunden in die enge Kluft hinein, und bald tappten wir im Finſtern. Rieſenhafte Felſenblöcke hatten ſich in dem engen Thale angehäuft, nicht, wie gewöhnlich, von oben heruntergeſtürzt. Die Wände waren unten im Grunde wie zerſprengt; große Aushöhlungen hatten ſich dadurch gebildet, und die feſte Maſſe hieng, wie freiſchwebend, auf beiden Seiten über uns. Dichtes Gebüſch wucherte verworren zwiſchen den Felſentrümmern, die in wilder Unordnung übereinander geſtürzt waren; große, einzelne Bäume umfaßten mit ihren kahlen Wurzeln die rauhen Blöcke und ſchauten von der Höhe düſter in das vorüberrauſchende Waſſer. Das Fortkommen ward immer beſchwerlicher, ja, als die Finſterniß zunahm, ſogar gefährlich. „Hier iſt die Kirche und die Kanzel, ſagte Ingier, und hier wollen wir bleiben.“ Unſer Begleiter hatte uns verlaſſen, er war bei ſeinen

Verwandten in der einsamen Rauchhütte geblieben, und Jugler hatte die Führung über sich genommen. Es war uns, so jung und rüstig wie wir waren, keineswegs angenehm, die Nacht auf eine solche Weise zuzubringen. Eine wilde Zusammenhäufung von Felsenmassen, die einen mannichfaltig sich windenden engen Raum einschließen, nennt man die Kirche, sowie einen hoch oben hervorspringenden großen Felsenblock die Kanzel, und durch einen sonderbaren Zufall haben die zusammengehäuften Massen eine Art Wendeltreppe gebildet, die von einer innern Höhle nach seinem Gipfel führt. Ein schmaler Eingang führt zu der Höhle, und wir beschlossen, Gras und Moos zu sammeln um uns dort ein nächtliches Lager zu bereiten. Hier, da wir, begraben in den verborgensten Tiefen der Steinwelt, wie unterirdische Geister in nächtlicher Stille herumwühlten, während die Gebirgswasser neben uns brausten, erschien uns Alles wahrhaft gespensterhaft. Wir hatten ein Licht angezündet, kein Luftzug drang zu uns. Trockene Zweige wurden zum Brennen gebracht, und schnell prasselte eine mächtige Flamme auf, die eine seltsame Beleuchtung auf die dunkeln Felsenwände und das brausende Wasser warf. Thorstein kroch, als wir nach langem Suchen den Eingang fanden, hinein. Es sah aus, als verschwände er, einem Kobold ähnlich, in den dichten Felsen. Kaum war er verschwunden, als seine Stimme wunderbar hohl aus dem Felsen heraustönte. Es ist darinnen gar nicht übel, rief er, die Höhle erweitert sich, und wir können an einer Stelle ein bequemes Lager bereiten. Unser Ränzel, gut mit Eßwaaren und Wein versorgt, ward jetzt ausgeleert und am nächtlichen Feuer unser Abendbrod genossen; eine Menge trocknes Holz und Reißig ward herbeigeschleppt, das Feuer verstärkt, daß die Flamme hoch aufloderte. Der Rauch wirbelte in die Höhe, die Flamme prasselte, die Schatten spielten auf den düstern, hohen Felsenmassen, die uns so enge umschlossen, und der Bergfluß rauschte von dem Schein des Feuers beleuchtet.

In dieser abentheuerlichen Lage wurden mit Frohsinn die Gläser geleer; erst spät in der Nacht lagerten wir uns in der Höhle, schliefen bis zum Morgen und erreichten noch an demselben Tage unsere Heimath. **Heinrich Steffens.**

---

25. Der Cid *) rächt die Ehre seines Vaters.

a.

Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war Keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach,

*) Dieser Held ist der gefeiertste in der älteren spanischen Geschichte. Er hieß eigentlich Don Rodrigo (auch Ruy) Diaz, gehörte dem verehrten kastilischen

An die Schmach des edlen, alten,
Tapfern Hauſes der von Lainez,
Das die Iñigos an Ruhme,
Die Abarcos übertraf.

Tief gekränket, ſchwach vor Alter,
Fühlt' er nahe ſich dem Grabe,
Da indeß ſein Feind, Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.

Sonder Schlaf und ſonder Speiſe,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über ſeine Schwelle,
Spricht mit ſeinen Freunden nicht,

Höret nicht der Freunde Zuſpruch,
Wenn ſie kommen, ihn zu tröſten;
Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt' er, ſchände ſeinen Freund.

Endlich ſchüttelt er die Bürde
Los des grauſam-ſtummen Grames,
Läſſet kommen ſeine Söhne,
Aber ſpricht zu ihnen nicht;

Bindet ihrer Aller Hände
Ernſt und feſt mit ſtarken Banden;
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

Faſt ſchon iſt er ohne Hoffnung,
Als der jüngſte ſeiner Söhne,
Don Rodrigo, ſeinem Muthe
Freud' und Hoffnung wiedergab.

Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er vor den Vater rückwärts:
„Vater,“ ſpricht er, „ihr vergeſſet,
Wer ihr ſeid, und wer ich bin.

Heldengeſchlechte Lainez an, und empfieng zuerſt von dankbaren Feinden den Beinamen Cid (d. i. Herr), von ſeinem König und Volke einen zweiten: Campeador (der Kriegskundige). Geboren vielleicht 1026, ſtarb er 1099. Sein Geburtsort iſt ungewiß; man findet ihn übrigens den Cid von Vivar genannt (nach einer Stadt bei Burgos). Wo er aber auch das Licht zuerſt erblickt haben mag, er iſt „der zu guter Stunde Geborne, zu guter Stunde Umgürtete,“ wie die ſpaniſchen Lieder ihn preiſen. In den Kämpfen der Chriſten und Mauren zeigte er ſich als die Blume ritterlicher Heldenkraft; dadurch, ſowie durch unerſchütterliche Treue gegen die Könige, denen er diente, Edelmuth und Milde gegen die Feinde, Redlichkeit gegen Jedermann, Schönheit und Anmuth der Sitten und herzliche Frömmigkeit wurde er der Liebling ſeiner Nation und blieb es noch Jahrhunderte nach dem Ende ſeiner Laufbahn.

Hätt' ich nicht aus euern Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebotne Schmach."

Strömend flossen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen;
„Du," sprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, bist mein Sohn.

Ruhe giebt dein Zorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt dein Unmuth!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unsers Hauses Feind

Hebe sich dein Arm!" — „Wo ist er?"
Rief Rodrigo; „wer entehret
Unser Haus?" Er ließ dem Vater
Kaum es zu erzählen, Zeit.

b.

Angehört den Schimpf des Hauses,
Geht, gedankenvoll, Rodrigo,
Denkt an seine jungen Jahre,
Denkt an seines Feindes Macht.

„In Asturien's Gebirgen
Zählet Gormaz tausend Freunde,
Er in Königs Rath der Erste,
Er der Erste in der Schlacht."

Aber, wenn er die dem Vater
Zugefügte Schmach bedenket,
Was bedeutet alles Andre?
Recht will er vom Himmel nur.

Bravheit ist er seiner Ehre
Schuldig; schadet der die Jugend?
Für sie stirbt aus ächtem Stamme
Selbst das neugeborne Kind.

Eilig langet er den Degen
Sich herab, den einst Mudarda
Führte, jener tapfre Bastard; —
Traurig hieng der Degen da,

Als ob er, vor Alter rostend,
Seines Herren Tod betraure. —
Eh' er noch ihn an sich gürtet,
Redet er den Degen an:

„Dir geſagt ſei es, du edler
Degen, daß ein Arm dich faſſet,
Gleich des Baſtard's Arm! Und fühleſt
Du, daß ihm noch Stärke fehlt,

Rückwärts wird er niemals weichen,
Wenn er dich im Kampfe führet;
Edler, du von gutem Stahle,
Doch von beſſerm iſt ſein Herz.

Werth wird deſſen, dem du dieneſt,
Der ſein, dem fortan du dieneſt;
Würd' er jemals unwerth deiner,
Nun ſo dienſt du Keinem mehr.

Tief in ſeine Eingeweide
Birgt er dich. — Hinaus in's Freie!"
Rief er, „denn die Stund' iſt kommen
Der gerechtſten Rache Zeit."

Heimlich, daß es Niemand wußte,
Gieng er aus des Vaters Hauſe;
Und noch war es keine Stunde,
Traf er ſeinen ſtolzen Feind.

c.

Auf dem Platze des Palaſtes
Traf Rodrigo auf Don Gormaz.
Einzeln, Niemand war zugegen,
Redet er den Grafen an:

„Kanntet ihr, o edler Gormaz,
Mich, den Sohn des Don Diego,
Als ihr eure Hand ausſtrecktet
Auf ſein ehrenwerth Geſicht?

Wußtet ihr, daß Don Diego
Ab von Laynn Calvo ſtamme?
Daß nichts reiner und nichts edler,
Als ſein Blut iſt und ſein Schild?

Wußtet ihr, daß, weil ich lebe,
Ich, ſein Sohn, kein Menſch auf Erden,
Kaum der mächt'ge Herr des Himmels
Dieß ihm thäte ungeſtraft?" —

„Weißt du," ſprach der ſtolze Gormaz,
„Was wohl ſei des Lebens Hälfte,
Jüngling?" — „Ja," ſprach Don Rodrigo,
„Und ich weiß es ſehr genau.

Eine Hälfte ist, dem Edlen
Ehr' erzeigen, und die andre,
Den Hochmüthigen zu strafen,
Mit dem letzten Tropfen Bluts

Abzuthun die angethane
Schande." — Als er dieß gesagt,
Sah er an den stolzen Grafen,
Der ihm diese Worte sprach:

„Nun, was willst du, rascher Jüngling?" —
„Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz,"
Sprach der Cid; „ich hab's gelobet!" —
„Streiche willst du, gutes Kind,"

Sprach Don Gormaz, „eines Pagen
Streiche hattest du verdienet."
O ihr Heiligen des Himmels!
Wie ward Cid auf dieses Wort!

d.

Thränen rannen, stille Thränen
Rannen auf des Greises Wangen,
Der, an seiner Tafel sitzend,
Alles um sich her vergaß,

Denkend an die Schmach des Hauses,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohn's Gefahren
Und an seines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuversicht und Hoffnung;
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

Noch versenkt in tiefer Sorge
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unter'm Arme
Und die Händ' auf seiner Brust,

Lang' ansieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd. „Iß, o guter Greis!"

Spricht er, weisend auf die Tafel.
Reicher flossen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachst du, sprichst du mir dieß Wort?" —

„Ja, mein Vater! Und erhebet
Euer edles, werthes Antlitz.“ —
„Iſt gerettet unſre Ehre?“ —
„Edler Vater, er iſt todt.“

„Setze dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit dir ſpeiſen.
Wer den Mann erlegen konnte,
Iſt der Erſte ſeines Stamms.“

Weinend knieete Rodrigo,
Küſſend ſeines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angeſicht.

---

26. Chds Schönheit.

Nie erſcholl ein Ruhm gerechter,
Größer nie, als Don Rodrigo's:
Denn fünf Könige der Mauren,
Mauren aus der Moreria
Waren ihm Gefangene.

Und nachdem er mit Vereidung
In Vaſallenpflicht und Zinspflicht
Sie genommen, ſandt' er alle
Wieder in ihr Land zurück.

Als nach ſieben langen Jahren
(Nie wär' er von ihr gewichen)
Don Fernando jetzt die feſte
Stadt Coimbra, feſt durch Mauren
Und durch Thürme, überwand;

Weihet er der Mutter Gottes
Die prachtvollſte der Moſcheen;
Hier in dieſem heil'gen Tempel
Hielt Rodrigo Ritterwacht.

Hier in eignen Königshänden
Gürtet ihm das Schwert der König;
Und die Königin, ſie führet
Selber ihm den Zelter zu.

Die Infantin, Donna Uraka,
Schnallt ihm an die goldnen Sporen:
„Mutter,“ ſprach ſie, „welch ein Ritter!
Einen ſchöner'n ſah ich nie!
Glücklich iſt das Bauernmädchen,
Die ihn ohne Scheu des Vorwurfs

TAYLOR INST. OXFORD

Unanständig niedrer Sitte
Lang anschauen nach Gefallen,
Ohne Scheu ihn sehen darf.
Glücklicher ist die Gemahlin,
Die ihm zuführt seine Mutter,
Ihm, dem Schönsten, den ich sah!"
Also sprach die Königstochter,
Doch nicht mit der Rosenlippe;
Tief nur im verschwiegnen Busen
Sprach also ihr stilles Herz.

---

27. Cids und Ximenes Hochzeit *).

a.

Herrlich gieng am Hochzeittage
Auf die Sonne. Don Rodrigo,
Abgelegt die Waffenrüstung,
Kleidet sich mit seinen Brüdern
Hochzeitlich und fröhlich an.

Aecht Walloner-Pantalone,
Mit Scharlach gezackte Schuhe,
Fein an Leder; zween Stifte,
Hefteten sie fest und enge
An den kleinen, netten Fuß.

Jetzo zog er an die Weste,
Eng anliegend, ohne Borten:
Dann die schwarze Atlas-Jacke,
Wohlgepufft mit weiten Aermeln;
(Wenig hatte sie sein Vater
Nur getragen). Auf den Atlas
Fiel von ausgezacktem Leder
Breit, anständig das Kollet. —

Und ein Netz mit goldnen Fäden,
Eingewirkt in grüne Seide,
Schloß sein Haar ein. Auf dem Hute
Von Cortrayer feinem Tuche
Hob sich eine Hahnenfeder,
Wunderbarlich hoch und roth.

---

*) Ximene, die Tochter des Grafen Gormaz, flehte anfangs den König Fernando an, ihre Sache gegen den Cid zu verfechten; dieser lehnte es ab, der glühende Haß Ximenes gegen den Cid, der sie liebte, verkehrte sich in Zärtlichkeit, ja sie reichte ihm ihre Hand. Fernando überhäufte das Paar mit Wohlthaten.

Schönbefranzt bis auf die Hüfte
Reichet ihm die Jazerine,
Und um seine Schultern spielet
Ausgeplüscht ein Hermelin.

Und der unverzagte Degen;
Tizonada war sein Name,
Er der Schrecken aller Mauren,
Hängt in schwarzen Sammetbändern
An dem festen, tapfern Gurt.
Ausgezackt, gefaßt mit Silber,
War der Gurt; ein feines Schnupftuch
Wohlgefaltet, hieng an ihm.

So gekleidet gieng der edle
Cid, begleitet von den Brüdern,
Hin zum weiten Kirchenplatz,
Wo der König und der Bischof
Und die Herrn des Hofes alle
Mit Ximenen ihn erwarten,
Mit Ximenen, seiner Braut.

Sittsam stand sie da, Ximene,
Von elastisch feiner Leinwand
Pufte ihre Flügelhaube;
Von dem feinsten Londner Tuche,
Wohl garnirt war ihre Kleidung,
Die von Schultern zu den Füssen
Barg und zeigte ihren Wuchs.
Auf zwei roßgen Pantoffeln
Stand als Königin sie da.

Ihren Hals umschlang ein Halsband;
An ihm hiengen acht Medaillen,
Einer Stadt an Werthe gleich,
Und die reichste unter ihnen
Den Sankt Michael darstellend,
Schwer von Perlen und Juwelen,
Hieng Ximenen an der Brust.

So begaben die Verlobten
Zum Altar sich: vor'm Altare,
Eh' der Braut die Hand er reichte
Sah er mit dem Blick der Liebe
Und sprach zu ihr tiefbeschämt:

„Fräulein, einen Mann von Ehre
Leider! hab ich euch getödtet.
Denn es wollt' es Ehr' und Pflicht.
Diesen Mann geb' ich euch wieder,

Und was ihr mit ihm verloret,
Vater, Freund', Verwandte, Diener,
Alles geb ich euch, mit Allem
Mich euch, euren Ehgemahl."

Aus zog er den kühnen Degen
Vor'm Altare, kehrt zum Himmel
Seine Spitze: „Mich zu strafen,"
Sprach er, „diene dieser da,
Wenn mein Lebenlang den Eidschwur
Ich verletze: euch zu lieben
Und euch alles zu ersetzen
Wie ich euch vor Gott gelobt. —
Und nun auf, mein guter Onkel
Luyn Calvo, segnet uns!" —

b.

Vom Altar und aus der Kirche
Zog die Hochzeitsfeier prächtig,
Don Rodrigo und Ximene.
Stattlich an Ximenens Seite
Gieng der König, der Vermählten
Vormund; an Rodrigo's Seite
Gieng der fromme, gute Bischof;
Dann der Herren langer Zug.

Wohl durch einen Ehrenbogen
Gieng der Zug hin zum Palaste.
Ausgehängt aus allen Fenstern
Hiengen goldgestickt Tapeten,
Und den Boden deckten Zweige,
Frische Kräuter, Rosmarin.

Auf den Straßen, auf den Gassen
Längs hinan bis zum Palaste
Tönet in getrennten Chören,
Unter Saitenspiel und Cymbeln,
Glückwunsch, Freud' und Lustgesang.

Alvar Fannez, (unter allen
Freunden Cid's ihm stets der Erste)
Jetzt von Dienern reich begleitet
Und geschmückt mit schönen Hörnern,
Zeigt er prächtig sich als Stier.

Antolin auf einem Esel,
Ihn gleich einem Rosse tummelnd;
Martin Pelaëz mit Blasen;
Voller Erbsen, die er auswarf,
Allem Volk zur lauten Lust.

Herzlich lacht darob der König,
Gab dem Pagen, der den Damen
Zum Erſchreck den Teufel ſpielte,
Eine Handvoll Maravedis,
Auszuwerfen unter's Volk.

Alſo führete der König
Sich zur rechten Hand Ximenen;
Und die Königin empfieng ſie,
Hinter ihr die Herrn vom Hofe;
Froh und freier war der Zug.

Waizen warf man aus den Fenſtern,
Daß der Hut des Königs ſelber,
Das Ximenens Buſenkrauſe
Dicht und voll von Waizen lag.

Aber von Ximenens Seele
War das taumelnde Gelächter
Weit entfernt; ſie iſt zu glücklich,
Als daß ſie ſich luſtig zeige.
Mehr ſpricht ihr gerührtes Schweigen,
Als die lautſte Fröhlichkeit.

---

28. Cid, der Lehnsherr von Königen.

Gen Zamora, wo der König
Eben Hof hielt, mit den Edeln,
Kamen Mauriſche Geſandte
Zum Rodrigo von Vivar.
Von fünf Königen der Mauren,
Die er einſt in Pflicht genommen,
Waren ſie die Abgeſandten,
Ihm zu reichen den Tribut:
Hundert Pferd' Araberſtammes,
Edle Roſſe; drunter zwanzig
Weiße, zart wie Hermelin;
Zwanzig apfelfarbne graue,
Dreißig rothe, dreißig braune,
Alleſamt mit reichen Decken
Ueberlegt und ſtolz bezäumt.
Für Donna Ximene brachten
Reichen Schmuck ſie an Juwelen,
Zwei koſtbare Hyazinthen;
Auch zwei Kiſten Seidenſtoffe,
Ihren Knappen zur Livrei.

Ehrerbietig wie Vaſallen
Naheten ſie ihrem Lehnsherrn,
Nannten ihn Gebieter, Cid.

„Freunde, (sprach der Cid) ihr irret;
Wo mein Herr, der König, Hof hält,
Bin ich selber ein Vasall;
Der Tribut, den mir ihr bringet,
Er gehöret meinem Herrn.“ —

„Sagt,“ erwiederte der König,
„Euren Herren: daß ihr Lehnsherr
Kein Monarch zwar sei, doch leb' er
Mit Monarchen. Ich besitze
Nichts, was ich nicht ihm verdanke,
Meinem Feldherrn, eurem Cid.“

Also kehrten die Gesandten
Heimwärts, ohne recht zu wissen,
Wer Vasall, wer König sei.

29. Der ritterliche Kampf.

Nah der Mauer von Zamora
War zum grausen Todeskampfe
Zubereitet schon der Platz.
Schon durchritt ihn Don Diego,
Mit der Stärke des Alciden
Seine jungen Feind' erwartend.

Schweigt, unglückliche Trommeten,
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall!

Wer den väterlichen Segen
Erst empfieng, es war Don Pedro,
Er, der Brüder ältester.
Als er vor Diegos Antlitz
Kam, begrüßt' er ihn bescheiden,
Als den ältern Kriegesmann:

„Möge Gott euch vor Verräthern
Schützend eure Waffen segnen,
Don Diego. Ich erschein' hier,
Von dem Schimpfe des Verrathes
Mein Zamora zu befreien.“ —

„Schweig! erwiedert Don Diego,
Denn Verräther seid ihr Alle.“
Und so trennen Beide sich,
Raum zu nehmen, Beide rennen
Mächtig los; es sprühen Funken —
Ach, das Haupt des jungen Kriegers
Trifft Diego; er zerspaltet
Seinen Helm, durchbohrt sein Hirn —

Pedro Arias stürzt vom Rosse
In den Staub hin.
Don Diego
Hebt den Degen und die Stimme
Fürchterlich hin gen Zamora.
„Sendet einen Andern, rief er,
Dieser liegt.“ Es kam der Andre,
Kam der Dritte, der auch fiel.
Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall.
Thränen flossen, stille Thränen
Auf des guten Greises Wangen,
Als er seinen jüngsten Sohn,
Seines Lebens letzte Hoffnung,
Waffnete zum Todeskampf.
„Auf“, sprach er, „mein Sohn Fernando,
Mehr, als du an meiner Seite
Noch im letzten Kampf geleistet,
Mehr verlang' ich nicht von dir.
Eh' du in die Schranken eintrittst,
So umarm' erst deine Brüder
Und dann blick' auf mich zurück.“ —
Weint ihr, Vater?
„Sohn, ich weine!
So weint' über mich mein Vater
Einst, beleidiget vom König
Zu Toledo. — Seine Thränen
Gaben mir des Löwen Stärke,
Und ich bracht' ihm, welche Freude!
Seines stolzen Feindes Haupt.“
Mittag war es, als der letzte
Sohn des Grafen Arias,
Don Fernando, auf den Platz trat;
Dem Besieger seiner Brüder,
Seinem stolzen Blick begegnet
Er mit Ruh' und Festigkeit.
Dieser spielend mit dem jungen
Krieger, nahm den ersten Streich auf,
Auf die Brust, er war nicht tödtlich.
Aber bald lag mit den Trümmern
Ihrer Rüstungen der Kampfplatz
Ueberdeckt. Gebrochen lagen
Schon die Schranken; beide Rosse
Keuchen, durch und durch im Schweiß;

Als man ihnen Morgensterne,
Kolben brachte, deren Eisen
Blitzt in ihrer Beider Hand.
Und der erste Schlag des Eisens
In der stärkern Hand Ordonno's
Traf — des edlen Jünglings Haupt.
Todtverwundet (seinem Rosse
Griff er um den Hals und hält sich
An der Mähn' ihm) Hölleneifer
Giebt zum letzten Streich ihm Kraft.
Dieser Streich, er thut ihn tapfer;
Aber weil das Blut des Hauptes
Sein Gesicht bedeckt, so trifft er,
Ach! die Zügel nur des Rosses,
Sie durchhauend. Es bäumt das Roß sich,
Wirft den Reiter aus den Schranken —
Sieg! schrieen alle Zamoraner;
Das Gericht des Kampfes schwieg.

Arias Gonsalo, zum Kampfplatz
Eilend, fand den Kampfplatz leer;
Sah den jüngsten Sohn verblühen,
Ihn verblüh'n wie eine Rose
Eh' sie sich entfaltete.

Schweigt, unglückliche Trommeten,
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall!

---

30. Cids Ende.

a.

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt? —
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letzten Mal'.

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen
Und du Aussicht auf das Meer hin!

Ach, der Tod, er raubt uns Alles!
Wie ein Habicht raubt er uns!
Seht, es brechen seine Augen, —
Er blickt hin zum letzten Mal.

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal sehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher — mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten, alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund,
Fühlt er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen, stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal'.

Gerne hätt' sich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen,
Edel, denn der Cid entschläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Klarinetten, tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen!
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

b.

Ausgeathmet hat der gute
Cid, der von Bivar sich nannte.
Zu vollbringen seinen Willen
Ist Gil Diaz jetzt bedacht.

Balſamiret wird ſein Leichnam,
Friſch und ſchön, als ob er lebte,
Sitzt er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig weißem Bart.

Eine Tafel ſtützt die Schultern,
Eine Tafel Kinn und Arme;
Unbewegt auf ſeinem Stuhle
Sitzt er da, der edle Greis.

Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegstrommeten,
Weckten auf den Maurenkönig,
Der Valencia hart umſchloß.

Mitternacht war's, und man ſetzte
Auf ſein gutes Pferd Babieça
Grad und feſt den todten Herrn;
Schwarz und weiße Niederkleider,
Aehnlich dem gewohnten Harniſch,
Den Cid an den Beinen trug;
Durchgenäht mit goldnen Kreuzen
War die Kleidung; ihm am Halſe
Eingefaßt mit der Deviſe,
Wellenförmig hieng ſein Schild.
Von gemaltem Pergamente
Stand ein Helm ihm auf dem Haupte;
Ganz in Eiſen eingekleidet
Schien er da auf ſeinem Roß,
In der Rechten die Tizona. —

Neben ihm zu einer Seite
Gieng Jeronymo, der Biſchof,
An der andern gieng Gil Diaz;
Beide führten den Babieça,
Der ſich ſeines Herrn erfreute,
Der noch einmal auf ihm ſaß.

Sacht geöffnet ward die Pforte,
Die hin gen Kaſtilien führet,
Trabethor wird ſie genannt;
Durch ſie zog Pedro Bermudes
Mit erhobner Fahne Cid's,
Neben ihm vierhundert Ritter
Zur Bedeckung ihr voran.
Jetzt nun folgete Cid's Leiche,
Hundert Ritter um ſie her;
Hinter ihr Donna Ximene,
Wohlbegleitet von ſechshundert
Edlen Männern, ihrem Schutz.

Schweigend gieng der Zug und langsam,
Leis', als wären es kaum Zwanzig;
Aus Valencia waren Alle
Längst schon, als der Tag anbrach.

Alvar Fannez war der Erste,
Wüthig stürzt er auf die Mauren,
Die Bukar hieher gelagert,
Ungeheuer war die Zahl.

Traf zuerst auf eine schwarze
Mohrin, die aus türk'schem Bogen
Gift'ge Pfeile tödtlich schoß,
Also meisterhaft, daß man sie
Einen Stern des Himmels nannte;
Sie und ihre Schwestern alle,
Hundert schwarze Weiber, streckte
Alvar Fannez in den Staub.

Dieß geseh'n, erschracken alle
Sechs und dreißig Mohrenkön'ge;
Furchterblasset stand Bukar.
Wohl sechshunderttausend Ritter
Dünkt ihnen das Heer der Christen,
Alle weiß und hell, wie Schnee.
Und der Schrecklichste vor Allen,
Reitend vor auf weißem Rosse,
Größer, als die andern Alle,
In der Hand ein' weiße Fahne,
Auf der Brust ein farbigt Kreuz;
Sein Schwert glänzete, wie Feuer —
Als er anlangt bei den Mauren,
Breitet ringsum er den Tod.
Alle fliehen nach den Schiffen,
Viele stürzen sich in's Meer.
Wohl zehntausend waren ihrer,
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Fluth verschlang.
Von den Mohrenkön'gen blieben
Zwanzig; nur Bukar entrann.

Also siegt' auch nach dem Tode,
Weil San Jago ihm vorangieng,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Aermste wurde reich.

Sodann setzten nach dem Willen
Cid's die freundlichen Begleiter
Nach San Pedro de Cordonna
Ruhig ihre Reise fort.

J. G. von Herder.

31. Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sich selbst. „Mich hat der Herr gepflanzt," so sprach die erhabne Ceder; „Festigkeit und Wohlgeruch, Dauer und Stärke hat er in mir vereint." Jehovahs Huld hat mich zum Segen gesetzt, so sprach der umschattete Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet. Der Apfelbaum sprach: „wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Paradieses." Und die Myrthe sprach: „„wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter meinen Geschwistern, dem niedrigen Gesträuch."" So rühmten alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tannen rühmte sich. —

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir," sprach er zu sich selbst, „scheint Alles versagt zu sein, Stamm und Aeste, Blüthe und Frucht, aber so, wie ich bin, will ich noch hoffen und warten." Er sank danieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe! da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf und schlang den zarten Baum an seine Laube. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Glut der Sonne durchdrang ihre harten grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund. Die stolzen Bäume beneideten jetzt die schwache Ranke: denn viele von ihnen standen schon entfruchtet da; er aber freute sich seiner schlanken Gestalt und seiner harrenden Hoffnung.

Darum erfreut sein Saft noch jetzt des Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Muth und erquicket den Betrübten.

* * *

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus. Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft, die schwache Rebe gebiert Begeisterung und Entzückung.

Herder.

32. Der Frühling.

Jetzt da fern von dem Aether der stürmische Winter gefloh'n ist,
Lächelt die purpurne Zeit des Blumen erweckenden Lenzes.
Schon bekränzt mit dem sprossenden Gras sich der düstere Boden,
Jugendlich wallen die Haare des Laubes um grüne Gesträuche.
Sanft von dem Thaue genetzt des pflanzenerquickenden Morgens
Lächeln die Wiesen umher, indeß sich die Rosen entfalten.
Fröhlich auch stimmt im Gebirg der Schäfer zum Liede die Syrinx,
Grauliche Zicklein springen einher, es freut sich der Geishirt.
Und schon steuert der Schiffer hinaus in die breiten Gewässer,
Schwellend flattern die Segel im günstigen Hauche des Westwinds.
Nun auch jubeln sie auf zum Gönner des Weins, Dionysos,
Alle das Haar umkränzt mit der Blüthe des traubigen Epheus.
Künstliche Werke beginnen die rinderentsprossenen Bienen,*)
Anmuthvolle; sie sitzen im Korb und wirken das helle,
Zierliche Zellengebild' aus Wachs, frisch quellend von Honig.
Schmetternd erheben ihr Lied ringsum die Geschlechter der Vögel,
Meer-Eisvögel am Strand und nahe dem Hause die Schwalben,
Schwän' am Gestade des Stroms und die Nachtigall in dem Dickicht.
Wenn nun das Haar an dem Baume sich freut, wenn es sprießet auf Erden,
Hirten die Syrinx labt und wollige Heerden der Weidplatz,
Schiffer die Fluth durchzieh'n, Dionysos Tänze bereitet,
Wenn das gefiederte Volk sein Lied singt, Bienen sich mühen,
Ziemen da nicht dem Sänger im Lenz auch liebliche Lieder?

Nach Meleagros.

---

33. Die Frühlingsfeier.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergeh'n!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! der Tropfe am Eimer
Kam aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größer'n Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen.

---

*) „Nach einer alten, eigentlich ägyptischen Vorstellung wuchsen Bienen von selbst aus Rinderaase."

Da ein Strom des Lichts rauſcht' und unſ're Sonne wurde,
Ein Wogenſturz ſich ſtürzte wie vom Felſen
Der Wolf herab und den Orion gürtete,
Da entrannteſt du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer ſind die tauſendmal tauſend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengeſtirne, die aus Strahlen zuſammen ſtrömten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlich-golden neben mir ſpielt,
Du lebſt; und biſt vielleicht,
Ach! nicht unſterblich.

Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch dieſe Thräne dem Endlichen,
O du, der ſein wird!

Du wirſt die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Biſt du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, ſo werde dann
Wieder verfliegender Staub,
Oder was ſonſt der Ewige will!

Ergeuß von Neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preiſe den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Iſt meine Harf' umwunden! ich ſinge dem Herrn!
Hier ſteh' ich. Rund um mich
Iſt Alles Allmacht! und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht ſchau' ich die Schöpfung an,
Denn du:
Namenloſer, du!
Schufeſt ſie!

Lüfte, die um mich weh'n und ſanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angeſicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden ſie ſtill, kaum athmen ſie,
Die Morgenſonne wird ſchwül!
Wolken ſtrömen herauf;
Sichtbar iſt, der kommt, der Ewige!

Nun ſchweben ſie, rauſchen ſie, wirbeln die Winde!
Wie beugt ſich der Wald! wie hebt ſich der Strom!
Sichtbar, wie du es den Sterblichen ſein kannſt,
Ja, das biſt du, ſichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt ſich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angeſicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! erbarme dich meiner!

Zürneſt du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand iſt?
Dieſe Nacht iſt Segen der Erde.
Vater, du zürneſt nicht!

Sie kommt, Erquickung auszuſchütten
Ueber den ſtärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürneſt nicht!

Alles iſt ſtill vor dir, du Naher!
Ringsumher iſt Alles ſtill!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf!
Iſt es vielleicht nicht ſeelenlos? iſt es unſterblich?

Ach! vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürſte, zu preiſen!
Immer herrlicher offenbareſt du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehova's Donner?
Hört ihr ihn, hört ihr ihn,
Den erſchütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, geprieſen
Sei dein heiliger Name!

Und die Gewitterwinde? ſie tragen den Donner!
Wie ſie rauſchen! wie ſie mit lauter Woge den Wald durchſtrömen!
Und nun ſchweigen ſie! Langſam wandelt
Die ſchwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in den Wolken den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geſchmetterte Wald dampft!

Aber nicht unſre Hütte!
Unſer Vater gebot
Seinem Verderben,
Vor unſrer Hütte vorüber zu geh'n!

Ach, ſchon rauſcht, ſchon rauſcht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun iſt, wie dürſtete ſie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlaſtet!

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In ſtillem, ſanftem Säuſeln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt ſich der Bogen des Friedens!

Klopſtock.

---

34. Das Glück eines ſchwediſchen Pfarrers.

Der Pfarrer, der aus Deutſchland in ein ſehr nördlich-polariſches Dörflein vozirt worden, ſteht heiter um ſieben Uhr auf und brennt bis 9½ Uhr ſein dünnes Licht. Noch um 9 Uhr ſcheinen Sterne, der helle Mond noch länger. Aber dieſes Hereinlangen des Sternhimmels in den Vormittag gibt ihm liebe Empfindungen, weil er ein Deutſcher iſt und über einen geſtirnten Vormittag erſtaunt. Ich ſehe den Pfarrer und andere Kirchengänger mit Laternen in die Kirche gehen. Die viele Lichterchen machen die Gemeinde zu einer Familie und ſetzen den Pfarrer in ſeine Kinderjahre in die Winterſtunden und Weihnachtsmetten zurück, wo Jeder ſein Lichtchen mit hatte. Auf der Kanzel ſagt er ſeinen lieben Zuhörern lauter Sachen vor, deren Worte gerade ſo in der Bibel ſtehen; vor Gott bleibt doch keine Vernunft vernünftig, aber wohl ein redliches Gemüth. Darauf theilt er mit himmliſcher Freude über die Gelegenheit, jeder Perſon ſo nahe in's Geſicht zu ſehen und ihr, wie einem Kinde, Trank und Speiſe einzugeben, das heilige Nachtmal aus, und genießt es ſelber mit.

Wenn er dann mit den Seinigen aus der Kirche tritt, geht gerade die helle Chriſt- und Morgenſonne auf und leuchtet ihnen Allen in's Geſicht entgegen. Die vielen ſchwediſchen Greiſe werden ordentlich jung vom Sonnenroth gefärbt. Der Pfarrer könnte dann, wenn er auf die todte Muttererde und den Gottesacker hinſähe, worin die Blumen wie die Menſchen begraben liegen, wohl dieſen Polymeter dichten:

„Auf der todten Mutter ruhen die todten Kinder in dunkler Stille. Endlich erſcheint die ewige Sonne, und die Mutter ſteht wieder blühend auf, aber ſpäter alle ihre Kinder.“

Zu Hauſe letzt ihn ein warmes Muſeum ſammt einem langen Sonnenſtreif an der Bücherwand. Den Nachmittag verbringt er ſchön, weil er vor einem ganzen Blumengeſtelle von Freuden kaum weiß, wo er anhalten ſoll. Iſt's am heiligen Chriſtfeſt, ſo predigt er wieder vom ſchönen Morgenlande oder von der Ewigkeit: dabei wird's ganz dämmernd im Tempel; nur zwei Altarkerzen werfen wunderbare Schatten umher durch die Kirche; der oben herab-

hängende Taufengel belebt sich ordentlich und fliegt beinahe, draußen scheinen die Sterne oder der Mond herein — der feurige Pfarrer aber im Finstern auf seiner Kanzel bekümmert sich nun um nichts; sondern donnert aus der Nacht herab, mit Thränen und Stürmen, von Welten und Himmeln, Allem, was Brust und Herzen gewaltig bewegt.

Kommt er flammend herunter, so kann er um 4 Uhr vielleicht schon unter einem am Himmel wallenden Nordschein spazieren gehen, der für ihn gewiß eine aus dem ewigen Südmorgen herüberschlagende Aurora ist, oder ein Wald aus heiligen feurigen Mosis-Büschen um Gottes Thron.

Ist's ein andrer Nachmittag, so fahren Gäste mit erwachsenen Töchtern an; wie die große Welt, dinirt er mit ihnen bei Sonnenuntergang um 2 Uhr, und trinkt den Kaffee bei Mondschein, das ganze Pfarrhaus ist ein dämmernder Zauberpalast. — Oder er geht auch hinüber zum Schulmeister in die Nachmittagsschule, und hat alle Kinder seiner Pfarrkirche, gleichsam als Enkel, bei Licht um seine Großvater-Kniee, und ergötzt und belehrt sie.

Ist aber das Alles nicht, so kann er ja schon von 3 Uhr an in der warmen Dämmerung durch den starken Mondschein in der Stube auf und ab waten, und etwas Orangenzucker dazu beißen, um das schöne Welschland mit seinen schönen Gärten auf die Zunge und vor alle Sinnen zu bekommen. Kann er nicht bei dem Monde denken, daß dieselbe Silberscheibe jetzt in Italien zwischen Lorbeerbäumen hange? Kann er nicht erwägen, daß die Aeolsharfe und die Lerche und die ganze Musik und die Sterne und die Kinder in heißen und kalten Ländern dieselben sind; wenn nun gar die reitende Post, die aus Italien kommt, durch's Dorf bläset und ihm auf wenigen Tönen blumige Länder an das gefrorene Museumfenster hebt: wenn er alte Rosen- und Lilienblätter aus dem vorigen Sommer in die Hand nimmt, wohl auch eine geschenkte Schwanzfeder von einem Paradiesvogel; wenn dabei die prächtigen Klänge Salatzeit, Kirschenzeit, Trinitatissonntage, Rosenblüthe, Maientage das Herz anrühren: so wird er kaum mehr wissen, daß er in Schweden ist, wenn Licht gebracht wird und er verdutzt die fremde Stube ansieht. Will er's noch weiter treiben, so kann er sich daran ein Wachskerzendchen anzünden, um den ganzen Abend in die große Welt hineinzusehen, aus der er's hat. Denn ich sollte glauben, daß am Stockholmer Hofe, wie anderwärts, von den Hofbedienten Endchen von Wachskerzen, die auf Silber gebrannt hatten, für Geld zu haben wären.

Aber nun nach Verlauf eines halben Jahres klopft auf einmal etwas Schöneres als Italien, wo die Sonne viel früher als in Haslau untergeht, nemlich der herrlich beladene längste Tag an seiner Brust an, und hält die Morgenröthe voll Lerchengesang schon um 1 Uhr Nachts in der Hand. Ein wenig vor 2 Uhr oder

Sonnenaufgang trifft die oben gedachte niedliche, bunte Reihe im Pfarrhause ein, weil sie mit dem Pfarrer eine kleine Lustreise vor hat. Sie ziehen nach 2 Uhr, wenn alle Blumen blitzen und die Wälder schimmern. Die warme Sonne droht kein Gewitter und keinen Platzregen, weil beide selten sind in Schweden. Daß ein solcher längster Tag noch kürzer als ein kürzester verfliege, ist leicht zu denken, bei so viel Sonne, Aether, Blüthe und Muße. Schon nach 8 Uhr Abends bricht die Gesellschaft auf — die Sonne brennt sanfter über den halbgeschlossenen schläfrigen Blumen — um 9 Uhr hat sie ihre Strahlen abgenommen, und badet nakt im Blau — gegen 10 Uhr, wo die Gesellschaft im Pfarrhofe wieder ankommt, wird der Pfarrer seltsam bewegt und weich gemacht, weil im Dorfe, obgleich die tiefe blaue Sonne noch ein müdes Roth um die Häuser und an die Scheiben legt, Alles schon still und im tiefen Schlafe liegt, so wie auch die Vögel in den gelb-dämmernden Gipfeln schlummern, bis zuletzt die Sonne selber, wie ein Mond, einsam untergeht in der Stille der Welt. Dem Pfarrer ist, als sei jetzt ein rosenfarbenes Reich aufgethan, worin Feen und Geister herum gehen, und ihn würd' es wenig wundern, wenn in dieser goldenen Geisterstunde auf einmal sein in der Kindheit entlaufener Bruder heranträte, wie vom blühenden Zauberhimmel gefallen.

Der Pfarrer läßt aber seine Reisegesellschaft nicht fort, er hält sie im Pfarrgarten fest, wo Jeder, wer will, sagt' er, in schönen Lauben die kurze laue Stunde bis zu Sonnenuntergang verschlummern kann.

Es wird allgemein angenommen, und der Garten besetzt; der glückliche Pfarrer geht einsam in den Beeten auf und ab. Kühle und wenige Sterne kommen. Seine Nachtviolen und Levkoien thun sich auf und duften stark, so hell es auch ist. In Norden raucht vom ewigen Morgen des Pols eine goldhelle Dämmerung auf. Der Pfarrer denkt an sein fernes Kindheitsdörfchen und an das Leben und Sehnen der Menschen und wird still und voll genug. Da greift die frische Morgensonne wieder in die Welt. Mancher, der sie mit der Abendsonne vermengen will, thut die Augen wieder zu; aber die Lerchen erklären Alles und wecken die Lauben.

Dann geht Luft und Morgen gewaltig wieder an.

Jean Paul Friedrich Richter.

---

35. Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!

Und zu enden meine Schmerzen,
Gieng ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von Weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten:
Heller war's mit Einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken,
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens:
Tages Arbeit, Abends Gäste!
Saure Wochen, Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort."

Goethe.

---

36. Seligkeit in Jesu.

Wenn ich Ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt,
Weiß ich nichts vom Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich Ihn nur habe,
Laß' ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich Ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich Ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich Ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

Novalis.

---

37. Der Abend.

Friedlicher Abend senkt sich auf's Gefilde;
Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmerung zarte Verhüllung, und sie
Lächelt, die Holde,

Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr sich neigt, sein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
Ueber ihr Antlitz.

Lenau.

---

38. Johanna.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln
Johanna sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wiesen die ich wässerte! Ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!

Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen,
Du Echo, holde Stimme dieſes Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht, und nimmer kehrt ſie wieder!

Ihr Plätze alle meiner ſtillen Freuden,
Euch laſſ' ich hinter mir auf immerdar!
Zerſtreuet euch, ihr Lämmer, auf der Heiden,
Ihr ſeid jetzt eine hirtenloſe Schaar;
Denn eine andre Heerde muß ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So iſt des Geiſtes Ruf an mich ergangen,
Mich treibt nicht eitles, irdiſches Verlangen.

Denn, der zu Moſen auf des Horebs Höhen,
Im feur'gen Buſch ſich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu ſtehen,
Der einſt den frommen Knaben Iſai's,
Den Hirten, ſich zum Streiter auserſehen,
Der ſtets den Hirten gnädig ſich bewies,
Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
„Geh' hin! Du ſollſt auf Erden für mich zeugen.

In rauhes Erz ſollſt du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Bruſt,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt.
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt,
Doch werd' ich dich mit kriegeriſchen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.

Denn wenn im Kampf die Muthigſten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schickſal nun ſich naht,
Dann wirſt du meine Oriflamme tragen,
Und wie die raſche Schnitterin die Saat,
Den ſtolzen Ueberwinder niederſchlagen,
Umwälzen wirſt du ſeines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldenſöhnen
Und Rheims befrei'n und deinen König krönen."

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Er ſendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich ſein Eiſen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim,
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungeſtüm,
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß ſteigt, und die Trompeten klingen!

Schiller.

39. Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklicher'n Natur;

Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus:
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder gieng beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Schiller.

---

40. Lebensworte.

Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
Groß zu thun und zu verhüllen
Meiner Sprüche goldnen Schein,
Die allein mit Trost erfüllen?"

„Auch aus Grüften," sagt die Blüthe,
„Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch, denn todte Schriften,
Sein Gedächtniß hier zu stiften.
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort!"

Köhlich.

---

41. Wiegenlied der Mutter Gottes.

Die ihr dort wallet
Ueber den Palmen,
Heilige Engel!
Sehet, es ſchlummert
Lieblich mein Kind:
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind.

Palmen von Bethlehem,
Welche mit Brauſen
Zornige Winde
Wirbelnd durchſauſen:
Schweiget, o ſchweiget,
Es ſchlummert mein Kind;
Laß von den Zweigen,
Zürnender Wind!

Müde von Weinen
Hier auf der Erde
Schlummert der Kleine;
Daß ihm im Schlummer
Ruhe doch werde:
Schweige, o ſchweige,
Sauſender Wind!
Stille, ihr Zweige!
Es ſchlummert mein Kind!

Grimmige Kälte
Droht ihn zu wecken,
Ach! und mir fehlen
Schützende Decken.
Heilige Engel,
Die ihr dort flieget,
Kommet und wärmet,
Kommet und wieget
Mein göttliches Kind!
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind!

Nach Lope de Vega.

---

42. Das Spinnlein.

Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarte Fäde zwirne cha!
Was Gvatter, meinſch, chaſch's au ne ſo?
Du wirſch mer's, traui, bleibe lo.
Es macht's ſo ſubtil und ſo nett,
i wollt nit, aßi' 's z' haſple hätt'.

Wo het's die fini Riſte g'no,
by wellem Meiſter hechle lo?
Meinſch, wemme 's wüßt, wohl mengi Frau,
ſie wär' ſo gſcheit, und holti au!
Jez lueg mer, wie's ſi Füeßli ſetzt,
und d' Ermel ſtreift, und d' Finger netzt.

Es zieht e lange Faden us,
es ſpinnt e Bruck an's Nachbers Hus,
es baut e Land-Straß' in der Luft,
morn hangt ſie ſcho voll Morgenduft,
es baut e Fußweg nebe dra,
's iſch, aß es ehne dure cha.

Es ſpinnt und wandlet uf und ab,
Potz tauſig, im Gallop und Trab! —
Jetz goht's ring um, was heſch, was giſch!
Siehſch, wie ne Ringli worden iſch!
Jez ſchießt es zarti Fäden i,
wird's öbbe ſolle gewobe ſy?

Es iſch verſtuunt, es haltet ſtill,
es weiß nit recht, wo's ane will.
's goht weger z' ruck, i ſieh's em a;
's muß näumis recht vergeſſe ha.
Zwar denkt es, ſell preſſirt io nit,
i halt mi nummen uf dermit.

Es ſpinnt und webt, und hat kei Raſt,
ſo glücklig, me verluegt ſi faſt.
Und 's Pfarrers Chriſtoph hat no g'ſeit,
's ſeig jede Fade z'ſome gleit.
Es mueß ein guti Augi ha,
wer's zehlen und erchenne cha.

Jez putzt es ſini Händli ab,
es ſtoht, und haut der Faden ab.
Jez ſitzt es in ſi Summer-Hus,
und luegt die lange Stroßen us.
Es ſeit: „Me baut ſi halber z'todt,
„doch freut's ein au, wenn's Hüsli ſtoht.“

In freie Lüfte wogt und ſchwankt's,
Und an der liebe Sunne hangt's;
ſie ſcheint em fri dur d' Beimli dur,
un 's iſch em wohl. In Feld und Flur
ſieht 's Mückli tanze jung und feiß;
's denkt by nem ſelber: „Hätti eis!“

O Thierli, wie hasch mi verzückt!
Wie bisch so chlei und doch so g'schickt!
Wer het di au die Sache g'lehrt?
Denkwol, der, wonis alli nährt,
mit milde Händen alle git.
Biß z'frieden! Er vergißt di nit.

Do chunnt Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em schier gar 's Hüsli um.
Sie schreit und winselt Weh und Ach!
Du arme Chetzer, hesch di Sach!
Hesch keini Auge by der g'ha?
Was göhn di ust Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkt's enanderno,
es zuckt und springt und hat st scho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
„jez mueßt au ne Brotis ha!"
I sag's io, der wo alle git,
wenn's Zit isch, er vergißt ein nit.

Hebel.

43. Unter dem Aequator.

Para den 16. August 1819. Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen und wie zum Triumphgesang zusammentönen, zeitigt Gefühle und Gedanken. Ich meine, besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtschreiber der Natur sein. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht es zu erfassen in seiner göttlichen Pragmatik, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühltem Wonneschauer. Es ist 3 Uhr Morgens, ich verlasse meine Hängmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten, ich öffne die Laden und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Wiederscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Varanda und betrachte meine trauten Freunde, Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung herstehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagesschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Natur auf, wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süßduftende Paulinienhecke, begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker

durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukennähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines, gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der in Osten aufsteht, bewegt sie langsam; schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Kuppeln der dornartig gewölbten Caryocar-, Bertholetia- und Symphoniastämme. Die Zweige, die Blätter regen sich, die Träumer wachen auf und baden in der erfrischten Morgenluft; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend in's Dickicht zurück, die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht wieder, auf den Wegen regt sich's, die Nagthiere laufen in's Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen ausruft. Immer heller wird's in der Luft, der Tag bricht an — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur: die Erde erwartet ihren Bräutigam, und siehe! da ist er; wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand, jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus ewigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Thauglanz, festlich, jugendlich heiter, die schönste Braut. Kein Wölkchen am Himmel; ungetrübt wölbt er sich über der Erde. Alles ist Leben; Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine, weißlockige Wolken bilden, diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu und verlängern sich allmählig weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken, der Wald steht im Glanz seiner Lorbeerblätter, andere Blüthen entfalten sich, andere hat schneller Liebesgenuß bereits hinweggerafft.

Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf; sie gesellen sich zu dichteren Massen und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrscht. Es zucken die Pflanzen un-

ter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbstverloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibri's schwirren lustig näher, in lebendigem Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägeren Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warmbeleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulich-grau den Horizont, gegen den Zenith thürmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteten Massen, ein Abbild eisiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Glut der Luft auf der Landschaft. Mittag ist vorüber: trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Luft gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt; raschen Schrittes und unabweislich wird sie hereinbrechen: schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf, und dann das Meer, das immer schwärzer einher wogt, und die Flüsse, die dunkler und vom Wind übertönt, lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da! — zwei- dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei- dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig erbebend; Tropfen fallen — die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf, ein neuer Donner, und — nicht Regen, Wasserströme ergießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt, das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden, dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Jungfräulichkeit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. Warum auch nicht? — Haben sie nicht geblüht und geliebt? kräuselt nicht die Inga ihre bereits entleerten Staubfäden zusammen? läßt nicht die Banisterie die goldnen Blättchen von dem bereits befruchteten Kelche fallen? giebt nicht der Aronschaft fruchtschwer seine verwelkte Hüllbutte dem Sturme Preis? — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt, läßt das Säugethier nach in der Verfolgung;

nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber. In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus langgedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturmes ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt und tritt umgeben vom buntesten Farbenschmelze aus dem westlichen Thore des Firmaments; Ruhe und Liebe hat sie der Kreatur zurückgelassen, mit dem Dunkel des Abends wird Thier und Pflanze zu neuen Ahnungen fortgerissen, und trauliches Geflüster und Schwirren belebt die Schatten des Waldes, verjüngte Liebessehnsucht athmet in den wollustreichen Düften, die aus neu erschlossenen Blumen strömen. Noch schwimmen einige Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle ruhig, mild und geisterhaft der silberweiße Mond über den dunklen Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht: in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tag des Schauens und des Genießens.

In gleicher Folge, wie dieß allgemeine Bild sie schildert, treten hier in Para von Tag zu Tag, wenigstens einen großen Theil des Jahres hindurch, dieselben Naturphänomene auf. Mit gesetzmäßiger Herrlichkeit bringt jede Stunde dieselben Spannungen, dieselben Nachlässe der Naturkräfte, und jede Kreatur erscheint im vorgeschriebnen Momente auf der großen Bühne, handelt und verliert sich dann wieder in der Mannigfaltigkeit der Nachbargestalten. Jedes gehorcht dem eignen Triebe seines Daseins und ist doch darin nur Diener der allgemeinen Gesetze, jedes scheint nur sich selbst im Auge zu haben, und doch ist es so ganz der Gesammtheit

verfallen; der Mensch aber, sonst gewohnt, nur in seinem Bewußtsein die Uhr der Weltepochen zu finden, erkennt in jenen gewaltigen Pulsschlägen der Natur ihren eigenen Stundenzeiger. Und dieses merkwürdige Verhältniß einer gesetzmäßig vorausbestimmten Ordnung der Erscheinungen muß sich gerade hier unter dem Aequator am deutlichsten offenbaren. Ueberall ist unser Planet bemeistert und gleichsam zur Dienstbarkeit dem hohen Gestirne unterworfen; aber hier allein, wo die Sonne in immer gleicher Entfernung immer dieselben Gesetze vorschreibt, kündigen sich die von jener aufgezwungenen Acte des Erdlebens wie freie Bewegungen an, und die Erde scheint der Verbündete, nicht der Diener des beherrschenden Weltkörpers. Wie ganz anders verhält sich dieß im Norden und Süden, wo die bezwungene Erde nicht in friedlicher Hingebung, sondern in feindlicher Knechtschaft die verschiedenartigsten Zustände und heftig stürmische Uebergänge von einem in den andern erfahren muß. Der schroffe Gegensatz der Jahreszeiten ist in dieser glücklichen Weltbreite verlöscht, kaum merklich unterscheiden sie sich durch schwachen Unterschied der Tageslänge. Trockne und feuchte Jahreszeit (Sommer und Winter) treten einander kaum gegenüber, da fast jeder Tag in Sonnenschein und Regen wechselt, ja gewissermaßen verkündigen sich nur Frühling und Herbst durch die Perioden in der Vegetation. Diese aber hier durch ihre wahren Lebenselemente, Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt erhebt sich in vollster Majestät und bedeckt vom Ufer der Gewässer an alles Land in dichtester Fülle mit immergrünem Laube. Viele Pflanzen, vielleicht gerade diejenigen, deren Vorkommen in die engsten Gränzen der Aequatorialgegenden eingeschränkt ist, sind öfter als Einmal im Jahre mit Blüthen bedeckt, manche vergegenwärtigen die Zeit des Frühlings, andere gleichzeitig die des Herbstes; doch möchte die Mehrzahl in den Monaten November bis März ihre Blüthen entfalten und vom Juni bis September ihre Früchte reifen. Jener Stillstand aber, welcher während des nordischen Herbstes und Winters den Wald seines Laubes entkleidet, wird hier niemals beobachtet; mag auch ein Baum auf einmal des alternden Blätterschmucks beraubt werden, so wird er doch dadurch nicht kahl, denn neue Knospen ersetzen augenblicklich den eingetretenen Verlust. Einem so unendlichen Lebenstriebe entspricht auch die Fülle und Pracht der Früchte, und man kennt in dieser glücklichen Breite nur dem Namen nach Mißwachs und Mangel. Unter den Anschauungen einer solchen Natur mußten wir ja wohl zu neuer Frische des Gemüthes erstarken. Die großartige Harmonie aller Weltkräfte, welche uns hier überall entgegentretend gleichsam die sittliche Aufgabe des Menschen zu symbolisiren schien, erfüllte uns mit neuem Lebensmuthe, mit den angenehmsten Hoffnungen und mit jener Heiterkeit der Seele, die wir im Kampfe mit so vielen Beschwerden und Widerwärtigkeiten fast verloren hatten. **Martius.**

44. An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes.

Du herrlich Glas, nun stehst du leer!
Glas, das Er oft mit Lust gehoben!
Die Spinne hat rings um dich her
Indeß den düstern Flor gewoben.

Jetzt sollst du mir gefüllet sein
Mondhell mit Gold der deutschen Reben!
In deiner Tiefe heil'gen Schein
Schau' ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erschau' in deinem Grund,
Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen:
Doch wird mir klar zu dieser Stund',
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen!

Auf diesen Glauben, Glas so hold!
Trink' ich dich aus mit hohem Muthe.
Klar spiegelt sich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem theuern Blute.

Still geht der Mond das Thal entlang,
Ernst tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer steht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem kristall'nen Grunde.

J. Kerner.

---

45. Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen,
Nun erfülle meinen Willen!

Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt,
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, woraus am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.

Nein! nicht länger
Kann ich's lassen,
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!

Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich, brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Steh'n in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister, hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

Goethe.

---

46. Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu, nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen,
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach: der Zehnte ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'!
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! So soll denn ich allein von Allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hieng an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun? spricht Zeus, die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein;
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Schiller.

---

47. Die Gesänge der Nacht.

Als David in seiner Jugend auf Bethlehems Auen saß, da kam der Geist Jehova's über ihn, und seine Sinne wurden aufgethan, zu hören die Gesänge der Nacht. Die Himmel erzählten Gottes Ehre, und alle Sterne treten in ein Chor; der Klang von ihren Saiten berührete die Erde, zum Ende der Erde floß ihr stilles Lied.

„Licht ist das Angesicht Jehova's," sprach die untergehende Sonne: und die Abendröthe antwortete ihr: „ich bin der Saum seines Kleides."

Die Wolken über derselben thürmten sich und sprachen: „wir sind sein Nachtgezelt," und die Wasser der Wolken im Abenddonner tönten: „die Stimme Jehova's geht auf Wolken, der Gott der Ehren donnert, der Gott der Ehren donnert hoch."

„Er schwebt auf meinen Fittigen," sprach der säuselnde Wind; und die stille Luft antwortete ihm: „ich bin der Athem Gottes, das Weben seiner erquickenden Gegenwart."

„Wir hören Lobgesänge," sprach die verlechzte Erde, „und ich bin still und stumm?" Der fallende Thau antwortete ihr: „ich will dich laben, daß deine Kinder neuerquickt jauchzen, daß deine Säuglinge blühen, wie die Rose."

„Wir blühen fröhlich," sprach die erquickte Au; die vollen Aehren rauschten darein und sprachen: „wir sind der Segen Gottes! Die Heere Gottes gegen des Hungers Noth."

„Wir segnen euch von oben," sprach der Mond; „wir segnen euch," antworteten die Sterne. Die Heuschrecke zirpte und sprach: „er segnete auch mich mit einem Tröpfchen Thau."

„Und tränkte meinen Durst," antwortete die Hindin. „Er erquickte mich," sprach das aufspringende Reh. „Und giebt uns unsre Speise" träumte das Wild; „und kleidet uns unsere Lämmer," blöckete die Heerde. „Er erhörete mich," so krächzete der Rabe, „als ich verlassen war." „Er erhörte mich," antwortete die Gemse, „da meine Zeit kam, und ich ausriß und gebar."

Die Turteltaube girrte und die Schwalbe, und alle Vögel sprachen schlummernd nach: „wir haben unsere Nester funden, unsere Häuser, wir wohnen auf Gottes Altar, und schlafen unter dem Schatten seiner Flügel in stiller Ruhe."

„In stiller Ruhe," antwortete die Nacht, und hielt den langen Ton; da krähte der Erwecker der Morgenröthe: „Thut auf die Pforten, die Thore der Welt; es zeucht der König der Ehren heran. Erwacht, ihr Menschen und preiset Gott; der König der Ehren ist da."

Auf gieng die Sonne, und David erwachte aus seinem psalmenreichen Traume; so lange er lebete, blieben in seiner Seele die Töne dieser harmonischen Schöpfung, und er rief sie täglich aus seiner Harfe hervor.

Herder.

---

48. Erlösung.

Wie dem Fische wird zu Muth,
Wenn des Flusses Rinde springt,
Und des jungen Lebens Gluth
Durch des Eises Decke dringt:

Also mir aus Kerkerqual
Fühlet meine Brust sich frei,
Wenn des Frühlings Sonnenstrahl
Reißt der Wolken Zelt entzwei;

Und das Dach ist abgedeckt,
Das mich von dem Himmel schied,
Und das Aug' ist aufgeweckt,
Welches durch den Aether sieht.

Wilhelm Müller.

---

49. Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tief gebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesgluth,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
Wilder schlag' die Zimbel du!"
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Braus't der Instrumente Kampf,
Braus't die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glüh'n!
Und wie all' die Säbelnarben,
Ehrenröslein, purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blüh'n!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Czacko, freudetrunken
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit licht'ren Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.

Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn', ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!"
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!"
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen.
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworb'ne schon
Zieh'n in's Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Trommetenton.
„Komm in unsre Reiterschaaren!"
Fällt der Werber jubelnd ein —
„Schönes Leben der Husaren!
Das ist Leben, das allein!" —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich mir im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt.
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort in's Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert lockt empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun' und Geisterblick.

Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finst're schwebt enteilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath sterben!
Arme Mutter! arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bitt'rer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
„Bist kein rechter Ungarjunge!
„Feiges Herz! so fahre hin!"
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange glüh'n —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften.
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Lenau.

---

50. Rede Königs Heinrich IV. von England.

O Schlaf! o hölder Schlaf!
Du Pfleger der Natur, wie schreckt' ich dich,
Daß du nicht mehr zudrücken willst die Augen
Und meine Sinne tauchen in Vergessen?
Was liegst du lieber, Schlaf, in rauch'gen Hütten,
Auf unbequemer Streue hingestreckt,
Von summenden Nachtfliegen eingewiegt,
Als in der Großen duftenden Palästen,
Unter den Baldachinen reicher Pracht,
Und eingelullt von süßen Melodien?
O blöder Gott, was liegst du bei den Niedern
Auf ekelm Bett, und läß'st des Königs Lager
Ein Schilderhaus und Sturmesglocke sein?

Verſiegelſt du auf ſchwindelnd hohem Maſt
Des Schifferjungen Aug' und wiegſt ſein Hirn
In rauher, ungeſtümer Wellen Wiege,
Und in der Winde Andrang, die beim Gipfel
Die tollen Fluthen packen, krauſen ihnen
Das ungeheure Haupt, und hängen ſie
Mit tobendem Geſchrei in's glatte Tauwerk,
Daß vom Getümmel ſelbſt der Tod erwacht?
Giebſt du, o Schlaf, parteiiſch deine Ruh'
Dem Schifferjungen in ſo rauher Stunde,
Und weigerſt in der ruhig ſtillſten Nacht
Bei jeder Förderung ſie einem König?
So legt, ihr Niedern, nieder euch beglückt;
Schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt.

A. W. Schlegel nach Shakſpeare.

---

51. Utopien.

Alſo hört' ich einmal, am wohlgepflaſterten Ufer
Jener neptuniſchen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreiſe geſchloſſen
Drängte das horchende Volk ſich um den zerlumpten Rhapſoden.
Einſt, ſo ſprach er, verſchlug mich der Sturm an's Ufer der Inſel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob ſie ein Andrer
Dieſer Geſellſchaft jemals betrat; ſie lieget im Meere
Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gaſthaus führte man mich, woſelbſt ich das beſte
Eſſen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verſtrich ein Monat geſchwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergeſſen und jeglicher Noth; da fieng ſich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Speckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Deſto mehr. Da wuchs mir die Angſt, ich konnte nicht länger
Eſſen und ſorgen und ſagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth. Er aber mit finſterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geſchlagen.
Eilend lief ich davon und ſuchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

Alſo müſſ' es Allen ergeh'n, die das heilige Gaſtrecht
Unſerer Inſel verletzen und, unanſtändig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe?

Nein! Es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.
Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mit bewohnen die Insel,
Müsset ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.

O so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter, du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz, den du verdienest, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu seh'n die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und Alle wünschten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

Goethe.

52. Karls des Kühnen Tod.

Der Herzog von Burgund versammelte einen Kriegsrath. „Sie sind wieder da, die schlechten Kerle; die seelenlosen Fleischmassen sind hierher gewandelt. Was meint Ihr?" — Außer Campobasso waren die meisten Hauptleute der Meinung, „daß die Verproviantirung der Stadt Nancy das einzige unvermeidliche Uebel wäre; der Herzog möchte nur ausweichen, was der Feind eifrigst wünschte, nämlich eine Schlacht, welche leicht mißglücken und verderblich werden dürfte; sie riethen ihm, nach Pont-a-Mousson an die Mosel zu ziehen, er sei noch nicht in dem Fall, verzweifelnd Alles zu wagen; auf Luxemburg liege ein beträchtlicher Schatz; das Heer könne im Winter hergestellt werden, er, der großmächtige Karl, habe keinen Fuß breit Land, habe nichts verloren, das er durch seinen Geist und Muth nicht wieder gewinnen könne." Da sprach der Herzog: „Mein Vater und ich haben die Lothringer geschlagen, soll ich mich zurückziehen vor dem Jungen? Diese Nacht wird Nancy gestürmt; morgen schlagen wir uns." Sie giengen traurig hinweg; ihn übernahm wechselsweise Grimm und eine grauenvolle Ahnung. Das Krachen des Geschützes, die Anordnung der Schlacht übertäubte, zerstreute ihn.

Bestürmt wurde Nancy mit angestrengtester Kraft, beschossen aus dem letzten Vorrath von Steinen und Pulver. René hörte die Schüsse, bemerkte Nothzeichen. Also gegen die Mitternacht berief er die Hauptleute; sie versprachen den Entsatz auf morgen. Beängstigt von der Furcht, jetzt noch möchte Nancy fallen, erwartete er unruhig den spät anbrechenden Tag. Da wurde an vielen Orten zugleich Messe gelesen. Als Frühstück sie gestärkt, brachen sie auf. Ueber dem Lande lag Nebel.

Dem Herzog von Burgund wurde sein vortreffliches rabenschwarzes Pferd früh vorgeführt. Als er aufsaß, fiel von seinem Helm dessen Zier, ein goldner Löwe, ihm auf den Sattel. Mit verbissenem Unmuthe seufzte er: „das ist von Gott!“ gab einem seiner Diener versiegelte Befehle, was zu thun sei nach seinem Tode sprengte vorwärts. Ein tiefer Wassergraben bedeckte die Fronte, Hecken die linke, die Meurthe die rechte Seite des Heeres. Er, der große Prinz Anton und der Prinz Baldwin in der Mitte, führten die lange, tiefe Säule des Fußvolks; rechts, nach dem Fluß, die italische Reiterei Jakob Gaillet, der einsichtsvolle, treue, und Campobasso; links die übrige Jesse von Lalein, ein tapferer Ritter. Die Straße nach Nancy war von einer kleinen Höhe mit 30 Schlangenbüchsen bestrichen.

Plötzlich wurde der rechte Flügel entblößt; Cola Campobasso mit 800 Lanzen riß die rothe Schärpe und das Andreaskreuz von sich, gieng über, kam zu René: „jene entehrende Heftigkeit Karls erlaube ihm nicht, länger bei demselben zu bleiben: Anjou von Jugend auf, kehre er zu alten Freunden zurück.“ René besprach sich mit den Eidgenossen. Sie erwiederten alsbald: „an der Seite eines verrätherischen Wälschen zu streiten, sei weder der Art ihrer Väter, noch der Ehre ihrer Waffen gemäß.“ Als Campobasso dieses vernahm, besetzte er eilends eine Brücke, einen höchstwichtigen Posten an der Vereinigung der Meurthe und Mosel, wo die Flucht, welche er vorhersah, wo Karl wohl selbst sich hinwerfen würde, um nach Luxemburg zu kommen. Zwanzig Leute, zu jedem Verbrechen entschlossen und fähig, hatte er in dem burgundischen Heere gelassen, Alles zu sehen und möglichst viel Böses zu thun. —

Den lothringischen Schlachthaufen führte des Krieges Haupt, Herzog René, auf dem Pferd, das er bei Murten ritt, in altlothringischer Uniform. Er verbarg sich nicht: ein Mantel von Goldstoff hing über die Rüstung. Seine Stellung nahm er auf dem rechten Flügel, an der Spitze seiner lothringischen Reiterei. In fester, geschlossener Ordnung, freudig als zum Kriegsfest, marschirten sie auf. Der Boden war gefroren, Schnee erfüllte die Luft; als er aufhörte, blieb Nebel.

Sie zogen ihrer Straße. Nahe am Feind geschah das Gebet. Hierauf gebot Wilhelm Herter links um; einen rauhen, verwilderten, alten Weg, durch einen tiefen Bach, hinten hinauf den Berg,

welcher das Schlachtfeld beherrschte. Das Gestöber begleitete sie. Da sie auf der Höhe waren, brach die Sonne hervor mit ungewöhnlicher Pracht und Wärme. Als der Herzog von Burgund sich umgangen sah, befahl er eiligst, Gaillet sollte den linken Flügel verstärken, dem Geschütz eine ganz andere Richtung ertheilt werden. Da erklang auf der Höhe das Urihorn, dreimal. Dreimal fuhr Todesschrecken durch das Herz Karls, dessen Schall hatte er bei Murten gehört. Auf einmal Herter, Waldmann, Egtinger, alle Ordnung des Fußvolks in vollem Lauf, wie ein unaufhaltbarer Waldstrom herab; die Leichtesten flink über die Hecke zum Tod aller Meister und Bedienten des feindlichen Geschützes. Bald sah der Burgunder, nach schnell niedergetretenem Zaune, die Schaaren voll Wuth in die eröffnete Seite vordringen. In diesem Augenblicke zeigte sich Karl über den Trübsalen erhaben, um dem Schicksal zu trotzen; er ermannte sich zu der kalten Besinnung eines erfahrenen Feldherrn, überall gegenwärtig, ordnend, verstärkend, ermunternd, selbst von feindlichem Blut entstellt.

Endlich vermochte Niemand wider den Andrang der zahlreicheren, viel stärkeren Mannschaft, wider den Vortheil des Orts, von dem sie schossen, wider die Erinnerung der vorigen Schlacht. Also nachdem viele Edle Karls in tapferm Streite schwer verwundet gesunken waren, als im Rücken die Flamme des Lagers aufstieg, und Karl, von Blut und Entsetzen entstellt, den unüberwindlichen Unstern erkannte, warf das Heer sich in die Flucht. „Nach Luxemburg!“ war der letzte Befehl.

Die Brücke von Bourières hielt Campobasso besetzt. Viele fielen durch sein Schwert, Viele verloren im Strom das Leben, die Meisten durch den nachjagenden Feind. Da gegen zwei Uhr nach Mittag entschieden worden, wüthete der Tod vier Stunden weit umher, bis Morgens um zwei Uhr. Nicht die Zahl vieler tausend Erschlagener, das war der Verlust, daß alle gute Diener, alle, deren Tugend Vertrauen verdiente, und welche das Land liebten, umkamen oder gefangen wurden.

Den Herzog, von einem Schlag in der Schlacht noch betäubt, trug der Sturm der Flucht gegen St. Jean, sein Hauptquartier. Drei Büchsenschüsse von der Stadt Nancy ist unter einer kleinen Höhe ein fruchtbarer, damals sumpfiger Grund, den ein Bach durchschnitt. Als Karl über den Graben setzen wollte, fehlte dem Pferde und ihm die Kraft. Er stürzte, das Eis brach, er kämpfte empor. Hierüber fand ihn der Feind, ohne ihn zu erkennen, verwundete ihn durch die Hüfte, schlug das Pferd, welches (endlich auf) ihn fallen ließ und floh. Viel burgundischer Adel fand hier den Tod. Niemand war bei ihm in der letzten Noth. Er rief einen tauben Ritter, der ihn verwundet, um Rettung: „Rette den Herzog von Burgund!“ welches dieser übel verstanden: „Es lebe der Herzog von Burgund!“ Er hieb ihm mit der Hellebarde durch

den Kopf. Fallen sah ihn der Edelknaben einer. Als die Schlacht sich entfernt, wurde Karl von Unbekannten unerkannt ausgezogen. Als an den Thoren von Metz René von dem Feinde abließ, fragte er nach ihm. Den ganzen folgenden Tag wurde vergebens nach ihm gesucht, bis Campobasso durch jenen Edelknaben die Gegend erfuhr. Eben suchte ein Weib, Karls Wäscherin, wo einer der Leichname etwa noch den Ring anhabe. Sie wandte auch seinen Körper; „Gott! der Fürst!“ rief sie mit großem Geschrei. Großentheils eingefroren, mit geronnenem Blute überdeckt, im Gesicht angeschwollen, war er wenigen kenntlich, bis, nachdem er mit Wein und warmem Wasser gewaschen worden, die gefangenen edlen Burgunder und seine Kammerdiener gebracht wurden. „Er ist's!“ riefen sie, und weinten laut. Auch Feinde ergriff Rührung mit Grauen.

Er wurde zu Nancy feierlich ausgesetzt. René im Trauerkleide, trat vor ihn an der Spitze des Hofs, nahm seine Hand und sprach: „Lieber Vetter! Ihr habt uns viel Unglück gemacht. Eure Seele habe Gott!“ **Johannes von Müller.**

---

53. Betrachtungen.

Mit Ehrfurcht grüße jedes Menschenhaupt,
Das in der Sonne dir entgegen wandelt,
Ja jedes Kind, das aus der heil'gen Urwelt
Hervorgegangen, alt wie diese Erde,
Jung wie die Blumen, an der Erde still
Mit Blumen spielt. Denn weißt wer es ist?
Es ist ein Wunder, wie die Blume, nur
Ein größeres und lieblicher's. Und willst du,
So grüße auch die Rose, willst du auch,
So küsse sie im Namen Gottes, gehe
Nicht stumm und dumpf am Steine selbst vorüber;
Denn wisse, schau und fühle, glaube wahrhaft:
„Sie sind!“ Du träumst ein Sandkorn nicht hinweg:
Es ruht und glänzt im Sonnenreich vor dir.
Sie sind in Einem Himmelreich mit dir,
Sie sind Genossen deines Lebens, sind
Wie du in diesen festen Zauberhallen,
Daraus sie nichts verbannt, noch je vernichtet,
Darin sie bleiben, wie sie sich auch wandeln.
Was da ist, ist ein unausträumbar Wunder.
Und willst du nun, entblöße auch dein Haupt
Still vor dem Greise, den sie sanft im Sarge
Vorüb:rtragen. Willst du eine Thräne
Ihm weinen, oder dir, vielleicht der Erde,
Vergiß nur nicht der Seligkeit dabei,
Des Wunders, das sie dir in's Auge trieb.

Leopold Schefer.

54. Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, eh'rnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten;
Alles Irrende, Schweifende,
Nützlich verbinden.
Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Goethe.

---

55. Polykarpos der Tapfere.

„Was tödtet ihr die Glieder?" rief die Wuth
Des Heidenpöbels. „Sucht und würgt das Haupt!"
Man sucht den frommen Polykarpos, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet. „Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Gluth," so sprach der kranke Greis
Und wachte mit besondrer Freude auf.
„Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen." Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.
„Bereitet," sprach er, „diesen Müden noch
Ein Gastmahl. Ich bereite mich indeß
Zur Reise vor." Er gieng und betete
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Consul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sei tapfer, Polykarp!" Der Consul sieht
Den heitern, schönen, ruhig-sanften Greis,
Verwundernd. Schone, sprach er, deines Alters
Und opfere hier, entsagend deinem Gott.
„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedient, und der mir

Zeitlebens Gutes that?“ — Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn? — „Zermalmet muß
Das Weizenkorn doch einmal werden, sei's,
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.“
Der Pöbel rief: hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater. Feuer, Feuer, her!“
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wuth
Ward er ergriffen. „Freunde,“ sprach er, „hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleih'n.“
Er legte still den Mantel ab und band
Die Sohlen seiner Füße los und stieg
Hinan zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn,
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelsten in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte, bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut, die Flamm' erlosch,
Und — eine weiße Taube flog empor.

Du lächst der weißen Taube? — Soll einmal
Ein Geier dir, dem Sterbenden, die Brust
Durchbohren? — dem Gestorbenen das Aug'
Ein Rab' aushacken? aus der Asche sich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage sich erschuf:
„Nur Einfalt, Unschuld giebt im Tode Muth.“

Herder.

---

56. Glaubensmuth.

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint.
Groß' Macht und viel' List
Sein' grausam' Rüstung ist.
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen.

Mit unser Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.

Fragst du, wer der ist,
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein ander Gott;
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein'n Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben.

Luther.

---

57. Das Thal von Caschmire.

Nachdem wir den Durchbruch des Tschylum durch's Gebirge passirt hatten, traten wir in das zwanzig und einige Meilen lange, eiförmige Thal von Caschmire ein, das rings umher eingeschlossen ist von den höchsten Gebirgen, nördlich von der Kette des Himalaya, dessen mit ewigem Schnee weitglänzende Häupter die höchsten des Erdballs sind. Der Frühling hatte bereits begonnen; eine Menge Pflanzen waren in früher, weither duftender Blüthe. Die lauen Lüfte schallten von den Stimmen gefiederter Sänger, nicht blos schnarrender Papageien, sondern aller europäischen Singvögel, die man jenseits der Wendekreise selten hört. — Wir hatten Muße genug, die herrliche Gegend zu betrachten, aber keinen günstigen Gesichtspunkt. Denn auch, wenn wir den Mast unsers Schiffes erstiegen, war unserer Neugierde der Gesichtskreis noch zu beschränkt. Zur Rechten zwar übersahen wir die Abhänge des südlichen Gebirges deutlich; links aber, gegen Norden, dehnten sich die reizendsten Ebenen, reich von Bächen und Flüssen bewässert, in größter Mannigfaltigkeit, bis in die weiteste Ferne aus, wo der Himalaya in bläulichem Dufte dämmerte. Unser Führer suchte

durch unterrichtende Erzählungen zu ersetzen, was unserm Auge und unsern guten Fernrohren entgieng. Am Abend des folgenden Tages verhieß er uns eine Landung und weite, freie Aussicht.

Schon um fünf Uhr Morgens waren wir bereit, und bald war auch unser leichtes Frühstück eingenommen. Finsterniß deckte die Gegend, als wir einer Fackel folgten und nach und nach immer steiler aufwärts stiegen. Die engen Pfade, auf denen wir hinter einander fortschritten, waren feucht von nächtlichen, niedergeschlagenen Dünsten. Es war anfänglich frisch, die ermunternde Kühle eines deutschen Frühlingsmorgens. Bald aber begannen wir langsamer zu schreiten, da wir uns erhitzt fühlten. Nach mehr als einer halben Stunde erlosch die Fackel, und wir gewahrten bald darauf in der Morgendämmerung ein geräumiges Gebäude, aus dem mehrere Personen uns zum Empfange entgegen eilten. Dieß Haus ist das Eigenthum meines Gebieters, sagte uns unser Begleiter, und führte uns in eine große Halle, wo mancherlei Erfrischungen bereit standen. Wir hatten nur kurze Zeit hier verweilt, als Müller bemerkte, die Dämmerung scheine bereits dem Tage zu weichen, worauf wir sogleich die weichen Sitze verließen und eine breite Treppe zum Dache erstiegen.

Unsere Ueberraschung war nicht gering, als wir uns in einem reizenden Blumengarten befanden, der das Haus statt eines Daches bedeckte. Das ist Landessitte, sagte unser Führer, als er unser Erstaunen bemerkte. Wir aber wußten kaum, was wir sahen, und wo wir mit dem Auge verweilen wollten. Fern im Osten, über dem gewaltigen Kantal, war der Himmel ein Purpurmeer, ein Rosenhimmel auf dem tiefen Azur des Gewölbes, und leichte weiße Wölkchen schwebten hie und da leicht angeröthet und schon mit Gold gesäumt. Alles rings umher nahm Theil an dieser Rosenglut; Alles war ein Spiegel des Himmels. Im Rosenlichte des schönen Stromes, der uns hergetragen hatte, gleitete auf demselben unser reichverziertes, buntes Schiff mit vollen Segeln hinauf; ich war im Begrif zu fragen: warum es uns verließe? als plötzlich die ersten Strahlen der Sonne über das Gebirge herüberblitzten, das Schiff und den Spiegel in Gold entzündeten, und mir mächtig in's Auge blendeten.

Den ersten Strahlen der Sonne folgten bald mehrere. Schon erhob sie sich über die zackigen Umrisse der Berge des Kantal und ergoß ein Lichtmeer über die bunte, schöne Welt. Wir befanden uns auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges, von dem das Panorama ununterbrochen im Kreise herum lief, und an dessen Abhange wir nach allen Seiten herabsahen. Das südliche Gebirge war uns sehr nahe, das nördliche hatte sich mit uns in seiner blauen Ferne erhoben. Gewaltige Palmen neben unserm Hause breiteten ihre Kronen wie Schirmdächer über den Garten aus, in dem wir uns befanden. Hier hatte eine Unendlichkeit an mannich-

faltigen duftenden Blumen ihre Kronen dem Lichte erschlossen. Ganze blühende Büsche beschatteten hier stille Gartensitze, und hie und da rauchte ein Schornstein aus Blumenbeeten hervor. Vögel vom prächtigsten Gefieder umschwärmten uns und begrüßten laut das Gestirn des Tages. Bunte Papageien knackten auf den Bäumen Mandeln und Nüsse und ließen ihre schnarrenden Stimmen hören, und unter uns wiegten sich prächtige Pfauen auf schlanken Zweigen. — Die große, weite Landschaft war wie verklärt im Morgenlicht. Einzelne erhabene Gegenstände waren im hellsten Lichte, während ihre langen Schatten die westlichen Nachbarn verhüllten. Die vergoldeten Ströme strahlten mannigfach unterbrochene Lichtmassen blendend umher. So helle die westlichen Berge beleuchtet waren, so tief verhüllt in Schatten waren auch die östlichen, und aus diesen Schatten strahlte ein breiterer Lichtstrom, als alle Ströme; es war der große See von Sirinapur, an dessen südlichen Ufern nun auch die weitausgedehnte Stadt in geringer Ferne sichtbar ward, indem sich Paläste, Thürme und Gärten und ganze Stadttheile mit hohen Thoren nach und nach immer mehr zum Lichte erhoben. — Nun belebte sich auch die Scene mit Menschen auf vielfache Weise. Große Felder mit Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo und Pfefferstauden in den Ebenen; Reis, Gerste, Waizen und Roggen auf den Bergen waren voll rüstiger Arbeiter. Auch Winzer waren mit dem Rebenbau eifrig beschäftigt, und Schwarze arbeiteten in den Palmenpflanzungen. Große Heerden Schafe, Ziegen, Kühe wurden zu entfernten Weiden getrieben. Die Ströme wurden mit Kähnen und bunten Schiffen befahren. Ueberall auf den Heerstraßen, von großen Bäumen beschattet, zogen Reiter, Hakery's, Elephanten, Palankin's und ganze Züge beladener Kameele und Ochsen. Alles war geschäftig und lebendig. Ueberall sah man größere und kleinere Häuser und Gärten zerstreut, oft sehr große und schöne, wie es von der Höhe schien, und die ganze Gegend umher, so weit sie der Blick beherrschte, schien nur ein Garten, eine Stadt oder ein Dorf im ungeheuren Maßstabe zu sein. Ich war entzückt hingerissen, und unwillkührlich ertönte mir ein Lied aus der Kehle: so, dacht' ich, müsse den singenden Vögeln am heiteren Morgen zu Muthe sein. Ich verließ das Haus, um in der Gegend umher zu streifen. Ich suchte einen Pfad, die südlichen Berge in bedeutenderer Höhe zu ersteigen. Dazu mußte ich aber erst lange hinabgehen, und dann, nachdem ich eine Ebene durchschritten, wieder sehr steil aufwärts steigen. So kam ich in große Wälder, die mir durchaus keinen Blick in's Freie gestatteten, selbst wenn ich Bäume erkletterte. Dadurch ward ich gereizt, immer höher zu steigen, um eine freie Aussicht zu erhalten. Von der andern Seite reizte mich der Wald unaufhörlich, durch immer neue Schönheiten, zum Verweilen, was denn auch zuweilen geschah, da mir die Anstrengung des schnellen Steigens augenblick-

liche Ruhe, um Athem zu schöpfen, von Zeit zu Zeit nothwendig machte.

Es ist nicht möglich, sich einen Begriff zu machen von der Ueppigkeit der Vegetation in diesen Wäldern, wenn man sie nicht gesehen hat. Vom Aequator bis zum fünfzigsten Grade nördlicher Breite giebt es kaum eine Baumart, die sich hier nicht wild wachsend fände, wie dieß die topographisch-klimatische Verschiedenheit der so nahe gerückten, durch tiefe Thäler und Ebenen getrennten, sehr beträchtlichen Höhen mit sich bringt. Aber man erkennt sie hier fast nicht wieder, so groß und voll und saftig ist hier jeder Baum in allen einzelnen Theilen. Jede gemeinste Pflanze duftet hier. Gras und Blumen im Walde sind der köstlichste Teppich. Große, breitblätterige Schlingpflanzen, mit den schönsten Blüthen, umranken hier die Bäume, und verketten sie unter einander. Dennoch wissen Hasen, Rehe, Dammhirsche, Antelopen und viele andere vierfüßige Thiere und Tausende der schönsten Arten bunter Vögel hier so leicht und schnell herum zu schwärmen, als wenn diese Hindernisse nicht da wären. Eichhörnchen überall. Papageien und Fasanenarten vom allerschönsten Gefieder. Affen in Menge, in den possirlichsten Sprüngen und Stellungen. Doch giebt es kaum einen prächtigern Anblick, als Hunderte von Pfauen beisammen auf den nächsten Bäumen, sich auf schlanken Zweigen wiegend im Sonnenschein, der den Glanz der schönen Farben ihrer herabhängenden Schweife, in schwankender Bewegung, zu blendender Pracht erhebt.

Endlich, nach ermüdender Wallfahrt, gelangte ich auf einen freien Platz im Walde, und als ich mich gegen Norden wendete, einige Schritte weiter, auf einen weit vorragenden Granitfelsen, mit blumigen Rasen bekleidet. Wer vermöchte die entzückende Lust zu schildern, als ich von hier aus ganz Caschmire zu übersehen und zu meinen Füßen ausgebreitet glaubte? Eine Menge Städte und Dörfer, kaum noch meinem scharfen Auge kenntlich, durch feine Silberstreifen, die ich als Flüsse erkannte, unter einander verbunden, waren das Einzige, das sich noch mit Mühe von der bunten Erde unter mir erkennen ließ. Um so näher glaubte ich mich dem dunkelblauen Himmel und dem leichten schimmernden Gewölk, das auf die fünf und zwanzig tausend Fuß hohen Häupter des Himalaya, in der Ferne, sich niederließ, indem der ewig glänzende Schnee jener Gipfel sich zu ihm zu erheben schien.

Unser Schiff war abgefahren. Statt dessen waren mehrere schöne arabische Reitpferde eingetroffen, auf denen wir früh am Morgen unsre Reise fortsetzten. Die Heerstraßen waren auf's Beste unterhalten und von den herrlichsten Bäumen beschattet. In einiger Entfernung von der Stadt ließen wir sie zur Rechten liegen, und wendeten uns nördlich, dem westlichen Ufer des Sees zu, nach seiner Mitte. Bald ritten wir nur zwischen Gärten,

mit größern und kleinern Landhäusern, von denen die ersten wieder Gärten auf den Dächern, die andern große Sommerdächer hatten. In den Gärten spielten Kinder und arbeiteten Greise. Frauen und Mädchen waren, mit häuslicher Arbeit beschäftigt, in den großen Vorhallen der Häuser zu sehen, während die Männer ihren Geschäften außer dem Hause nachgegangen waren. Lastträger und Geschäftsleute aller Art erfüllten die Straße und die kleinern Nebenwege. Alles war Leben und Thätigkeit, Alles Sauberkeit, Nettigkeit, Ordnung, Gedeihen und Heiterkeit. Von allen Seiten ward unser Führer, wie es schien, mit freudiger Theilnahme begrüßt. Verwundert fragte ihn Müller: wo sind wir? In dem Dorfe, in dem auch mein Gebieter wohnt, versetzte Jener. Wir ritten oft halbe Stunden lang im raschen Trabe, denn das dichte Laub hielt jeden Sonnenstrahl von uns ab; dennoch brachten wir vier bis fünf Stunden zu auf dem Wege durch dieß reizende Dorf, bis wir gegen Abend an's Ziel gelangten.

Kaum war es Tag geworden, als ich mit Müller den Garten auf dem Hause besuchte. Welche Düfte, welche Büsche und Blumen empfiengen uns hier! Welche Landschaft entwickelte sich aus der Dämmerung unserm schwelgenden Blick! Dazu das ewig neue, ewig ergreifende Schauspiel des Aufsteigens des Tagsgestirnes! Zu unsern Füßen das reizendste Ufer, das ich je sah, mit Palmen, Bananen und andern tropischen Prachtbäumen, in malerischen Gruppen, auf kaum zu übersehende Strecken nach beiden Seiten bepflanzt. In einiger Entfernung von uns und vom Seeufer, diesem parallel laufend, zog sich gegen Süden das schöne Dorf hin, das wir gestern zu durchreiten vier bis fünf Stunden brauchten. Und es war nur die Hälfte des Dorfes. Denn in einiger Entfernung von uns hieng es westwärts zusammen mit eben solchen Häusern und Gärten, die sich eben so weit gegen Norden hinzogen, gleichfalls parallel dem Seeufer, das durch eben solche Baumpflanzungen von ihnen getrennt war. Unendliche Wiesen und Felder, von Heerstraßen, Baumreihen, Bächen und Flüssen durchschnitten, erstreckten sich nach Westen weit über den Gesichtskreis hinaus.

Nach Osten aber breitete der Spiegel des Sees sich Meilen weit aus. Hinter demselben, vielleicht eben so weit, eine dämmernde Ebene, bis an den Fuß des großartigen und riesenhaften Cantal-Gebirges, über welchem, in diesem Augenblick, die Sonne strahlend in den Purpur des Himmels trat, den Spiegel des Sees verklärte, die Nebelhüllen in leichte Streifen zusammenzog, und die reizende, weite Ebene jenseits die reichste und anziehendste Ferne in mannigfaltig unterbrochenem Lichte zeigte. Endlich zu unserer Rechten legte sich um das südliche Ufer des Sees mit ihren leuchtenden Kuppeln und Minarets, ihren hohen Thoren, weißen Häusern, Palästen und Gärten, die fernglänzende Sirinapur.

Neuschamp.

58. Die Geschwister.

Im einsamen Hain auf grüner Wiese
Spielten oft am Muttergottesbilde
Eine Schwester und ein Bruder. Unschuld
Spielete mit ihnen, Lieb' und Anmuth.
Auch die Mutter saß am heil'gen Bilde
Oft, und süß erzählte sie den Kindern,
Wie das Jesuskind im Arm der Mutter
Gut einst war und gute Kinder liebte.
„Liebet es uns auch?" — „Ja, wenn ihr gut seid;
Es hört Alles, was ich zu euch sage." —
Einst, am Abend, als im schönsten Glanze
Unsrer Sonne die Geschwister beide
Sich erfreuten, sprach der rasche Knabe:
„Wenn einmal das Kind, das uns auch liebet,
(Spricht die Mutter) zu uns niederstiege!"
„Gerne gäb' ich ihm die schönsten Blumen,"
Sprach die Schwester. — „Gerne," sprach der Bruder,
„Gäb' ich ihm die allerschönsten Früchte;
Heil'ge Mutter, laß das Kind hernieder!"
Und die Mutter strafte sie mit Worten,
Sanft belehrend. Aber ihr im Herzen
Blieb das Wort; und bald darauf im Traume
Sah sie sich die Mutter Gottes neigen
Und das Kind mit ihren Kindern spielen.
Lieblich war der Traum. Der Himmelsknabe
Sprach: „für eure schönen Früchte und Blumen
Was soll ich euch geben? Du, o Bruder,
Spielest bald mit mir auf einer andern
Schönen Au', da will ich süße Früchte,
Wie du sie nie kostetest, dir schenken.
Dir, o Schwester, werd' ich wiederkommen,
Wenn du Braut bist, und den Kranz dir reichen.
Mutter wirst du sein von guten Kindern,
Gut, wie du, und gut, wie deine Mutter."
Also träumte sie und wacht' erschrocken
Auf und eilte zu dem Bilde, betend:
„Kann es sein, so laß mir meinen Knaben,
Holdes Kind; wo nicht, dein Will' geschehe!"
Und in Kurzem ward der Traum erfüllet,
Denn der Knabe starb. Er sah im Sterben
(Also sagt' er) einen Himmelsknaben
Kommen und ihm süße Früchte reichen,
Und er koste schon die süßen Früchte.
Auch die Tochter wuchs und ward der Mutter

Ebenbild. Als am Altar sie kniete,
Eine Braut, erschien ihr im Gebete
Jenes Kind und kränzte sie mit Blumen.
Wie ihr dünkte, waren meistens schöne
Lilien und Rosen in dem Kranze,
Wenig dunkle Blumen, und ihr Leben
Ward des Kranzes Abbild, Lieb' und Unschuld.

Herder.

---

59. Die Nektartropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen;
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die goldne Schale schwankte
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.
Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig;
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Thierchen!
Denn sie theilen mit dem Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.

Goethe.

---

60. Alexander der Große vor dem Paradiese.

Auf seinem Zug nach Indien kam Alexander an einen Strom. Er lagerte sich dort und nahm kleine, gesalzene Fische in seine Hand, daß er sie in die Fluth tauchte und zum Brod äße. Und siehe! die Fische wurden wohlschmeckend und dufteten von Wohlgeruch. Er wusch sein Antlitz mit dem Wasser des Stroms, und sein Antlitz ward glänzend. Da sprach er: Wahrlich, das ist der Strom des Paradieses! — Und er machte sich auf und folgte dem Strom, bis er kam zu den Pforten des Paradieses. Oeffnet mir die Thore! rief er, ich bin Alexander! — Aber eine Stimme von innen

antwortete: Dieß ist die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen. — Und Alexander erwiederte: Ich bin ein mächtiger Herrscher, hoch geachtet unter den Menschen, der Herr der Welt. — Aber dieselbe Stimme antwortete: Dieß ist die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen. Da sprach Alexander: So gebt mir wenigstens ein Zeichen, daß ich hier gewesen bin. Und sie gaben ihm einen Todtenkopf. Alexander trug ihn; doch bald ward seine Last ihm zu schwer, und endlich konnte alles Gold Indiens ihn nicht aufwiegen. Da fragte der König die Rabbinen: Ihr Söhne des Gesetzes, was bedeutet dieser Todtenkopf, und daß er so schwer ist? Und sie antworteten ihm: Dieser Todtenkopf ist der Mensch; und des Menschen Aug' ist unersättlich. Nimm aber ein wenig Staub und bestreue ihn; alsobald wird er leichter sein. Und sie nahmen Staub und bestreuten ihn; und das Gold und Silber wogen über.

Aus dem Talmud.

61. Die Kraniche des Ibycus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Coriuthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund. —
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll, —
So wandert er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt von hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader zieh'n.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch —
Mein Loos, es ist dem euren gleich:
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;

Da ſperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich ſeinen Weg.
Zum Kampfe muß er ſich bereiten,
Doch bald ermattet ſinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft geſpannt.

Er ruft die Menſchen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme ſchickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlaſſen ſterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böſer Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erſcheint!“

Und ſchwer getroffen ſinkt er nieder,
Da rauſcht der Kraniche Gefieder.
Er hört — ſchon kann er nicht mehr ſeh'n —
Die nahen Stimmen furchtbar kräh'n.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme ſpricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
Er ruft es, und ſein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden;
Und bald, obgleich entſtellt von Wunden,
Erkennt der Gaſtfreund in Corinth
Die Züge, die ihm theuer ſind.
„Und muß ich ſo dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Beſtrahlt von ſeines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäſte,
Verſammelt bei Poſeidons Feſte;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und ſtürmend drängt ſich zum Prytanen
Das Volk, es fordert ſeine Wuth,
Zu rächen des Erſchlagnen Manen,
Zu ſühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den ſchwarzen Thäter kenntlich macht?

Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von fern' und nah',
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend, wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie —

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche bläh'n.

Und schauerlich gedreht im Kreise
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt des Hörers Mark verzehrend
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht."

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! sieh da! Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!"

Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüber zieh'n.

„Des Ibycus?“ — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar.
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gesteh'n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Schiller.

---

62. Verschiedener Umgang.

Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
Mit Gleichgültigen und Guten
Sei dir ja nicht einerlei!

Ein Tropfe Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen
Und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume
Und glänzt' als eine Perle
Und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er sank in eine Muschel
Zur segensreichen Stunde
Und ward zur Perle selbst.

Herder.

63. Das Grab.

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand,
Es deckt mit seiner Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinen Schoos,
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlaß'ne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waisen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh';
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Gram bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

Julie.

---

64. Nacht und Tag.

Nacht und Tag stritten mit einander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe, Tag, fieng an zu streiten.

Arme, dunkle Mutter, sprach er, was hast du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödtet hast, zum Gefühl eines neuen Daseins; was du erschlaffest, rege ich auf. —

Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung? sprach die bescheidne, verschleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermattest? und wie kann ich's anders, als meistens durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme Alles, was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schoos: sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alle dein Blendwerk und neigt sein Haupt sanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordene Seele mit himmlischem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahle nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die verhüllte Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.

Eben berührte der schwatzende Tag den Saum ihres Gewandes, und schweigend und matt sank er selbst in ihren umhüllenden Schoos. Sie aber saß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone, mit ewig ruhigem Antlitz.

Herder.

---

65. Sehnen.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Heinrich Heine.

---

66. Rudolph's Ritt zum Kaisergrabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"

Und die Meister sprechen: „„Herr!
Wohl noch heut' erscheint die Stunde.""
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister, Dank für diese Kunde!"

„Auf nach Speyer! auf nach Speyer!"
(Ruft er, als das Spiel geendet)
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

Blast die Hörner, bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd steh'n die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
(Spricht er) „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!"

Weinend ſteht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Roſſe,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus ſeinem Schloſſe.

Traurend neigt des Schloſſes Lind'
Vor ihm ihre Aeſte nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Weg's daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden ſterbend Bild,
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelsluſt
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt ſein Angeſicht,
Als ritt er zu Luſt in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken ſchallen:
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaiſerſaal
Iſt er raſch noch eingetreten:
Sitzend auf dem goldnen Stuhl
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt ſich ſein Geſicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'ſchem Lichte —
Und verſchieden ſitzt der Held,
Himmelsruh' im Angeſichte.

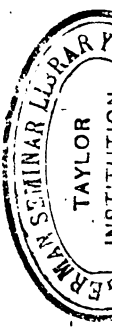
Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten:
Alle Herzen längs des Rhein's
Fühlen, daß der Held verſchieden!

Nach dem Dome ſtrömt das Volk
Schwarz, unzähligen Gewimmels:
Der empfieng des Helden Leib,
Seinen Geiſt der Dom des Himmels.

Juſtin. Kerner.

67. Die Belagerung Magdeburgs 1631.

Das reiche Erzbisthum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich bewogen sah, um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reizen, ihn förmlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulirte es den Prinzen Johann August, zweiten Sohn des Kurfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne Leopold dieses Erzbisthum zuzuwenden. Der Kurfürst von Sachsen ließ darüber unmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg versichert und von chimärischen Hoffnungen erhitzt, glaubte er sich im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der Ausspruch des Capitels, die Concurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedikt seiner Wiederherstellung entgegensetzte. Er that eine Reise nach Schweden und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.


TAYLOR

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so schlich er sich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der Rathsversammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge Ferdinands, an die Gefahr der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sei, und daß ihnen Gustav Adolph seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit beseelte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entgieng seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem

Ebenbild. Als am Altar sie kniete,
Eine Braut, erschien ihr im Gebete
Jenes Kind und kränzte sie mit Blumen.
Wie ihr dünkte, waren meistens schöne
Lilien und Rosen in dem Kranze,
Wenig dunkle Blumen, und ihr Leben
Ward des Kranzes Abbild, Lieb' und Unschuld.

Herder.

---

59. Die Nektartropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen;
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die goldne Schale schwankte
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.
Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig;
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Thierchen!
Denn sie theilen mit dem Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.

Goethe.

---

60. Alexander der Große vor dem Paradiese.

Auf seinem Zug nach Indien kam Alexander an einen Strom. Er lagerte sich dort und nahm kleine, gesalzene Fische in seine Hand, daß er sie in die Fluth tauchte und zum Brod äße. Und siehe! die Fische wurden wohlschmeckend und dufteten von Wohlgeruch. Er wusch sein Antlitz mit dem Wasser des Stroms, und sein Antlitz ward glänzend. Da sprach er: Wahrlich, das ist der Strom des Paradieses! — Und er machte sich auf und folgte dem Strom, bis er kam zu den Pforten des Paradieses. Oeffnet mir die Thore! rief er, ich bin Alexander! — Aber eine Stimme von innen

antwortete: Dieß ist die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen. — Und Alexander erwiederte: Ich bin ein mächtiger Herrscher, hoch geachtet unter den Menschen, der Herr der Welt. — Aber dieselbe Stimme antwortete: Dieß ist die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen. Da sprach Alexander: So gebt mir wenigstens ein Zeichen, daß ich hier gewesen bin. Und sie gaben ihm einen Todtenkopf. Alexander trug ihn; doch bald ward seine Last ihm zu schwer, und endlich konnte alles Gold Indiens ihn nicht aufwiegen. Da fragte der König die Rabbinen: Ihr Söhne des Gesetzes, was bedeutet dieser Todtenkopf, und daß er so schwer ist? Und sie antworteten ihm: Dieser Todtenkopf ist der Mensch; und des Menschen Aug' ist unersättlich. Nimm aber ein wenig Staub und bestreue ihn; alsobald wird er leichter sein. Und sie nahmen Staub und bestreuten ihn; und das Gold und Silber wogen über.

Aus dem Talmud.

---

61. Die Kraniche des Ibycus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund. —
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll, —
So wandert er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt von hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader zieh'n.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch —
Mein Loos, es ist dem euren gleich:
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;

Da ſperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich ſeinen Weg.
Zum Kampfe muß er ſich bereiten,
Doch bald ermattet ſinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft geſpannt.

Er ruft die Menſchen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme ſchickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlaſſen ſterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böſer Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erſcheint!“

Und ſchwer getroffen ſinkt er nieder,
Da rauſcht der Kraniche Gefieder.
Er hört — ſchon kann er nicht mehr ſeh'n —
Die nahen Stimmen furchtbar kräh'n.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme ſpricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
Er ruft es, und ſein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden;
Und bald, obgleich entſtellt von Wunden,
Erkennt der Gaſtfreund in Corinth
Die Züge, die ihm theuer ſind.
„Und muß ich ſo dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Beſtrahlt von ſeines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäſte,
Verſammelt bei Poſeidons Feſte;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und ſtürmend drängt ſich zum Prytanen
Das Volk, es fordert ſeine Wuth,
Zu rächen des Erſchlagnen Manen,
Zu ſühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den ſchwarzen Thäter kenntlich macht?

Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von fern' und nah',
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend, wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie —

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche bläh'n.

Und schauerlich gedreht im Kreise
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt des Hörers Mark verzehrend
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht."

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! sieh da! Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!"

Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüber zieh'n.

„Des Ibycus?“ — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar.
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gesteh'n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Schiller.

---

62. Verschiedener Umgang.

Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
Mit Gleichgültigen und Guten
Sei dir ja nicht einerlei!

Ein Tropfe Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen
Und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume
Und glänzt' als eine Perle
Und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er sank in eine Muschel
Zur segensreichen Stunde
Und ward zur Perle selbst.

Herder.

69. Bestimmung der Natur.

Was uns die Natur zu sein vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Mensch nicht werden,
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er, was er ist, und wird nicht größer
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur sein Krüglein.

Herder.

---

70. Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herr'n,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern:
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihm zum Lohne für sein Spiel,
Eine goldne Kette bringen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke. Goethe.

71. Arion.

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfieng ihn jedes Land.
Er schiffte, goldbeladen,
Jetzt von Tarent's Gestaden,
Zum schönen Hellas hingewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen;
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen;
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

Arion sprach: Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!

Er stehet im Schiff' am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind' und warm:
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm,
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.

Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.
„Du darfst, Arion, nicht mehr leben.
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab.“
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mög't mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —
„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verrieth'st du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“
Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag,
Daß ich nach Citherspieler-Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag. —
Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen,
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“ —
Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn' und Wangen
Fliegt, duftend, das bekränzte Haar.
Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint, erquickt, die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vor zum Rande
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er ſang: „Gefährtin meiner Stimme,
Komm, folge mir in's Schattenreich.
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elyſiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr friedlichen, ſchon grüß' ich euch.

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich laſſe meinen Freund zurück.
Du giengſt, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein ſüßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchteſt du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen;
Die Götter ſchauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erſchlagen,
Erblaſſet, wenn ich untergeh'!
Den Gaſt, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!" —
So ſprang er in die tiefe See.

Ihn decken alſobald die Wogen,
Die ſichern Schiffer ſegeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte ſie ein Zauberwort;
Eh' Fluthen ihn erſticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn ſorgſam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrauſe
Ward ſtummen Fiſchen nur verlieh'n;
Doch lockt Muſik aus ſalz'gem Hauſe
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft beſtricken,
Mit ſehnſuchtsvollen Blicken
Dem falſchen Jäger nachzuzieh'n.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menſchenliebend' ſinn'ge Thier.
Er ſchwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen ſpringen,
Wie nach der Saiten Klingen,
Rings in dem blaulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich Jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Ariens volles Herz:

„Leb' wohl! Und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen;
Gemeinschaft ist uns nicht verlieh'n.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie, stolz und heilig, zieh'n." —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr!
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen;
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither, nur.

Er tritt hinein. — „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust;
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen,
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nah'n sie wohl sich, unbesorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt von Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, siehe, tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar;
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn' und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie, wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden;
O, schläng' uns nur die Erd' hinein!" —

Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euern Muth!

A. W. v. Schlegel.

72. Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos sein? sprach seufzend der stille Schwan zu sich und badete sich im Glanze der schönsten Abendröthe; „beinah ich allein im ganzen Reiche der gefiederten Schaaren? Zwar der schnatternden Gans und der glukkenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o sanfte Philomele, beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanze des Himmels trunken verweile. — Wie wollte ich dich singen, goldene Abendsonne, dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben!"

Stillentzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn freundlich zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Phöbus. „Keusches, liebliches Wesen," sprach er, „die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest, und sie konnte dir nicht eher gewährt werden."

Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen

an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's, und aufgelöst und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besingend die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt, war das harmonische Lied; lange Wellen zog er dahet in süßen entschlummernden Tönen, bis er sich — im Elysium wieder fand, am Fuße des Apollo in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte, denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesang ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm Beide zu ihren Lieblingen an, das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes!

Herder.

---

73. Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;

Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Goethe.

---

74. Aus dem Gedichte: der Frühling.

Komm Muse! laß uns im Thale die Wohnung und häusliche Wirthschaft
Des Landmanns betrachten. — Hier steigt kein parischer Marmor in Säulen
Empor und bückt sich in Kämpfern. Hier folgt kein fernes Gewässer
Dem mächtigen Rufe der Kunst. Ein Baum, worunter sein Ahnherr
Drei Alter durchlebte, beschattet ein Haus, von Raben umkrochen,
Durch Dornen und Hecken beschützt. Im Hofe dehnt sich ein Teich aus,
Worin, mit Wolken umwälzt, ein zweiter Himmel mich aufnimmt,
Wann jener sich über mir ausspannt, ein unermeßlicher Abgrund!
Die Henne jammert am Ufer mit struppigen Federn und locket
Die jüngst gebrüteten Entchen; sie fliehen der Pflegerin Stimme,
Durchplätschern die Fluth und schnattern im Schilfe. Langhälsige Gänse
Verjagen von ihrer Zucht mit hochgeschwungenen Flügeln
Den zottigen Hund: nun beginnen ihr Spiel die gelbhaarigen Kinder,
Verstecken im Wasser den Kopf und hangen mit rudernden Füßen
Im Gleichgewichte. — Dort läuft ein kleines, geschäftiges Mädchen,
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von weitschreitenden Hühnern.
Nun steht es, und täuscht sie leichtfertig mit eitlem Wurfe, begießt sie
Nun plötzlich mit Körnern, und sieht sie vom Rücken sich essen und zanken.
Dort lauscht in dunkler Höhle das weiße Kaninchen und drehet
Die rothen Augen umher. Aus seinem Gezelte geht lachend
Das gelbe Täubchen und kratzt mit röthlichen Füßen den Nacken,
Und rupft mit dem Schnabel die Brust, und untergräbet den Flügel,
Und eilt zum Liebling auf's Dach. Der Eifersüchtige zürnet,
Und dreht sich um sich und schielt. Bald rührt ihn die schmeichelnde Schöne;
Dann tritt er näher und girrt. Viel Küsse werden verschwendet!
Jetzt schwingen sie lachend die Flügel und säuseln über den Garten.
Ich folge, wohin ihr mich führt, ihr zärtlichen Tauben. Ich folge.
Wie schimmert der blühende Garten, wie duften die Lauben, wie gaukelt
In Wolken von Blüthen der fröhliche Zephyr! Er führt sie gen Himmel
Und regnet mit ihnen herab. Hier hat der verwegene Schiffer
Die wilden Gewächse der Mohren nicht hingepflanzt; seltene Disteln
Durchblicken die Fenster hier nicht. Das nützende Schöne vergnüget
Den Landmann und etwa ein Kranz. Dieß lange Gewölbe von Nußstrauch
Zeigt oben voll laufender Wolken den Himmel, und hinten Gefilde
Voll Seen und buschigter Thäler, umringt mit geschwollenen Bergen.
Mein Auge durchirrt den Auftritt noch einmal und muß ihn verlassen;
Der nähere ziehet mich an sich. — O Tulipane, wer hat dir
Mit allen Farben der Sonne den offenen Busen gefüllet?
Ich grüßte dich Fürstin der Blumen, wofern nicht die göttliche Rose

Die tausendblättrige schöne Gestalt, die Farbe der Liebe,
Den hohen bedorneten Thron und den ewigen Wohlgeruch hätte.
Hier lacht sie bereits durch die Knospe mich an, die gepriesene Rose.
Hier drängt die Maienblume die Silberglöckchen durch Blätter;
Hier reicht mir die blaue Jazinte den Kelch voll kühler Gerüche.
Hier strömt der hohen Viole balsamischer Ausfluß, hier streut sie
Die goldnen Strahlen umher. Die Nachtviole läßt immer
Die stolzeren Blumen den Duft verhauchen; sie schließet bedächtig
Ihn ein, und hoffet am Abend den ganzen Tag zu beschämen.
Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht, wie die furchtsamen Helden,
Ein Kreis von Bewunderern spornt, die, tugendhaft wegen der Tugend,
Im stillen Schatten verborgen, Gerüche der Gütigkeit ausstreu'n.
Seht hin, wie brüstet der Pfau sich dort am funkelnden Beete!
Die braunen Aurikelgeschlechter, bestreut mit glänzendem Staube,
Steh'n gleich den dichten Gestirnen: aus Eifersucht geht er daneben,
Und öffnet den grünlichen Kreis von Regenbogen und wendet
Den farbewechselnden Hals. Die Schmetterlinge, voll Wollust
Und unentschlossen im Wählen, umflattern die Blumen und eilen
Auf buntem Flügel zurück, und suchen wieder die Blüthe
Der Kirschenreiser, die jüngst der Herr des Gartens durchsägten
Schleestämmen eingepfropft hatte, die jetzt sich über die Kinder,
Von ihnen gesäuget, verwundern.— Das Bild der Anmuth, die Hausfrau
In jener Laube von Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand,
Die Freude lächelt aus ihr, ein Kind, der Grazien Liebling,
Verhindert sie schmeichelnd, am Halse mit zarten Armen ihr hangend,
Ein anderes tändelt im Klee, sinnt nach und stammelt Gedanken.
O dreimal seliges Volk, das keine Sorge beschweret,
Kein Neid versuchet, kein Stolz! dein Leben fließet verborgen,
Wie klare Bäche durch Blumen dahin. Laß Andre dem Pöbel,
Der Dächer und Bäume besteigt, in Siegeswagen zur Schau sein,
Gezogen von Elephanten; laß Andre sich lebend in Marmor
Bewundern, oder in Erz, von knieenden Sclaven umgeben.
Mir ist der Liebling des Himmels, der, fern vom Getümmel der Thoren,
Am Bache schlummert, erwachet und singet. Ihm malet die Sonne
Den Ost mit Purpur, ihm haucht die Wiese, die Nachtigall singt ihm;
Ihm folget die Reue nicht nach, nicht durch die wallenden Saaten,
Nicht unter die Heerden im Thale, nicht an seine Traubengeländer.
Mit Arbeit würzt er die Kost, sein Blut ist leicht wie der Aether,
Sein Schlaf verfliegt mit der Dämmrung, ein Morgenlüftchen verweht ihn.

Ewald Christian von Kleist.

75. Wallensteins Absetzung.

Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Absetzung ihm verkündigt werden sollte. Die meisten Officiere waren seine Geschöpfe, seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Eine solche Sentenz gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von Wallensteins genausten Freunden zu Ueberbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen zu gehorchen. Dieser Urtheilsspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeihungen eines Italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist gleich einem Knaben am Gängelbande führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sei, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorherzusagen, daß ein Feind wie Gustav Adolph einen General wie Wallenstein nicht lange entbehrlich lassen würde. „Der Kaiser ist verrathen," antwortete Wallenstein den Gesandten, „ich bedaure ihn, aber ich vergebe ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Baiern dominiert. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen." Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihm seiner Gunst nicht zu berauben und bei den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Offiziere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienste. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren, andere fesselte er

durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können. Sein Plan war nichts weniger, als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurück trat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit und schien dem Urtheilsspruche seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Pallaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Aehnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Cavalerie aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Carossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben so viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen, zwölf Patrouillen die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille, kein Geraffel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm wie die Zugänge zu ihm war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem wörtigen Tone ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne wiederstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch Andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst, die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit Anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen, kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirn, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener festhalten. In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete Wallenstein stille, doch nicht müssig seine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Gustav Adolphs reißender Siegeslauf ein Vorgefühl desselben genießen. Von seinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben: der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Zügel befreit. Der blendende

Schimmer seines Privatlebens verrieth den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und verschwenderisch wie ein Monarch schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen.

Friedrich v. Schiller.

76. Der Pilgrim vor St. Just.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für:
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür'!

Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein;
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

August von Platen.

77. Die Schönheit der Tugend.

(An einen jungen Freund).

Wie sehr verschönt der Schönheit Angesicht
Der süße Schmuck, den ihr die Tugend reicht!
Hold ist die Rose, holder scheint ihr Licht
Durch süßen Duft, der aus dem Kelche steigt.

Wohl ist der Flatterblume lebhaft Kleid
Dem duft'gen Roth der Rose gleichgestaltet,
Schwebt so am Dorn, spielt so voll Ueppigkeit,
Wenn Sommerhauch der Knospen Larv' entfaltet.

Doch die Gestalt ist auch ihr einzig Heil,
Man sucht sie nicht, und unbemerkt verblüht
Sie einsam, süßer Rose Gegentheil,
Der, starb sie sanft, man Balsam noch entzieht.

So lebt, wenn auch der Liebreiz deiner Jugend
Verblüht, in meinem Liede deine Tugend.

Shakspeare.

78. Die Nützlichen.

„Unkraut seid ihr, sagten Aehren
Zu der Korn- und Feuerblume,
Und ihr dürfet euch vermessen
Selbst von unserm Boden nähren?“ —
„Wir sind freilich nicht zum Essen
Wenn das einzige hilft zu Ruhme,“
Sagten diese wohlgemuthen,
„Aber wir erblüh'n hieneben,
Euer Einerlei, ihr Guten,
Mannigfarbig zu beleben.“

Fröhlich.

---

79. Der Tod des alten Eberhard Stilling.

Der alte Stilling fieng nunmehr an, seinen Vaterernst abzulegen und gegen seine wenige Hausgenossen zärtlicher zu werden; besonders hielt er Heinrichen, der nunmehr eilf Jahre alt war, viel von der Schule zurück, und nahm ihn mit sich, wo er seiner Feldarbeit nachgieng; redete viel mit ihm von der Rechtschaffenheit eines Menschen in der Welt, besonders von seinem Verhalten gegen Gott, empfahl ihm gute Bücher, sonderlich die Bibel zu lesen, hernach auch was Doktor Luther, Calvinus, Oekolampadius und Bucerus geschrieben haben. Einstmalen giengen Vater Stilling, Mariechen und Heinrich des Morgens früh in den Wald, um Brennholz zuzübereiten. Margareth hatte ihnen einen guten Milchbrei mit Brod und Butter in den Korb zusammengethan, welchen Mariechen auf dem Kopfe trug; sie gieng den Wald hinauf voran, Heinrich folgte und erzählte mit aller Freude die Historie von den vier Haimons-Kindern, und Vater Stilling schritt, auf seine Holzart sich stützend, seiner Gewohnheit nach, mühsam hintendrein und hörte fleißig zu. Sie kamen endlich zu einem weitentlegenen Ort des Waldes, wo sich eine grüne Ebene befand, die an einem Ende einen schönen Brunnen hatte. „Hier laßt uns bleiben,“ sagte Vater Stilling und setzte sich nieder; Mariechen nahm ihren Korb ab, stellte ihn hin und setzte sich auch. Heinrich aber sah in seiner Seele wieder die ägyptische Wüste vor sich, worin er gern Antonio geworden wäre; bald darauf sah er den Brunnen der Melusine vor sich und wünschte, daß er Raimund wäre; dann vereinigten sich beide Ideen und es wurde eine fromme romantische Empfindung daraus, die ihn alles Schöne und Gute dieser einsamen Gegend mit höchster Freude schmecken ließ. Vater Stilling stand endlich auf und sagte: „Kinder, bleibt ihr hier, ich will ein wenig herumgehen und abständig Holz suchen, ich will zuweilen rufen, ihr antwortet mir dann, damit ich euch nicht verliere.“ Er gieng.

Indessen saß Mariechen und Heinrich vertraulich beisammen. Nach einiger Zeit pfiff Vater Stilling. Mariechen und Heinrich antworteten mit einem He! He! Nicht lange hernach kam er, sah munter und fröhlich aus, als wenn er etwas gefunden hätte, lächelte wohl zuweilen, stund, schüttelte den Kopf, sah auf eine Stelle, faltete die Hände, lächelte wieder. Mariechen und Heinrich sahen ihn mit Verwunderung an; doch durften sie ihn nicht fragen, denn er that's wohl oft so, daß er für sich allein lachte. Doch Stillingen war das Herz zu voll; er setzte sich zu ihnen nieder und erzählte; wie er anfieng, so stunden ihm die Augen voll Wasser. Mariechen und Heinrich sahen es, und schon liefen ihnen auch die Augen über.

„Wie ich von euch in den Wald hinein gieng, sah ich weit von mir ein Licht, eben so, als wenn Morgens früh die Sonne aufgeht. Ich verwunderte mich sehr. Ei! dachte ich, dort steht ja die Sonne am Himmel; ist denn das eine neue Sonne? Das muß ja was Wunderliches sein, das muß ich sehen. Ich gieng darauf zu; wie ich vorn hin kam, siehe! da war vor mir eine Ebene, die ich mit meinen Augen nicht übersehen konnte. Ich habe mein Lebtag so etwas Herrliches nicht gesehen, so ein schöner Geruch, so eine kühle Luft kam darüber her, ich kann's euch nicht sagen. Es war so weiß Licht durch die ganze Gegend, der Tag mit der Sonne ist Nacht dagegen. Da stunden viel tausend prächtige Schlösser, eins nahe bei dem andern. Schlösser, — ich kann's euch gar nicht beschreiben! als wenn sie von lauter Silber wären. Da waren Gärten, Büsche, Buchen, o Gott, wie schön! — Nicht weit von mir stund ein großes, herrliches Schloß. (Hier liefen die Thränen häufig dem guten Stilling an den Wangen herunter, Mariechen und Heinrichen auch.) Aus der Thüre dieses Schlosses kam Jemand heraus auf mich zu, wie eine Jungfrau. Ach, ein herrlicher Engel! — Wie sie nahe bei mir war, ach Gott! da war es unser seliges Dortchen! (Nun schluchzten sie alle Drei, keins konnte etwas reden, nur Heinrich rief und heulte: „o meine Mutter! meine liebe Mutter!") Sie sagte gegen mich so freundlich, eben mit der Miene, die mir ehemals so oft das Herz stahl: „„Vater, dort ist unsre ewige Wohnung, ihr kommt bald zu uns."" — Ich sahe, und siehe! Alles war Wald vor mir; das herrliche Gesicht war weg. Kinder, ich sterbe bald, wie freue ich mich drauf." Heinrich konnte nicht aufhören zu fragen, wie die Mutter ausgesehen, was sie angehabt u. s. w. Alle Drei verrichteten den Tag durch ihre Arbeit und sprachen beständig von dieser Geschichte. Der alte Stilling aber war von der Zeit an, wie einer, der in der Fremde und nicht zu Hause ist.

Ein altes Herkommen, dessen ich (wie vieler andern) noch nicht erwähnt, war, daß Vater Stilling alle Jahre selber ein Stück seines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte.

Das hatte er nun schon acht und vierzig Jahre gethan, und diesen Sommer sollte es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahre neu so viel deckte, so weit das Roggenstroh reichte, das er für dieß Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelistag und rückte nun mit Macht heran, so daß Vater Stilling anfieng, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margaretha und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rath über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie beschlossen endlich, ernstliche Vorstellungen ihm Beide zu thun und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittagessens dazu bestimmt. Margaretha brachte also eine Schüssel Muß und auf derselben vier Stücke Fleisches, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide setzten ihre Schüsseln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Orte saßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf's Studieren, Wissenschaften und Bücher verpicht sein mochte, so war es ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Vaters, zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld oder gar auf dem Hausdach zu klettern; denn dieses war nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater bei dieser jährlichen Feierlichkeit beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich sein mochte, als er Margarethens und Mariechens Absichten zu begreifen anfieng.

Ich weiß nicht, Ebert, sagte Margaretha, indem sie ihre linke Hand auf seine Schulter legte, du fängst mir so an zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur?

„Man wird als alle Tage älter, Margaretha."

O Herr, ja! ja freilich, alt und steif.

Ja wohl, versetzte Mariechen und seufzte.

Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter, sagte Heinrich.

„Ja wohl, Junge," antwortete der Alte. „Ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter 'nauf laufen!"

Heinrich lachte laut. Margaretha sah wohl, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

O ja, sagte sie, es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu sein; du bist, glaub' ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?

„In meinem Leben nicht, ich weiß nicht, was Krankheit ist; denn an den Pocken und Rötheln bin ich herumgegangen."

Ich glaube doch, versetzte Mariechen, o Vater, ihr seid wohl verschiedene Male vom Fallen krank gewesen; denn ihr habt uns wohl erzählet, daß ihr oft gefährlich gefallen seid.

„Ja, ich bin dreimal tödtlich gefallen.“

Und das vierte Mal wirst du dich todt fallen, fuhr Margaretha fort, mir ahnt es. Du hast letzthin im Walde das Gesicht gesehen; und eine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht auf's Dach zu lassen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Kühe gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thu' mir den Gefallen und laß Jemand anders das Haus decken, du hast's ja nicht nöthig.

„Margarethe! — kann ich oder Jemand anders denn nicht in der Straße einmal Unglück bekommen? Ich hab' das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — unsre Nachbarin kann auch diese Vorgeschichte gehört haben. Kann aber ein Mensch dem entlaufen, was Gott über ihn beschlossen hat? Hat er beschlossen, daß ich meinen Lauf hier in dieser Straße endigen soll, werd' ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden können? Und gar, wenn ich mich todtfallen soll, wie werd' ich mich hüten können? Gesetzt, ich bleib' vom Dach, kann ich nicht heut oder morgen da in der Straße einen Karrn Holz losbinden wollen, draufsteigen, straucheln und den Hals abstürzen! Laß mich in Ruh'; ich werde so ganz gerade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werde ich's willkommen heißen!“

Margarethe und Mariechen sagten noch ein und das Andere, aber er achtete nicht darauf, sondern redete mit Heinrichen von allerhand die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben, und das Ding aus dem Sinn schlugen.

Des andern Morgens stunden sie früh auf, und der alte Stilling begann, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh los zu binden und abzuwerfen, womit er dann diesen Tag auch fertig wurde, so daß sie des folgenden Tags schon anfiengen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit Einem Wort, sie machten es fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es giengen wohl noch acht Tage über, ehe es ihm einfiel, dieß letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwochs stund Eberhard ungewöhnlich früh auf, gieng im Hause umher von einer Kammer zur andern, als wenn er etwas suchte. Seine Leute verwunderten sich, und fragten ihn, was er suche. „Nichts,“ sagte er „ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch hab' ich keine Ruh', ich kann nirgend stille sein, als

wenn etwas in mir wäre, was mich triebe, auch spüre ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne." Margarethe rieth ihm, er sollte sich anziehen und mit Heinrichen nach Lichthausen zu gehen, seinen Sohn Heinrichen zu besuchen. Er war damit zufrieden, doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den First legen, und dann des andern Tags seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und seiner Tochter recht zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dache zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, Jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her, ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingebracht hätte! Dabei aber sagte er kein Wort. Ein Mann der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und sich an einen frühen Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangte zu einer Größe und Freiheit, die nie ein mächtiger Eroberer erreicht hatte. Die ganze Antwort Stillings auf diese treugemeinten Ermahnungen der Seinigen bestand darin: er wollte da auf den Kirschbaum steigen und sich noch einmal recht satt Kirschen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hofe stund und sehr spät, aber desto vortrefflichere Früchte brachte. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall, denn er war wohl in zehn Jahren an keinem Baum gewesen. Nun denn, sprach Margarethe, du mußt nun vor dieser Zeit in die Höhe, es mag kosten was es wolle. Eberhard lachte und antwortete: „Je höher, je näher denn Himmel!" Damit gieng er zur Thüre hinaus und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Kniee, und kletterte hinauf, bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fieng an, aß Kirschen und warf Heinrichen zuweilen auch einige herab. Margarethe und Mariechen kamen ebenfalls. Halt! sagte die ehrliche Frau, heb' mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die untersten Aeste fassen kann, ich muß da probieren ob ich auch noch hinauf kann. Es gerieth; sie kam hinauf. Stilling sah herab, lachte herzlich und sagte: „Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler." Da saßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Aesten des Baumes, und genossen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margarethe stieg wieder herab und gieng mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb des Dorfes war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, gieng und hatte einen Hacken, um Rasen damit abzuschälen. Er gieng dieserhalb an's Ende des Dorfs an den Wald; Heinrich blieb dem Hause gegenüber unter dem Kirschbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Heinrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte: „Sieh,

welch eine Schlafkappe!“ Heinrich fuhr in einander und ein Schauer gieng ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unermeßlichen Eindruck auf ihn gemacht hätte.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf, Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen, indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter, er sah vor sich hin — vor seinen Augen war's schwarz, wie die Nacht, lang hingestreckt lag da der theure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten, und alle Glieder bebten, wie ein Mensch in starkem Froste. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab, und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margarethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende, kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben. Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margaretha strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände nah vor der Brust gefaltet, und sein Odem gieng langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: Ach, mein Vater, mein Vater! Heinrich saß zu seinen Füßen im Staube, schluchzte und weinte. Indessen kam Margaretha auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Kniee, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme in's Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stund auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen herbeigekommen; vergossen alle Thränen, denn er war allgemein geliebt gewesen. Margaretha machte geschwind in der untern Stube ein niedriges Bett zurecht; sie hatte ihre besten Bettücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus und sprach: Nun bringt nur meinen Eberhard herein in's Bett! Die Männer faßten ihn an. Mariechen trug am Kopf, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn auf's Bett, und Margaretha zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen und einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte sich, daß zwar nichts gebrochen sei, aber doch sein Tod binnen dreien Tagen gewiß sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammenberufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags frühzeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings um's Bett, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehängen, und Margaretha wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fieng der Kopf des Kranken an zu beben. Die obere Lippe erhob sich ein wenig und wurde bläulich, und ein kalter Schweiß dustete überall hervor. Seine Kinder rückten näher um's Bette zusammen. Margaretha sah es auch, sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand in's Dunkle; Alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an und war auch stille. So saßen sie Alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Katharine zuerst, daß ihres Vaters Odem stillstand. Sie rief ängstlich: Mein Vater stirbt! Alle fielen mit ihrem Angesichte auf das Bette, schluchzten und weinten. Heinrich stund da, ergriff seines Großvaters beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer, der tief seufzet, und von einem Seufzer bis zum andern war der Odem still. Am ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als sein Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margaretha Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; sobald sie aber Katharine rufen hörte, stund sie auf, gieng an's Bett und sah ihrem sterbenden Mann in's Gesicht, nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus, denn sie war vor Alter ein wenig gebückt, richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem inbrünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und ihr Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfieng zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bett auf die Kniee und beteten im Stillen mit. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich, er stieß einen Schrei aus, nun war er verschieden. Margaretha hörte auf zu beten, faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: „Leb' wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel sehen wir uns bald wieder!" So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Kniee; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margaretha die bittersten Thränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder stunden auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre, da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Wie Stilling in's Grab gesenkt wurde, weinte der Pastor helle Thränen, und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben.“ Und der Text zur Leichenrede war: „Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen gegen die Kirchthüre über, wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; oft aber fliegen im Frühling ein paar Täubchen einsam hin, girren und liebkosen sich zwischen dem Gras und den Blumen, die aus Vaters Stillings Moder hervordringen.

Heinrich Stilling.

---

80. Meeres Stille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser;
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Goethe.

---

81. Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land.

Goethe.

---

82. Die Fischer auf Capri.

Hast du Capri geseh'n und des felsenumgürteten Eilands Schroffes Gestad' als Pilger besucht, dann weißt du, wie selten Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffer zu späh'n ist. Nur zwei Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug

Mag der geräumige Hafen empfah'n, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salerns Meerbusen.
Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer in die wogende Wildniß,
Wo kein Ufer du siehst, als das, auf welchem du selbst stehst.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden, es liegen
Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung.
Auf dem erhöhteren Felsen erscheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießscharten verseh'n, sei's daß hier immer ein Wachthurm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl,
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber versagte, verrieth, ja tödtete, seit er
An's treulose Gestad' durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung.
Dort an lehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer, es ist die entlegenste Hütte der Insel,
Blos durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspült und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt irgend umher einfachere Menschen die Erde;
Ja kaum hegt sie sie noch, es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dieß arme Geschlecht, nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht, nie schlumert es unter dem
Palmbaum:
Nur die verwilderte Myrthe noch blüht und der wuchernde Kaktus
Aus unwirthlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerte Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen, es einzieh'n, wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einzieh'n.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen,
Hat als Kind muthwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der durch Töne gelockt an die Barke heran sich wälzte.
Mög' euch Segen verleihen ein Gott sammt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nah' der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch euch nie die Begierde gelispelt,
Möge der Thunfisch oft euch Beute sein und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! Es liebt sie der Esser im reichen Neapel.
Glückliche Fischer! wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sklaven gemacht und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, seht hier Britten und Gallier herrschen,

Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Gränzen der Menschheit,
Zwischen dem schroffen Geklüft' und des Meers anschwellender Salzfluth,
Lebet! Es lebten, wie ihr, des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dieß Eiland einst von dem Sitz der Sirenen sich losriß,
Oder die Tochter Augusts hier süße Verbrechen beweinte.

A. v. Platen.

---

83. Die Schlacht bei Waterloo.

Wellington hatte zum 17. Juni 1815 früh sein Heer bei Quatrebras zusammengezogen, und dachte den Feind diesen Tag in Gemeinschaft mit Blücher anzugreifen, von dessen Rückzug er noch nichts erfahren hatte. Seine Officiere, die seine Vorschläge deßhalb an Blücher bringen sollten, fanden auf der Straße von Quatrebras nach Sombref den Feind, und erfuhren, daß ein Adjutant Blüchers in der Nacht auf dieser Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blüchers nach Wavre sah Wellington sich bei Quatrebras dem Angriff der gesammten Macht Napoleons ausgesetzt und beschloß daher gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zusammen zu stehen; ob dieser in der nächsten Zeit im Stande sein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Im Verneinungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nöthig, und Brüssel mußte dem Feinde überlassen werden. Jedoch schon um 9 Uhr Morgens empfieng Wellington von Blücher aus Wavre eine Botschaft, worin derselbe zum neuen Angriffe nur so viel Zeit verlangte, als es nöthig sei, seinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszutheilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont St. Jean zurück, vorwärts von Brüssel, von dieser Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons zur Schlacht erwarten, so ließ er Blücher wissen, im Falle dieser versprechen könnte mit zwei preußischen Heertheilen zur Unterstützung einzutreffen; Blücher antwortete, nicht mit zweien Heertheilen nur, sondern mit seinem ganzen Heere werde er am 18. über St. Lambert heranrücken, um an diesem Tage den Angriff Napoleons mitzubestehen, oder denselben am folgenden Tage mit Wellington vereint selbst anzugreifen. — Zwischen den beiden Feldherrn wurden die nähern Verabredungen genommen, und demnach Alles für den nächsten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen sollten vor ihm in Parade vorbeimarschieren, um Sinn und Gemüth in Uebung strenger Genauigkeit und im Stolze kriegerischer Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17. früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche seinen Entschluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marschall Grouchy mit den Heertheilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Pajol und Excelmans, zusammen über 32,000 Mann, von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgesendet, und wandte sich denn mit seiner Hauptstärke links nach Quatrebras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Diese hatten bloß eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen seinen Truppen voll Eifer und mit der größten Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immer fort, der Boden war völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer auf der schlammigen Straße und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getraidefeldern nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand und setzte erst nach hitzigem Gefechte ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont St. Jean, die sogleich, aber vergeblich angegriffen wurde. Die Nacht brach herein und machte dem Gefechte ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Koth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen.

Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, den sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung, wie am vorigen Abend vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont St. Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts der Straße von Nivelles und erstreckte sich in der Richtung von Brain la Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy und vorwärts dieser Stellung rechts das Vorwerk Hougomont in einem Wäldchen und links den Maierhof la Haye-sainte besetzt. Der linke Flügel unter dem General Picton stand zwischen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei als drittes Treffen stand in der Vertiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo am Ausgange des Waldes von Soignes. Die sämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann: mit 18,000 Mann stand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Schein-

bewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete sein Heer auf der Anhöhe von Bellealliance zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Wege und Felde die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erschwerte jeden Fortschritt. Erst gegen Mittag konnte Napoleon den Befehl geben zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil unter dem General Reille wandte sich links, der erste unter dem General Drouet rechts, von Bellealliance gegen die englische Linie andringend, der sechste unter dem General Mouton blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde, die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerst wurde links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Maierhof la Haye-sainte und das Dorf la Haye durch den Marschall Ney mit stärkstem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punct richtete Napoleon den Hauptstoß, weil der linke Flügel Wellingtons der schwächere schien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war, und auf dieser Seite auch Grouchys Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe wechselten mit immer neuer Wuth, die Reiterei wogte in stürmenden Angriffen hin und wieder und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemetzel ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzosen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Maierhof la Haye-sainte den Engländern entrissen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, mehrmals sein Heer in Gefahr sehend durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen, und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme und dem Kampfe eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor: die Kräfte Wellingtons erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatz erschien. Doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war seinem Versprechen gemäß am 18. Juni frühmorgens in zwei Heerzügen von Wavre aufgebrochen; der eine den Heertheil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain dem linken Flügel Wellingtons zu, der andere, aus den Heertheilen von Bülow und Pirch bestehend, gieng links über

Neuf Cabarets und St. Lambert dem rechten Flügel Napoleons in Seite und Rücken, der dritte Heertheil unter Thielmann sollte bei Wavre stehen bleiben und nur, wenn dort kein Feind erschien, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder auf's Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übel zugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter Letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: „Ach, was noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!" erhob sich, ließ sich ankleiden und setzte sich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte und daß es noch immer fort regnen würde, sagte er: „Das sind unsere Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem König wieder viel Pulver." Blücher begab sich an die Spitze des Heertheiles von Bülow, der voranzog und erst an den Feind kommen mußte. Er that Alles, um den Marsch zu beschleunigen; allein schon gleich anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hinderniß unerwartet aufgehalten. In Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte und die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlust entstand. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede kleinste Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwerden; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die versprochene Hülfe sein könnte. Officiere kamen und brachten die Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermächtigen Andrange und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht zu lösen, rief sein „Vorwärts Kinder, vorwärts!" anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall fördernd flogen seine Blicke und Worte umher; wo ein Hinderniß entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig; doch alle Anstrengung gab noch immer nur geringe Aussicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an, die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten, aus dem Gemurmel der im Schlamme und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es gieng nicht, es sei unmöglich. Da redete Blücher mit tiefster Kraft und Bewegung seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts, es heißt wohl: es geht nicht, aber es muß gehen, ich hab' es ja meinem Bruder

Wellington versprochen. Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und so gieng es dann mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts.

Es war angenommen, die Preußen würden um 2 Uhr Nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erst nach 4 Uhr war endlich der schwierige Engweg von St. Lambert über und durch den Bach von Lasnes zurückgelegt, und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hatten jenseits ihre verdeckte Aufstellung erreicht und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indeß war auf seiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewahr geworden, hielt sie jedoch für wenig bedeutend, und sandte nur an Grouchy den Befehl, seinen Angriff gegen das preußische Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war, zu verstärken. Blücher aber, die Gefahr Wellingtons erkennend, gab seinerseits, ohne sich lange zu besinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in diesem wichtigen Augenblicke jeder andern Betrachtung vorziehen zu müssen, sein einzelnes Unternehmen konnte scheitern, da nur erst so wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entschieden werden; die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen drangen demnach ungesäumt zum Angriffe gegen das Dorf Frichemont und in den Rücken des französischen rechten Flügels vor; sie zogen sich nach Maßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches theilweise erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe lange streitig blieb.

Napoleon hatte sofort genauere Kunde von dem Anzug der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile; erst als sie auf der Höhe von St. Lambert sichtbar wurden, ließ er gegen sie einige Regimenter seitwärts im Haken aufstellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heer Wellingtons das Zeichen seiner ersehnten Ankunft: dieser Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuversicht, den Franzosen Staunen und Bestürzung. Jetzt schickte Napoleon den sechsten Heertheil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entstand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indeß sandte allen Truppentheilen, deren Herankommen er auf alle Weise rastlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Bellealliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend sichtbar emporragten; der Bach von Lasnes sollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf stand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielmann die Meldung erhielt, der Marschall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen und suche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dieß gelang, so konnte das Heer, im Falle Napoleon die Schlacht be-

hauptete, zwischen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, dasselbe Wort wie bei Hainau; vor ihm lag die Entscheidung des Tags und nicht anderswo, sagt der amtliche Bericht; er befahl, alle Truppen sollten im Vorrücken bleiben, erst wenn Napoleon geschlagen worden, dürften Unterstützungen nach Wavre umkehren, und den Heertheil von Thielmann ließ er wissen, er habe dem Feind nach Kräften zu widerstehen.

Auf Wellingtons linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere sich bewerkstelligen mußte, drängten sich jetzt die wichtigsten Bezüge des Tags zusammen. Der General von Müffling, der sich preußischer Seits im Hauptquartiere Wellingtons befand und zwischen beiden Heerführungen das Zusammenwirken thätigst förderte, begab sich selbst dahin, wo er schon früh Morgens die Gegend erkundet und für den preußischen Anmarsch und Angriff die leitenden Angaben unter Wellingtons voller Zustimmung an Blücher und Bülow gesandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beschleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erscheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington selbst, voll unerschütterlichen Vertrauens in Blüchers Wort, ließ in dieser Hinsicht weder Besorgniß, noch Ungeduld blicken, und kein Zweifel, keine Frage solcher Art unterbrach die entschlossene Ruhe seiner strengen Fassung. Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heertheils von Zieten, durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf dem linken Flügel Wellingtons von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun sechs Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartbedrängten Mitte der englischen Schlachtordnung auf, wo sie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellingtons linken Flügel beträchtlich vermehrt und drang nun nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Ersetzung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzosen nahmen das Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen sie das Dorf Frichemont heftig an, und schoben sich demnach zwischen die Truppen von Bülow und das Heer Wellingtons immer mehr trennend vor. In diesem gefahrvollen Augenblick, gegen 7 Uhr, treffen die ersten Truppen Zietens, durch Müfflings Angaben förderſamst geleitet, auf dem Kampfplatz ein, Zieten selbst an der Spitze seiner ersten Brigade mit der ganzen Reiterei und dem Geschütze seines Heertheils; er erstürmte mit 2 Bataillons das Dorf Papelotte, und bereitete sich zu stärkerem Vordringen. Napoleon jedoch wankt noch immer nicht, er sieht die Truppen Blüchers immer furchtbarer auftreten, allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn entscheiden. Bereits hatte er

die junge Garde nach Plancenois geworfen, um das den Preußen wieder entrissene Dorf zur Sicherheit seiner rechten Flanke festzuhalten, jetzt ließ er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, zwölf Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellingtons auf deren Mitte im Sturme vorrücken, zusammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington stellte der vordringenden Garde 6 englische Bataillons in 2 Gliedern aufmarschiert, entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgeschaarten Feindes niederstreckt, zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen diese Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen zu diesem Kampfe, dem blutigsten des Tages. Ganze Schaaren werden vernichtet, die große Menge der Verwundeten, die dem Gefecht entweichen, giebt auf beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Die französische Garde, trotz ihres ungeheuren Verlustes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungestüm scheint nichts widerstehen zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geschütz stellt das Feuern ein. In diesem Drange rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt 24 Stück Geschütz in den Feind schmettern, und führt seinen Hauptangriff im Sturmschritt unter dem Wirbel aller Trommeln, die Höhe von Bellealliance zur Richtung nehmend, unaufhaltsam vorwärts. Diese Bewegung ist entscheidend; der Feind, auf dem Winkel seiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt aus beiden zu weichen. Schon aber hat auch gleichzeitig Wellington die Truppen seines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, seine Reiterei zusammengebracht, und geht nun selbst wieder mit allen Kräften zum entschlossensten Angriff über. Er befiehlt seiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die französische Garde, dem allseitigen Sturme erliegend, geräth in Unordnung und flieht. 4 Bataillons, die am meisten vorgerückt sind, ziehen sich in Vierecken geschlossen nach Bellealliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geschützfeuer Bülows, sie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu sich zu ergeben, aber: „die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!“ schallt es aus ihrer Mitte, die Meisten fallen, Einige entkommen, gefangen werden Wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußische Heertheil unter Pirch zur Schlacht, und um halb 8 Uhr erneuert sich der Kampf bei Plancenois. Noch leistet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preußische Heertheile sind im heißesten Gefecht, aber die Schlacht ist schon gewonnen, der Feind überall im Rückzug, er kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich gegen 9 Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, und das Verderben des französischen Heeres ist entschieden. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geschütz und Fuhrwerk untermischt, drängen sich auf der Straße nach Genappe und nach

Charleroy. Die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war schon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Bellealliance zusammentrafen und sich gegenseitig als Sieger begrüßten. Diese Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier schönen Brautleute, welche sich hier niedergelassen; Blücher, der siegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach diesem Namen. Wellington nannte sie dem eingeführten Gebrauch gemäß nach dem Hauptquartier, welches er am Tage gehabt hatte, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont St. Jean; welcher dieser Namen in der Folge vorherrschend bestehen wird, ist noch die Frage. Wem die Ehre dieses Tags vorzugsweise gebühre, darüber ist viel gestritten worden; in Betreff Blüchers dünkt uns der Streit unnütz. Wem sie zugesprochen, wie sie vertheilt werden möge, immer wird wahr und feststehen, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden und dieß kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz besondere Achtung und Zuneigung, und sein inniges Vertrauen zu demselben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen bessere Ueberzeugung aufreizen gekonnt, noch dann Zweifel wegen Bellealliance in seiner Brust aufkommen lassen; ihm fiel auch jetzt nicht ein mit eifersüchtiger Rechnung das gemeinsame Werk in seinen und seines Waffenbruders Antheil scharf sondernd zu zerlegen. Wellington aber selbst schloß seinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den so gerechten, als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußischen Heere das glückliche Ergebniß dieses furchtbaren Tags beimäße durch den Beistand, welchen sie mit so großer Bereitwilligkeit und so zu rechter Zeit mir geleistet haben."

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten, die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampf gewesen, die Anstrengung des Marsches kam nicht in Anschlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derselben Straße fürchtete man überdieß nur Verwirrung; man kam deßhalb überein, Wellington sollte nach vorerst nöthiger kurzer Rast über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und seines geschlagenen Heeres übernähme. Also noch in derselben Nacht gieng Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich anfangs vertheidigen wollte, um 11 Uhr in der Nacht zur weitern Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistes Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen lassen, das mit seinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulverwagen, Gepäck und anderm Fuhrwerk noch gerettet worden, Alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigne Feldrüstung, sein Silbervorrath,

seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war, und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen eiligst verlassen hatte, um sich auf's Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld und anderer Besitz blieb den Soldaten; den Wagen Napoleons, den kaiserlichen Mantel, sein Fernglas nahm Blücher an sich, Hut und Degen und die Ordenssterne Napoleons sandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung gieng unaufhaltsam fort. Wie bei Genappe, so auch bei Quatrebras und weiterhin bei Frasnes, wurde der Feind noch in derselben Nacht immer wieder aufgestört, wo im Getraide sich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuer aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond schien hell und begünstigte die Verfolgung, welche Gneisenau mit dem Heertheil von Bülow rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann gesetzt wurde. Der Heertheil von Pirch war inzwischen beordert, den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielmann mitgefochten hatten, den Rückzug bei Sombref abzuschneiden; der Heertheil von Zieten folgte dem von Bülow nach. Blücher selbst blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer das ihm angewiesen wurde, lagen sechs schwer verwundete Franzosen, die man fortschaffen wollte, doch er litt nicht, daß sie um seinetwegen gestört wurden, sondern ließ ihnen vielmehr alle Hülfe und Linderung zukommen, welche der Zustand gestattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König gesammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an sein Heer anfertigen:

„Brave Officiere und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfere Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert, die erste war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen; und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick, tratet ihr mit Entschlossenheit 24 Stunden nach einer verlorenen blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe der tapferen Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen und kund thun, wer ferner herrschen sollte, ob jener ehrsüchtige Abentheuerer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Wald hervorbrachet gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine

Massen gegen euch, aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und euer stätes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen, und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze mußte er euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Noch weniger Tage Anstrengung wird sie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere, geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebeugt werden. Empfanget hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie euer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen. Genappe 19. Juni 1815. Blücher."

An Schwarzenberg schrieb er eigenhändig: „Mein Freund! Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Das Detaillirte wird erfolgen. Ich denke, die Bonapartesche Geschichte ist nun wohl vorbei. La Bellealliance, 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittre an allen Gliedern; die Anstrengung war zu groß. Blücher."

Am 19. Vormittags erhob sich Blücher von seinem Lager und sah seine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abtheilung, sowie sie nahe kam, rief ihm ein siegfreudiges Hurrah, das er mit freundlichen Grüßen erwiederte.

Inzwischen setzte Gneisenau voll muthigen Eifers und kriegerischer Thätigkeit die angestrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des französischen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo sie zu ruhen meinten oder sich sammeln wollten, durch die nachstürmenden Preußen schnell wieder aufgetrieben und mit größerem Verlust in vermehrte Verwirrung gestürzt. Erst an der Sambre überschaute man die Ergebnisse der letzten Schlacht. Das Heer Wellingtons hatte gegen 13,000 Todte und Verwundete, und unter diesen die angesehensten Befehlshaber. Geringer war an diesem Tage der Verlust der Preußen; obwohl sie dem Feinde den größten bewirkt, hatten sie selbst, begünstigt durch den Stand und die Wendung der Dinge, den kleineren. Er betrug 7000 Mann, meistens den Heertheil von Bülow betreffend. Die Franzosen dagegen hatten über 30,000 Todte und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Kanonen nebst der verhältnißmäßigen Anzahl Pulverwagen und zahlloses Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelösten Haufen, Napoleon mit ihnen. Kaum ein Bataillon war noch beisammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet. Napoleon dachte Anfangs bei Charleroy die Trümmer seines Heeres wieder etwas zu gestalten, erkannte aber

die Unmöglichkeit, und gab den verwirrten Massen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelorte; er selbst flüchtete zuerst nach Philippeville und von da begab er sich nach Paris. Auch der Marschall Grouchy mit seinen beiden Heertheilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre, schien abgeschnitten und verloren. Doch dieser, nachdem er bei Wavre noch am 19. gegen Thielmann im Vortheil und sogar über Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons verlorner Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt, und daselbst am 20ten von den Festungswällen herab den schroffen Angriff des Heertheils von Pirch überlegen abgewiesen. Nachdem hierauf Pirch und Thielmann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten in Eilmärschen dem Zuge Blüchers nachzufolgen, entkam Grouchy desto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre, nach Dinant und Givet, und strebte seine noch völlig streitfertigen Truppen auf dem Umweg über Rethel und Rheims der übrigen Heermasse wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzosen zeigte sich jenseits der Sambre immer schrecklicher; so viel Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Theil verwundet sich fortschleppend, nur noch dem eignen Lande durch ihr Elend und ihre Zügellosigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerstörung hin. Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und der Wildheit; geplünderte und abgetragene Häuser, umgestürzte Wagen und weggeworfene Waffen, Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Leipzig gesehen, erklärten diesen von Bellealliance nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In dieser Zerstörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen Kampfe, unaufhörlich vorwärts zu neuer Entscheidung strebend, dabei selbst als Sieger mit allen Entbehrungen der Besiegten ringend. — **Varnhagen von Ense.**

84. Der Frieden.

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch;
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Mai'n, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen;
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut',
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —

Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigenthum,
Das längst verlass'ne, ein; mit breiten Aesten
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ. Fr. v. Schiller.

85. Loh der deutschen Frauen.

Ir sült sprechen willekomen,
Der iu mære bringet, daz bin ich;
Allez daz ir habet vernomen,
Daz ist gar ein wint, nu vraget mich.
Ich wil aber miete,
Wirt min lon iht guot,
Ich sage iu vil lichte, daz iu sanfte tuot:
Sehet, waz man mir eren biete.
Ich wil Tiutschen vrouwen sagen
Solchiu mære, daz sie deste baz
Al der werlte sülen behagen:
Ane groze miete tuon ich daz.
Waz wolde ich ze lone?
Si sint mir ze her;
So bin ich gevuege unt bite si nihtes mer,
Wan daz si mich gruezen schone.
Ich han lande vil gesehen,
Unde nam der besten gerne war:
Uebel mueze mir geschehen,
Künde ich ie min Herze bringen dar,
Daz tm wol gevallen
Wolde vremder site;
Nu waz hülfe mich, ob ich unrehte strite?
Tiutschiu zuht gat vor in allen.
Von der Elbe unz an den Rin,
Unde wider unz in Ungerlant,
So mügen wol die besten sin,
Die ich in der werlte han bekant.
Kan ich rehte schouwen
Guot geläze unt lip,
Summir Got, so swuere ich wol, daz hie diu wip
Bezzer sint, danne ander vrouwen.
Tiutsche man sint wol gezogen:
Rehte als engel sint diu wip getan;
Swer si schiltet, der ist betrogen,
Ich enkan sin anders niht verstan:

Tugent unt reine minne,
Swer die suochen wil,
Der sol komen in unser lant, da ist wunne vil:
Lange muezt ich leben dar inne!

Der ich vil gedienet han
Und iemer gerne dienen wil,
Diu ist von mir vil unerlan;
Je doch (so) tuot si leides mir so vil:
Si kan mir seren
Daz herze und den muot;
Nu vergeb' ez ir Got, daz si an mir missetout:
Her nach mak si sich's bekeren.

Walther von der Vogelweide.

---

86. Von der Todten Auferstehung.

Nicht ist alles Fleisch einerley Fleisch, sondern ein ander Fleisch ist der Menschen, ein ander des Viehes, ein anders der Fische, ein anders der Vögel. Und es sind himmlische Körper und irdische Körper, aber ein ander Herrlichkeit haben die himmlischen, und ein ander die irdischen. Ein ander Klarheit hat die Sonne, ein ander Klarheit hat der Mond, ein ander Klarheit haben die Sterne, denn ein Stern übertrifft den andern nach der Klarheit. Also auch die Auferstehung der Todten. Es wird geseet verweßlich, und wird auferstehen unverweßlich. Es wird geseet in Unehr, und wird aufferstehen in Herrlichkeit. Es wird geseet in Schwachheit, und wird aufferstehen in Krafft. Es wird geseet ein natürlicher Leib, und wird aufferstehen ein geistlicher Leib.

Sankt Paulus, wie euer Liebe heut acht Tage gehört hat, weiset uns mit seiner Predigt, die er in dieser Epistel an die Corinther thut, von dem Artikel der Aufferstehung, ins Feld, und in Garten, auff daß wir sehen sollen, wie es da zugehet mit dem Saamen, und unsern Glauben von der Todten Aufferstehung stärken lernen, mit dem Werk, so Gott durch seine Allmächtigkeit täglich übet an den Kreaturen. Damit begegnet er auch denen, die da über diesen Artikel scharf fragen, aus der Vernunfft, wie es zugehen werde in der Aufferstehung? Mit welcherley Leibe die Todten kommen werden? Wie sollte es zugehen, spricht er, siehe auff den Acker, und in Garten, wie es da zugehet, und lerne daselbst Gottes Allmächtigkeit und Krafft, so er beweiset an den Kreaturen, welche er auch aus dem Todte herfürbringt, und lebendig macht.

Ein Bauer gehet daher auf dem Acker, hat sein Tuch am Halse, darinen trägt er Weitzen, Rocken, Gerste ꝛc. Und greifft getrost mit der Hand in den Saamen, wirfft umb sich, und beseet den Acker, hinder ihm her folgt ein Knabe, der führt die Ege, und

scharret den Saamen, der geseet ist, zu, daß er mit der Erde wol bedeckt werde. Solchem Saamen wollen wir entgegen setzen einen groben Tölpel und unverständigen Narren, der doch trefflich klug seyn wil, und wol Gott im Himmel reformiren und meistern darff, wie man von dem Fuhrmann Hans Pfriemen saget, daß er im Paradies alles hab wollen überklügeln und meistern. Derselb Hans Pfriemen siehet den Bauer mit dem Tuche, und den Knaben mit der Ege, sehet an, und spricht: Lieber Mann was machest du da? Bist du auch klug? du wirffst das gute Getreide in die Erden, hast du nicht daheim Kinder, Gesinde, und Viehe, die es essen können? Warum verderbest du denn das gute Korn so schändlich, und wirffst es in die Erden? Und hast dazu daran nicht genüge, sondern ein andrer folget dir nach, der zertritt, und zutemmet alles mit den Pferden, und scharret alles zu mit der Egen. Was gehet dich an, daß du das feine Getreide so jämmerlich umb bringest, daß es niemand zu Nutze kömmt?

Ware der Bauer ungedultig und kurz angebunden, Wie man solcher viel findet, die da heiß seyn für der Stirn, und nichts leiden könen, So solt er wohl aufffahren, und meinen Hans Pfriemen gröblich abweisen, und sagen, Was hast du Narr mit mir zu schaffen, gehe du deines Weges, laß mich zufrieden, solt auch wol einen Erdenkloß nehmen und solchen Meisterklügel damit grüssen, daß er auf dem Rücken lege, und die Augen verkehrete, wie ein Ochse, den man jetzt schlagen wil. Aber ein vernünftiger Bauer thut das nicht, sondern spricht: Lieber, schweig stille, du verstehest jetzt nicht, was ich mache, komm aber über ein halb Jahr, oder viertel Jahr wieder, so will ich dir alsdann zeigen, was ich jetzt gemacht hab. Denn auff die Zeit, wird ein jegliches Korn, so ich jetzt in die Erden werffe, und see, einen Halm, mit einer dicken, vollen Ehern bringen, alsdann werde ich für den Saamen, so jetzt in die Erden geworfen, und zugescharret wird, zehenfältig, ja wol zwanzig, dreissigfältig wieder nehmen. Und dazu wird mir durch Gottes Werk dienen die liebe Sonne, und der Regen, daß das Korn auff dem Acker auffgehe, grüne, und wachse.

Dawider setzt sich Hans Pfriem, und spricht: Ey, das ist nichts, daß du fürgiebst: Ich sehe weder Halm noch Ehern, sondern sehe, daß du das schöne Korn in den Dreck wirffest, und es zuscharrest, wie solt daraus etwas werden? Sey du zufrieden, spricht der Bauer, also will ichs haben, daß das Korn in die Erden geworffen, und zugescharret werde, nicht daß es in der Erde verderbe und umkomme, sondern daß sichs bewurzle, und Frucht bringe, darumb bitte ich auch Gott, wenn das Korn geseet ist, daß er Regen, Sonne und Wetter gebe, daß es zuerst in der Erden weich werde, und verwese, darnach, wenn sichs nun bewurzelt hat, aus der Erden wieder herfür breche, wachse und Frucht trage.

Solcher Hans Pfriem und grober Narr, spricht Sankt Paulus, bist du auch, wenn du fragest, wie werden die Todten auferste-

hen? denn wie es zugehet mit dem Saamen, also gehet es auch zu mit unserm Leibe, der wird auch in die Erden geseet, denn obschon die Menschen auf mancherley Weise umbkommen, etliche ersauffen in Wasser, und werden von den Fischen gefressen, etliche kommen an den Galgen, und werden gefressen von den Raben, etliche werden mit Feuer verbrandt, ꝛc. So fassets doch Sankt Paulus alles zusammen, und heißt solchs alles, das Korn in die Erden werffen, und zuscharren, daß es seine Gestalt verliere. Kannst du nun, spricht er, solchen Glauben haben auff dem Acker, daß, wenn das Korn vor dem Winter geseet, und mit der Ege zugescharret ist, über ein halb Jahr hernach, schön, jung, köstlich Korn dastehen werde. Solchs lernest du aus der Erfahrung, und liesest es in deinem Buch, und in deiner Biebel, nehmlich, wenn Gott deine Arbeit segnet, Sonn, Regen und Wetter gibt, daß der Saamen, den du geseet hast, unverdorben sey, und zu seiner Zeit werde wieder lebendig werden, und Frucht bringen. Warumb glaubest du denn nicht auch dieser Biebel, daß Gott in seinem Worte dir verkündiget, und zusaget, daß unser Leib, wenn er in die Erden gescharret, und begraben wird, aus der Erden werde auferstehen, und wieder lebendig werden?

Unser Herrgott ist ein guter Ackermann, er trägt uns alle in seinem Tuche, das ist, in seinem Gesetz, weil wir alle Sünder seyn, und Uebertreter seiner Gebot, so müssen wir auch alle sterben, ob wir schon nicht alle auf einerley Weise sterben, sondern einer stirbt auf dem Bett, am Fieber, an der Pestilenz ꝛc. Der andere stirbt im Kriege in der Feldschlacht, so nimmt uns doch der Tod alle dahin, daß es alles heißt, Gott greifft in sein Tuch, streuet umb sich, wie der Seemann, und seet uns dahin in die Erde. Wie du nun auf dem Acker gläubest, daß aus dem Korn, so in die Erde geseet wird, etwas werde, also solt du auch hie unserm Herr Gott gläuben, daß aus dem verstorbenen Leibe, so in die Erde gescharret wird, etwas werde. Denn unser Herr Gott scharret unsern Leib, eben so wenig, der Meinung, in die Erden, daß er in der Erden bleibe, und ewig verwese, als wenig der Bauer das Korn der Meinung in die Erden wirfft, daß es da zunicht werde, und verderbe, ja, es ist viel weniger Gottes Meinung, daß unser Leib ewig in der Erden bleibe, denn des Bauers mit dem Korn. Gleich wie das Korn der Meinung geseet und zugescharret wird, daß es seine Gestalt verliere, daß man es nicht mehr kenne, daß man weder Korn noch eines Kerns Gestalt da sehe, und dafür ein schöner Halm aufwachse, der Frucht bringe. Also wird auch unser Leib der Meinung in die Erden begraben, daß er seine Gestalt verliere, daß man weder menschlichen Leib, noch Leibes Gestalt sehe, und dafür ein schöner, klarer, lieblicher und lustiger Leib auffstehe, in ein ander Wesen und Leben.

Aber wir sind kluge Hans Pfriemen, auff gut Deutsch, grobe unver-

ständige Narren, lassen uns immer predigen, und hören täglich, daß Gott unser Ackermann sey, der uns nicht allein in die Erde seet, sondern auch spricht, er wolle zur rechten Zeit Regen und Sonn, Früchte und Safft, Gedeyen und Segen geben, reichlich und überschwenglich, auf daß sein Korn grüne und wachse, wie er denn auch treulich thut. Die Predigt des Evangelii, und die heilige Sakrament, die Tauffe, und des Herrn Christi Abendmahl, sind der Regen, den läßt unser Herr Gott fallen auff seine Saat, und macht sie dadurch feucht. Der heilige Geist ist die Sonn, durch welche er sein Korn lebendig macht und endlich von den Todten auferwecken wird. Aber wir gehen dahin, schlachen es in Wind, bleiben grob und unverständig, wollen doch trefflich klug seyn, und sind rechte Hanse Pfriemen, die Gott thüren übermeistern.

Darumb antwortet hie Sanct Paulus, denen die da fragen, wie die Todten werden auferstehen, und spricht: Du bist ein Narr, und bleibst ein Narr. Dein eigen Acker, und dein Glaub und Wissenschaft auff deinem Acker, giebt dir ein Zeugniß, daß du ein Narr in der Haut bist. Du gläubest, daß dein Korn, so du auf deinen Acker seest, zu seiner Zeit, herfür wachsen, einen Halmen gewinnen, schön blühen, und viel Frucht bringen werden, und kannst nicht gläuben, daß Gottes Korn, so er auf seinen Acker seet, am jüngsten Tage wieder herfür kommen werde und wieder lebendig werden. Dir, und deinem Ackerwerk, kannst du gläuben, aber Gott und seinem Ackerwerk kannst du, und wilt du nicht gläuben, bist du nicht ein grober Narr? Gottes Ackerwerk sollte dir ja viel gewisser seyn, denn dein Ackerwerk sintemal Gott ein ander Ackermann ist, denn du bist.

Solch Gleichniß vom Acker und Saamen gibt er hie, als wolt er sagen: Du Narr, gehe hin zum Ackermann, derselb hat eine feine Biebel über den Artickel, von der Todten Auferstehung, darinnen solt du studieren, und verstehen lernen, was du im Kinderglauben betest, da du sprichst: Ich gläube eine Auferstehnng des Fleisches. Denn derselb Artickel stehet auff dem Felde und im Garten geschrieben und abgemahlet für deinen Augen, und kann dich dein Feld und dein Acker, den du beseet hast, lehren, was du halten solt von der Todten Auferstehung. Wenn der Sommer angeht, so scheust das Korn herfür aus der Erden, und wenn es Sonn, Regen und Wetter hat, so grünet es, wächset, schosset, blühet, und stehet lustig, und ist an ihm zu sehen keine Verwesung, kein Todt, wie zuvor im Winter, Sondern eitel lustig Gestalt und Leben.

Das ist eine starke Predigt von der Auferstehung. Denn gleich wie das Korn in den Acker geseet wird, und in der Erde seine Gestalt verleuret, und verweset, aber aus der Erden wieder herausscheust, und für unsern Augen gleich vom Todte wieder aufferstehet sehr lustig und fein. Also werden wir auch in die Erde geseet und bescharret wie das Korn. Aber es ist umb einen Winter zu thun, daß wir in der Erden liegen und verfaulen, wenn unser Sommer

angehet, am jüngsten Tage wird unser Korn herfür brechen, daß wir sehen werden nicht allein ein grün Gräßlein, und aufgerichten Halm, sondern auch eine starke dicke Ehren, und werde reiche Bauern, das ist, ewig seelig werden, dazu bereitet uns der Regen, die Sonne, und der Wind, das ist das Wort, die Sakrament und der heilige Geist.

Mit solchem großen Ernst nennet er uns Narren; Denn gleich wie der kluge Hans Pfriem den Seemann für einen thörichten unsinnigen Bauern hielt, darumb er das Korn in die Erden wirft, und doch selbst ein grober Hans Worst, und unverständiger, thörichter Narr ist. Also sind die auch grobe Hans Worste, so da fragen, wie werden die Todten aufferstehen? Mit welcherley Leib werden sie kommen? Werden sie auch essen und trinken? Du Narr, das du seest, wird nicht lebendig, es sterbe denn zuvor. Das Korn muß zuerst verwesen und seine Gestalt verlieren, soll es lebendig werden, und Frucht bringen, denn sein Verwesen dient dazu, daß es eine andre schönere Gestalt kriege. Also muß unser Leib, wie er jetzt lebet, auch seine Gestalt verlieren, und eine neue Gestalt anziehen, soll er gen Himmel kommen, und ewig leben, wo der Leib nicht in der Erden verwesete, so würde nimmer mehr ein neuer lebendiger Leib drauß, das Leben muß kommen aus dem Tode.

Und zwar nicht allein an dem Korn, sondern auch an andern Kreaturen zu sehen ist, wie das Leben aus dem Todte kömmt, durch Gottes Geschöpff und Allmächtigkeit. Gehe hin zum Kirschbaum, greiff sein Reißlein an umb Weihnachten, so findest du an dem ganzen Baum kein grün Blättlein, kein Safft noch Leben, sondern findest einen dürren, kahlen Baum, der eitel todt Holz ist. Kömmst du aber nach Ostern wieder, so beginnet der Kirschbaum wieder lebendig zu werden, das Holtz ist safftig, und die Reißlein gewinnen Auglein und Knötlein, näher Pfingsten werden aus den Auglein Sträuchlein, dieselben thun sich auff, und aus den Sträuchlein kommen weise Blümlein, wenn sich das Blümlein aufthut, so siehest du ein Stielchen, aus dem Stielchen kömmt ein Kern, welcher härter ist, denn der Baum, inwendig in dem harten Kern wächset ein ander Kern, nicht so hart wie der erste Kern, söndern etwas weicher, daß sie zu essen dienet, gleichwie das Mark im Bein wächset. Auswendig umb die harte Kern, rings herumb wächset die Kirsch mit einer Haut überzogen, wie das Fleisch umb das Bein wächset, und mit der Haut umgeben ist, und wächset die Kirsch so fein lustig rund, daß sie kein Drechsler so rund machen kann.

Wie geht das zu? Daß durch das Reißlein, welches umb Weihnachten dürr und todt ist, wie Besen Reiß, wächst ein Knötlein, und aus dem Knötlein kommt ein weis Blümlein, aus dem Blümlein kömmt ein Stielichen, und durch das Stielichen wächst ein Kern, das bringt inwendig wieder ein Kern, und auswendig ein Kirsch, das Stielichen ist erst ein klein Spitzlein im

Blümlein, also daß man kaum mit einer Nadelspitz hindurch stechen könnte, dennoch wächset herdurch ein Kern, dieselb hat sein Mark, Fleisch, Blut und Haut. Ist das nicht ein wunderbar Geschöpff Gottes? Keine Kreatur kann solch Geschöpff also machen, kein Mensch, kein König, wie mächtig auch er sey, kein Doctor, wie gelehrt, weise und klug er sey, kann ein einiges Kirschlein schaffen. Und wenn wir's nicht jährlich für unsern Augen sehen, so gläuben wir es nicht, daß aus dem dürren Reißlein solche schöne, liebliche Frucht, so wunderbarlich wachsen sollt.

Woher kömmt nun der Kirschbaum? Kömpt er nicht aus einer dürren, todten Kern? Wenn die Vogel die Kirschen abfressen auff dem Baum, und die Kerwen stehen bleiben auff dem Stielichen, so werden sie welk und dürre, fallen herab unter den Baum, oder werden auch sonst in dem Garten gestreuet, da geht man über hin mit Füssen, und achtet's nicht, über ein Jahr scheußt aus der Kern ein Bäumlein, dasselb wird von Jahr zu Jahr größer, daß es über 10—20 Jahr ein großer Baum ist, und für ein Kern, daraus er gewachsen ist, viel tausend Kirschen trägt? Sprichst du um Ostern, Ho, wie solt aus dem Auglein ein Kirsch, und aus der Kern ein Baum werden? Du Narr, hast du es zuvor nie gesehen? Laß Margarethen Tag kommen, so will ich dir die Kirschen zeigen, welche aus den Auglein gewachsen sind. Und sehe über ein Jahr zwey, fünf, zehen darnach, ob nicht ein großer Baum stehn werde, da jetzt ein klein Kern liegt.

Darumb lieber Hans Pfriem, thue die Augen auf, siehe den Kirschbaum an, derselb wird dir predigen von der Todten Aufferstehung, und dich lehren, wie das Leben aus dem Tode kömmt. Wenn der Kirschbaum reden kündt, so würde er zu dir sagen, Lieber, siehe doch mich an zu Winter Zeit, wie dürr, wie kahl, wie unfruchtbar, wie gar todt ich bin, da findest du an mir weder Laub noch Frucht, weder Safft noch Leben, aber komm wieder nach Ostern, so hab ich Safft und Leben, bin weis von Blüth, grün von Blättern, komm um Margaretha wieder, so hab ich reife Kirschen, und ist mir alle Welt hold, wer mich ansieht, verwundert sich über mich und spricht: Sihe dort, wie voll hänget der Kirschbaum, wie ein Wunder Kreatur Gottes ist das? — — —

Wohlan, laß gehen, es gehet recht, wie es gehen soll. Gott sey Lob und Dank, daß wir die Zeit erlebet haben. Denn weil unsere höchsten Häupter des Christlichen Glaubens, wie sich der Papst mit den Seinen nennt, in der Hohenpriester und Saduceer Fußtapffen getreten sind, und weder Aufferstehung, noch Engel, noch Geist, noch Gott, das ist, gar nichts gläuben, so wird, ob Gott wil, der jüngste Tag nicht ferne seyn. Den gleichwie Christus in seiner ersten Zukunft kommen ist zur Zeit der jüdischen Saduceer, also wird er in seiner andern Zukunft kommen, zur Zeit der Christlichen, ich hätte schier gesagt, unchristlichen Saduceer, sie

gläuben so viel als eine kuhe und Schwein gläubet, und wollen doch der Kirchen Häupter, und des Glaubens Meister seyn, und verdammen unser Evangelium, und thun uns in den Bann.

Laß sie machen, Finsterniß hat sie umbgeben, doch scheinet das Liecht in dem tunkeln Ort, seelig ist, der darauff achtet. Der Tag wird bald anbrechen, und der Morgenstern auffgehen, die heilige Schrift leuchtet herfür, ich hoffe wir wollen den lieben Herrn auch schier einmal sehen kommen in den Wolken des Himmels, daß er seine Stimme hören lasse, auff, auff, die ihr unter der Erden liegt, kommt herfür, stehet auf von den Todten, unser lieber Gott gebe, daß ichs noch erleben möge, Amen.

Martin Luther.

---

87. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein;

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dieß Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'.

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da gieng das Rad nicht mehr.

Justinus Kerner.

---

88. Lenore.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?“ —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag, und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Sie frug nach allen Namen;
Doch Keiner war, der Kundschaft gab,
Von Allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde,
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“ —
Und schloß sie in die Arme.
„„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!““ —

„Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!“ —

„„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen.““ —

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
„„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wiedergeben.““ —

„Hör', Kind! wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen.“ —

„„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!““ —

„Hilf, Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht.
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.“ —

„„O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.““ —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! gieng's trapp trapp trapp,
Als wie von Rosseshufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab,
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfotenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Holla, holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?" —
„„Ach Wilhelm, du? . . So spät bei Nacht? . .
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du her geritten?"" —

„Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen." —
„„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!"" —

„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn,
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm', schürze, spring' und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen." —

„„Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen."" —

„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe dich zur Wette
Noch heut in's Hochzeitbette.“ —

„„Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?““ —
„Weit, weit von hier!.. Still, kühl und klein!..
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —
„„Hat's Raum für mich?““ – „Für dich und mich!
Komm', schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.“ —

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände:
Und hurre, hurre, hop hop hop!
Gieng's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flog Anger, Haid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch?.. der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„„Ach nein! . . Doch laß die Todten!““ —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? . .
Horch Glockenklang! horch Todtensang:
„Laßt uns den Leib begraben!“
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm', Küster, hier! Komm' mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!“ —

Still Klang und Sang. Die Bahre schwand,
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's hurre, hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter hop, hop, hop!
Gieng's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken!
„Grau't Liebchen auch? Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Grau't Liebchen auch vor Todten." —
„„Ach! laß sie ruh'n, die Todten."" —

Sieh da, sieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein lustiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! Komm' hier!
Gesindel, komm' und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!" —

Und das Gesindel, husch, husch, husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop, hop, hop!
Gieng's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Grau't Liebchen auch? Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Grau't Liebchen auch vor Todten?" —
„„O weh! Laß ruh'n die Todten!""

Rapp', Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft,
Bald wird der Sand verinnen.
Rapp', Rapp'! Ich wittre Morgenluft;
Rapp'! tummle dich von hinnen! —

Vollbracht, vollbracht iſt unſer Lauf!
Das Hochzeitbette thut ſich auf!
Die Todten reiten ſchnelle!
Wir ſind, wir ſind zur Stelle! — —

Raſch auf ein eiſern Gitterthor
Gieng's mit verhängtem Zügel.
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber gieng der Lauf.
Es blickten Leichenſteine
Rundum im Mondenſcheine.

Ha ſieh! ha ſieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward ſein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte ſich, wild ſchnob der Rapp',
Und ſprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verſchwunden und verſunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinſel kam aus tiefer Gruft;
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwiſchen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
Rund um herum im Kreiſe,
Die Geiſter einen Kettentanz
Und heulten dieſe Weiſe:
„Geduld, Geduld! wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes biſt du ledig;
Gott ſei der Seele gnädig!"

Gottfried Auguſt Bürger.

---

89. Im Speßhart.

Gegrüßt ſei du, viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Luſt,
Wenn Abends fern das Alphorn ſchallt,
Erinnrung mir die Bruſt.

Jahrtausende wohl standst du schon,
O Wald so dunkel kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn
Und webtest fort dein Grün.

Wie mächtig dieser Aeste Bug,
Und das Gebüsch wie dicht,
Was golden spielend kaum durchschlug
Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben strecken sie den Lauf
Die Stämme grad' und stark,
Es strebt zur blauen Luft hinauf
Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
In grüner Frühlingsglut.

Natur, hier fühl' ich deine Hand
Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt und doch bekannt
Dein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht,
Der Freiheit Sohn sich dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

Du warst der Alten Haus und Burg;
Zu diesem grünen Zelt
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

Friedrich Schlegel.

---

90. Michael Kohlhaas.

An den Ufern der Havel lebte um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ein Roßhändler, Namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten und zugleich entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. — Dieser außerordentliche Mann würde bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besaß in einem Dorf, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder, die ihm sein Weib schenkte, erzog er in der Furcht Gottes, zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht Einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohlthätigkeit oder seiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz, die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen,

wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.

Er ritt einst, mit einer Koppel junger Pferde, wohlgenährt alle und glänzend, in's Ausland und überschlug eben, wie er den Gewinnst, den er auf den Märkten damit zu machen hoffte, anlegen wolle: theils nach Art guter Wirthe auf neuen Gewinnst, theils aber auch auf den Genuß der Gegenwart: als er an die Elbe kam und bei einer stattlichen Ritterburg, auf sächsischem Gebiete, einen Schlagbaum traf, den er sonst auf diesem Wege nicht gefunden hatte. Er hielt in einem Augenblick, da eben der Regen heftig stürmte, mit den Pferden still und rief dem Schlagwärter, der auch bald darauf mit einem grämlichen Gesicht aus dem Fenster sah. Der Roßhändler sagte, daß er ihm öffnen solle. Was giebt's hier Neues? fragte er, da der Zöllner nach einer geraumen Zeit aus dem Hause trat. Landesherrliches Privilegium, antwortete dieser, indem er aufschloß: dem Junker Wenzel von Tronka verliehen. — So? sagte Kohlhaas. Wenzel heißt der Junker? und sah sich das Schloß an, das mit glänzenden Zinnen über das Feld blickte. Ist der alte Herr todt? — Am Schlagfluß gestorben, erwiederte der Zöllner, indem er den Baum in die Höhe ließ. — Hm! Schade! versetzte Kohlhaas. Ein würdiger alter Herr, der seine Freude am Verkehr der Menschen hatte, Handel und Wandel, wo er nur vermochte, forthalf, und einen Steindamm einst bauen ließ, weil mir eine Stute draußen, wo der Weg ins Dorf geht, das Bein gebrochen. Nun! Was bin ich schuldig? — fragte er und holte die Groschen, die der Zollwärter verlangte, mühselig unter dem im Winde flatternden Mantel hervor. „Ja, Alter," setzte er noch hinzu, da dieser: hurtig! hurtig! murmelte und über die Witterung fluchte: „wenn der Baum im Walde stehen geblieben wäre, wär's besser gewesen, für mich und euch;" und damit gab er ihm das Geld und wollte reiten. Er war aber noch kaum unter den Schlagbaum gekommen, als eine neue Stimme schon: halt dort! der Roßkamm! hinter ihm vom Thurm erscholl, und er den Burgvoigt ein Fenster zuwerfen und zu ihm herabeilen sah. Nun, was giebt's Neues? fragte Kohlhaas bei sich selbst und hielt mit den Pferden an. Der Burgvoigt, indem er sich noch eine Weste über seinen weitläuftigen Leib zuknöpfte, kam und fragte, schief gegen die Witterung gestellt, nach dem Paßschein. — Kohlhaas fragte: der Paßschein? Er sagte ein wenig betreten, daß er, so viel er wisse, keinen habe: daß man ihm aber nur beschreiben möchte, was dieß für ein Ding des Herrn sei: so werde er vielleicht zufälligerweise damit versehen sein. Der Schloßvoigt, indem er ihn von der Seite ansah, versetzte, daß ohne einen landesherrlichen Erlaubnißschein kein Roßkamm mit Pferden über die Gränze gelassen würde. Der Roßkamm versicherte, daß er siebzehn Mal in seinem Leben, ohne einen solchen Schein, über die Gränze

gezogen sei, daß er alle landesherrlichen Verfügungen, die sein Gewerbe angiengen, genau kennte, daß dieß wohl nur ein Irrthum sein würde, wegen dessen er sich zu bedenken bitte, und daß man ihn, da seine Tagreise lang sei, nicht länger unnützer Weise hier aufhalten möge. Doch der Voigt erwiederte, daß er das achtzehnte Mal nicht durchschlüpfen würde, daß die Verordnung deßhalb erst neuerlich erschienen wäre, und daß er entweder den Paßschein noch hier lösen oder zurückkehren müsse, wo er hergekommen sei. Der Roßhändler, den diese ungesetzlichen Erpressungen zu erbittern anfiengen, stieg nach einer kurzen Besinnung vom Pferde, gab es einem Knechte und sagte, daß er den Junker von Tronka selbst darüber sprechen würde. Er gieng auch auf die Burg; der Voigt folgte ihm, indem er von filzigen Geldraffern und nützlichen Aderlässen derselben murmelte; und Beide traten, mit ihren Blicken einander messend, in den Saal. Es traf sich, daß der Junker eben mit einigen muntern Freunden beim Becher saß, und um eines Schwanks willen ein unendliches Gelächter unter ihnen erscholl, als Kohlhaas, um seine Beschwerde anzubringen, sich ihm näherte. Der Junker fragte, was er wolle; die Ritter, als sie den fremden Mann erblickten, wurden still; doch kaum hatte dieser sein Gesuch, die Pferde betreffend, angefangen, als der ganze Troß schon: Pferde? Wo sind sie? ausrief und an die Fenster eilte, um sie zu betrachten. Sie flogen, da sie die glänzende Koppel sahen, auf den Vorschlag des Junkers in den Hof hinab; der Regen hatte aufgehört; Schloßvoigt und Verwalter und Knechte versammelten sich um sie, und Alle musterten die Thiere. Der Eine lobte den Schweißfuchs mit der Blesse, dem Andern gefiel der Kastanienbraune, der Dritte streichelte den Schecken mit schwarzgelben Flecken; und Alle meinten, daß die Pferde wie Hirsche wären, und im Lande keine bessern gezogen würden. Kohlhaas erwiederte munter, daß die Pferde nicht besser wären, als die Ritter, die sie reiten sollten; und forderte sie auf zu kaufen. Der Junker, den der mächtige Schweißhengst sehr reizte, befragte ihn auch um den Preis; der Verwalter lag ihm an ein Paar Rappen zu kaufen, die er wegen Pferdemangels in der Wirthschaft gebrauchen zu können glaubte; doch als der Roßkamm sich erklärt hatte, fanden die Ritter ihn zu theuer, und der Junker sagte, daß er nach der Tafelrunde reiten und sich den König Arthur aufsuchen müsse, wenn er die Pferde so anschlage. Kohlhaas, der den Schloßvoigt und den Verwalter, indem sie sprechende Blicke auf die Rappen warfen, mit einander flüstern sah, ließ es aus einer dunkeln Vorahndung an nichts fehlen, die Pferde an sie los zu werden. Er sagte zum Junker: „Herr, die Rappen habe ich vor sechs Monaten für 25 Goldgulden gekauft; gebt mir 30, so sollt ihr sie haben.“ Zwei Ritter, die neben dem Junker standen, äußerten nicht undeutlich, daß die Pferde wohl so viel werth wären;

doch der Junker meinte, daß er für den Schweißfuchs wohl, aber nicht eben für die Rappen Geld ausgeben möchte, und machte Anstalten aufzubrechen; worauf Kohlhaas sagte, er würde vielleicht das nächste Mal, wenn er wieder mit seinen Gaulen durchzöge, einen Handel mit ihm machen sich dem Junker empfahl, und die Zügel seines Pferdes ergriff, um abzureiten. In diesem Augenblick trat der Schloßvoigt aus dem Haufen vor und sagte, er höre, daß er ohne einen Paßschein nicht reisen dürfte. Kohlhaas wandte sich und fragte den Junker, ob es denn mit diesem Umstand, der sein ganzes Gewerbe zerstöre, in der That seine Richtigkeit habe. Der Junker antwortete, mit einem verlegnen Gesicht, indem er abgieng: ja, Kohlhaas, den Paß mußt du lösen. Sprich mit dem Schloßvoigt und zieh deiner Wege. Kohlhaas versicherte ihn, daß es gar nicht seine Absicht sei, die Verordnungen, die wegen Ausführung der Pferde bestehen möchten, zu umgehen; versprach bei seinem Durchzug durch Dresden den Paß in der Geheimschreiberei zu lösen, und bat ihn nur dießmal, da er von dieser Forderung durchaus nichts gewußt, ziehen zu lassen. Nun, sprach der Junker, da eben das Wetter wieder zu stürmen anfieng und seine dürren Glieder durchsaußte: laßt den Schlucker laufen. Kommt! sagte er zu den Rittern, kehrte sich um und wollte nach dem Schlosse gehen. Der Schloßvoigt sagte, zum Junker gewandt, daß er wenigstens ein Pfand zur Sicherheit, daß er den Schein lösen würde, zurücklassen müsse. Der Junker blieb wieder unter dem Schloßthor stehen. Kohlhaas fragte, welchen Werth er denn an Gold oder an Sachen zum Pfande wegen der Rappen zurücklassen solle? Der Verwalter meinte in den Bart murmelnd, er könne ja die Rappen selbst zurücklassen. Allerdings, sagte der Schloßvoigt, das ist das Zweckmäßigste; ist der Paß gelöst, so kann er sie zu jeder Zeit wieder abholen. Kohlhaas, über eine so unverschämte Forderung betreten, sagte dem Junker, der sich die Wamsschöße frierend vor den Leib hielt, daß er die Rappen ja verkaufen wolle; doch dieser, da in demselben Augenblick ein Windstoß eine ganze Last von Regen und Hagel durch's Thor jagte, rief, um der Sache ein Ende zu machen: wenn er die Pferde nicht loslassen will, so schmeißt ihn wieder über den Schlagbaum zurück — und gieng ab. Der Roßkamm, der wohl sah, daß er hier der Gewaltthätigkeit weichen mußte, entschloß sich, die Forderung, weil doch nichts Anderes übrig blieb, zu erfüllen; spannte die Rappen aus und führte sie in einen Stall, den ihm der Schloßvoigt anwies. Er ließ einen Knecht bei ihnen zurück, versah ihn mit Geld, ermahnte ihn die Pferde bis zu seiner Zurückkunft wohl in Acht zu nehmen und setzte seine Reise mit dem Rest der Koppel, halb und halb ungewiß, ob nicht doch wohl wegen aufkeimender Pferdezucht ein solches Gebot im Sächsischen erschienen sein könne, nach Leipzig, wo er auf die Messe wollte, fort.

In Dresden, wo er in einer der Vorstädte der Stadt ein Haus mit einigen Ställen besaß, weil er von hier aus seinen Handel auf den kleinen Märkten des Landes zu bestreiten pflegte, begab er sich gleich nach seiner Ankunft auf die Geheimschreiberei, wo er von den Räthen, deren er einige kannte, erfuhr, was ihm allerdings sein erster Glaube schon gesagt hatte, daß die Geschichte von dem Paßschein ein Mährchen sei. Kohlhaas, dem die mißvergnügten Räthe auf sein Ansuchen einen schriftlichen Schein über den Ungrund derselben gaben, lächelte über den Witz des dürren Junkers, obschon er noch nicht recht einsah, was er damit bezwecken mochte; und die Koppel der Pferde, die er bei sich führte, einige Wochen darauf zu seiner Zufriedenheit verkauft, kehrte er, ohne irgend weiter ein bitteres Gefühl, als das der allgemeinen Noth der Welt zur Tronkenburg zurück. Der Schloßvoigt, dem er den Schein zeigte, ließ sich nicht weiter darüber aus, und sagte auf die Frage des Roßkamms, ob er die Pferde jetzt wieder bekommen könne: er möchte nur hinunter gehen und sie holen. Kohlhaas hatte aber schon, da er über den Hof gieng, den unangenehmen Auftritt zu erfahren, daß sein Knecht, ungebührlichen Betragens halber, wie es hieß, wenige Tage nach dessen Zurücklassung in der Tronkenburg, zerprügelt und weggejagt worden sei. Er fragte den Jungen, der ihm diese Nachricht gab, was denn derselbe gethan, und wer während dessen die Pferde besorgt hätte; worauf dieser aber erwiederte, er wisse es nicht, und darauf dem Roßkamm, dem das Herz schon von Ahnungen schwoll, den Stall, in welchem sie standen, öffnete. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er statt seiner zwei glätten und wohlgenährten Rappen ein Paar dürre, abgehärmte Mähren erblickte; Knochen, denen man, wie Riegeln, hätte Sachen aufhängen können; Mähnen und Haare ohne Wartung und Pflege zusammengeknetet: das wahre Bild des Elends im Thierreiche! Kohlhaas, den die Pferde mit einer schwachen Bewegung anwieherten, war auf das Aeußerste entrüstet, und fragte, was seinen Gaulen widerfahren wäre? Der Junge, der bei ihm stand, antwortete, daß ihnen weiter kein Unglück zugestoßen wäre, daß sie auch das gehörige Futter bekommen hätten, daß sie aber, da gerade Ernte gewesen sei, wegen Mangels an Zugvieh, ein wenig auf den Feldern gebraucht worden wären. Kohlhaas fluchte über diese schändliche und abgekartete Gewaltthätigkeit, verbiß jedoch im Gefühl seiner Ohnmacht seinen Ingrimm und machte schon, da doch nichts Anderes übrig blieb, Anstalten, das Raubnest mit den Pferden nur wieder zu verlassen, als der Schloßvoigt, von dem Wortwechsel herbeigerufen, erschien, und fragte, was es hier gäbe? Was es giebt? antwortete Kohlhaas. Wer hat dem Junker von Tronka und dessen Leuten die Erlaubniß gegeben, sich meiner bei ihm zurückgelassenen Rappen zur Feldarbeit zu bedienen? Er setzte hinzu, ob das wohl menschlich wäre;

versuchte, die erschöpften Gaule durch einen Gertenstreich zu erregen und zeigte ihm, daß sie sich nicht rührten. Der Schloßvoigt, nachdem er ihn eine Weile trotzig angesehen hatte, versetzte: seht den Grobian! Ob der Flegel nicht Gott danken sollte, daß die Mähren überhaupt noch leben? Er fragte, wer sie, da der Knecht weggelaufen, hätte pflegen sollen; ob es nicht billig gewesen wäre, daß die Pferde das Futter, das man ihnen gereicht habe, auf den Feldern abverdient hätten. Er schloß, daß er hier keine Flausen machen möchte, oder daß er die Hunde rufen und sich durch sie Ruhe im Hofe zu verschaffen wissen würde. — Dem Roßhändler schlug das Herz gegen den Wams. Es drängte ihn, den nichtswürdigen Dickwanst in den Koth zu werfen und den Fuß auf sein kupfernes Antlitz zu setzen. Doch sein Rechtgefühl, daß einer Goldwaage glich, wankte noch; er war, vor der Schranke seiner eigenen Brust, noch nicht gewiß, ob eine Schuld seinen Gegner drücke; und während er, die Schimpfreden niederschluckend, zu den Pferden trat und ihnen, in stiller Erwägung der Umstände, die Mähnen zurechtlegte, fragte er mit gesenkter Stimme, um welchen Versehens halber der Knecht denn aus der Burg entfernt worden sei. Der Schloßvoigt erwiederte: weil der Schlingel trotzig im Hofe gewesen ist! Weil er sich gegen einen nothwendigen Stallwechsel gesträubt und verlangt hat, daß die Pferde zweier Jungherren, die auf die Tronkenburg kamen, um seiner Mähren willen auf der freien Straße übernachten sollten! — Kohlhaas hätte den Werth der Pferde darum gegeben, wenn er den Knecht zur Hand gehabt und dessen Aussage mit der Aussage dieses dickmäulichen Burgvoigts hätte vergleichen können. Er stand noch und streifte den Rappen die Zoddeln aus und sann, was in seiner Lage zu thun sei, als sich die Scene plötzlich änderte, und der Junker Wenzel von Tronka, mit einem Schwarme von Rittern, Knechten und Hunden, von der Hasenhetze kommend, in den Schloßplatz sprengte. Der Schloßvoigt, als er fragte, was vorgefallen sei, nahm sogleich das Wort und, während die Hunde beim Anblick des Fremden von der einen Seite ein Mordgeheul gegen ihn anstimmten, und die Ritter ihnen von der andern zu schweigen geboten, zeigte er ihm unter der gehässigsten Entstellung der Sache an, was dieser Roßkamm, weil seine Rappen ein wenig gebraucht worden wären, für eine Rebellion verführe. Er sagte mit Hohngelächter, daß er sich weigere, die Pferde als die seinigen anzuerkennen. Kohlhaas rief: „das sind nicht meine Pferde, gestrenger Herr! Das sind die Pferde nicht, die dreißig Goldgulden werth waren. Ich will meine wohlgenährten und gesunden Pferde wieder haben!“ — Der Junker, indem ihm eine flüchtige Blässe in's Gesicht trat, stieg vom Pferde und sagte: wenn der H . . . A . . . die Pferde nicht wieder nehmen will, so mag er's bleiben lassen. Komm, Günther! rief er — Hans! Kommt! indem er sich den

Staub mit der Hand von den Beinkleidern schüttelte; und: schafft Wein! rief er noch, da er mit den Rittern unter der Thür war, und gieng in's Haus. Kohlhaas sagte, daß er eher den Abdecker rufen und die Pferde auf den Schindanger schmeißen lassen, als sie so, wie sie wären, in seinen Stall zu Kohlhaasenbrück führen wolle. Er ließ die Gaule, ohne sich um sie zu bekümmern, auf dem Platz stehen, schwang sich, indem er versicherte, daß er sich Recht zu verschaffen wissen würde, auf seinen Braunen und ritt davon. —

Heinrich von Kleist.

91. Rebe und Rose.

Verschämtes Weinen hat's begonnen,
Bescheidnes Blühen fortgesetzt:
Nun perlt im Kelch der milde Bronnen,
Der noch des Enkels Enkel letzt.

Du sollst dich müh'n, die Hände regen,
Still, emsig, treulich, nimmer ruh'n:
Der Himmel hat den reichsten Segen
Gesetzt auf ein bescheidnes Thun.

Was ist denn von der Rose blieben?
Hell lachte durch die Au ihr Glanz.
Die Blätter hat der Wind vertrieben,
Und hangen blieb der Dornenkranz.

Wilhelm Wackernagel.

92. Stille Thränen.

Du bist vom Schlaf erstanden
Und wandelst durch die Au,
Da liegt ob allen Landen
Der Himmel wunderblau.

Weiß'st nicht, daß, als ohn' Sorgen
Du schliefest schmerzenlos,
Der Himmel bis zum Morgen
Viel Thränen niedergoß.

In stillen Nächten weinet
Oft Mancher aus den Schmerz,
Und morgens dann man meinet,
Stets fröhlich sei sein Herz.

Justinus Kerner.

93. Herzog Leopold von Braunschweig.

(1785.)

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält dich und theilet mit dir ewig sein strömendes Reich.
Ruhig schlummerst du nun beim stilleren Rauschen der Urne,
Bis die stürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt;
Hülfreich werde dem Volke! so wie du ein Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menschen mißlang.

Goethe.

---

94. Palmsonntag.

Mildes, warmes Frühlingswetter!
Weh' mich an, du laue Luft!
Allen Bäumen wachsen Blätter,
Veilchen senden süßen Duft.

Zu des alten Domes Hallen
Hell und menschenreich der Pfad;
Frohe Botschaft hör' ich schallen,
Daß der Liebeskönig naht.

Eilet, geht ihm doch entgegen,
Wandelt mit ihm Schritt vor Schritt,
Auf den blutbesprengten Wegen
In den Garten, wo er litt.

Habt ihr auch die Mähr' vernommen,
Wie der Frühling mit ihm zieht,
Und im Herzen aller Frommen
Süßes Wunder schnell erblüht?

Kindlein steh'n mit grünen Zweigen
Um den heiligen Altar,
Und die Engel Gottes neigen
Sich herab zur Kinderschaar.

Blüht empor, ihr Himmelsmaien!
Palmen blüht aus meiner Brust!
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lieb' und Lust.

Max v. Schenkendorf.

---

95. Die Wasserlilie.

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her!
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her!

August von Platen.

96. Hektor und Andromache.

Als er das skäiſche Thor, die gewaltige Feſte durchwandelnd,
Jetzo erreicht, wo hinaus ihn führte der Weg in's Gefilde;
Kam die reiche Gemahlin Andromache eilenden Laufes,
Gegen ihn her, des edlen Eëtion blühende Tochter:
Denn Eëtion wohnt' am waldigen Hange des Plakos,
Dort in der plakiſchen Thebe, Kilikia's Männer beherrſchend,
Und er vermählte die Tochter dem erzumſchimmerten Hektor.
Dieſe begegnet' ihm jetzt; die Dienerin aber, ihr folgend,
Trug an der Bruſt das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,
Hektors einzigen Sohn, dem ſchimmernden Sterne vergleichbar.
Hektor nannte den Sohn Skamandrios, aber die Andern
Nannten Aſtyanax ihn, denn allein ſchirmt Ilios Hektor.
Siehe! mit Lächeln blickte der Vater ſtill auf das Knäblein;
Aber neben ihn trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt' ihm freundlich die Hand und redete, alſo beginnend:
Seltſamer Mann, dich tödtet dein Muth noch! und du erbarmſt dich
Nicht des ſtammelnden Kindes, noch mein, des elenden Weibes,
Ach, bald Wittwe von dir! denn dich tödten gewiß die Achaier,
Alle mit Macht anſtürmend! Allein mir wäre das Beſte,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzuſinken; denn weiter
Bleibt kein Troſt mir übrig, wenn du dein Schickſal erreicht haſt,
Gram nur! und nicht mehr hab' ich ja Vater und liebende Mutter!
Siehe, den Vater erſchlug mir der göttliche Streiter Achilleus,
Und er verheerte die Stadt, die kilikiſche Männer bevölkert,
Thebe mit ragendem Thor: den Eëtion ſelber erſchlug er,
Doch nicht nahm er die Waffen; denn grau'nvoll war der Gedank' ihm;
Nein, er verbrannte den Held mit dem künſtlichen Waffengeſchmeide,
Hoch dann häuft' er ein Mal; und rings mit Ulmen umpflanzten's
Bergbewohnende Nymphen, des Aegiserſchütterers Töchter:
Sieben auch waren der Brüder mir dort in unſerer Wohnung;
Und die wandelten all' am ſelbigen Tage zum Aïs;
Denn ſie all' erlegte der muthige Renner Achilleus,
Bei weißwolligen Schafen und ſchwerhinwandelnden Rindern.
Meine Mutter, die Fürſtin am waldigen Hange des Plakos,
Führet' er zwar hieher mit anderer Beute des Krieges;
Doch befreit' er ſie wieder und nahm unendliche Löſung:
Aber im Vaterpalaſt erlegte ſie Artemis Bogen.
Hektor, o du biſt jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun und bleib' allhier auf dem Thurme!
Mache du nicht zur Waiſe das Kind und zur Wittwe die Gattin!
Stelle das Heer dorthin an den Feigenhügel, denn dort iſt
Leichter die Stadt zu erſteigen — und frei die Mauer dem Angriff;

Dreimal haben ja dort es verſucht die tapferſten Krieger,
Kühn um die Ajas beid' und den hohen Idomeneu ſtrebend,
Auch um des Atreus Söhn', und den ſtarken Held Diomedes:
Ob nun jenen vielleicht ein kundiger Seher geweiſſagt,
Oder auch ſelbſt ihr Herz aus eigener Regung ſie antrieb.

Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor:
Mich auch härmt das Alles, o Trauteſte; aber ich ſcheue
Troja's Männer zu ſehr und die ſaumnachſchleppenden Weiber,
Wenn, wie ein Feiger, entfernt ich hier ausweiche der Feldſchlacht.
Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernete, biederes Muthes
Immer zu ſein und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen!
Zwar das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geiſt und Empfindung:
Einſt wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinſinkt,
Priamos ſelbſt und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir ſo nahe der Troer Leid in der Zukunft,
Nicht der Hekabe ſelbſt, noch Priamos auch, des Beherrſchers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann, ſo viel und ſo tapfer,
All' in den Staub hinſinken, von feindlichen Händen getödtet:
Als wie deins, wenn ein Mann der erzumſchirmten Achaier
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend;
Wenn du in Argos webſt für die Herrſcherin oder auch mühſam
Waſſer trägſt aus dem Quell Hypereia oder Meſſeis,
Sehr unwilliges Muths; doch hart belaſtet der Zwang dich!
Künftig ſagt dann Einer, die Thränenvergießende ſchauend:
Hektors Weib war dieſe, des tapferſten Helden im Volke
Roſſebezähmender Troer, da Ilios Stadt ſie umkämpften!
Alſo redet man einſt; und neu erwacht dir der Kummer,
Solchen Mann zu vermiſſen, der Abwehr böte der Knechtſchaft!
Aber es decke mich Todten der aufgeworfene Hügel,
Ehe von deinem Geſchrei ich gehört und deiner Entführung!

Alſo der Held, und hin nach dem Knäblein ſtreckt' er die Arme;
Aber zurück an den Buſen der ſchöngegürteten Amme
Schmiegte ſich ſchreiend das Kind, erſchreckt von dem liebenden Vater,
Bange zugleich vor dem Erz und der flatternden Mähne des Buſches,
Welchen es fürchterlich ſah vom oberen Helme herabweh'n.
Lächelnd ſchaute der Vater das Kind, auch die zärtliche Mutter;
Schleunig vom Haupte ſich nahm er den Helm, der ſtrahlende Hektor,
Legete dann auf die Erde den ſchimmernden; aber er ſelber
Küßte ſein liebes Kind und wiegt' es ſanft in den Armen;
Laut dann flehet' er alſo dem Zeus und den anderen Göttern:

„Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieſes mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich ſelbſt, vorſtrebend im Volke der Troer,
Auch ſo ſtark an Gewalt und Ilios mächtig beherrſchen!
Und man ſage dereinſt: der ragt noch weit vor dem Vater!

Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feinds! dann fren' sich herzlich die Mutter!"
Also sprach er und reicht' in die Arme der liebenden Gattin
Seinen Sohn; und sie nahm in das duftende Busengewand ihn,
Lächelnd mit Thränen im Blick; und ihr Mann voll inniger Wehmuth
Streichelte sie mit der Hand und redete, also beginnend:
„Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Nie wird gegen Geschick mich ein Mann hinsenden zum Ars.
Doch dem Verhängniß entrann Niemand von den Sterblichen, mein' ich,
Edeler so wie Geringer, nachdem er einmal gezeugt ward.
Auf! zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein. Für den Krieg liegt Männern die Sorg' ob,
Allen, mir ja zumeist, die Ilios Feste bewohnen."
Dieses gesagt, erhob er den Helm, der strahlende Hektor,
Von Roßhaaren umwallt; heim gieng die liebende Gattin,
Rückwärts häufig gewandt und herzliche Thränen vergießend.

Voß nach Homer.

97. Aurora.

Aurora beklagte sich unter den Göttern, daß sie, die von den Menschen so viel gelobt, von ihnen so wenig geliebt und besucht werde, am wenigsten aber von denen, die sie am meisten besängen und priesen. Grämе dich nicht über dein Schicksal, sprach die Göttin der Weisheit, geht es mir anders?

Und dann, fuhr sie fort, siehe die an, die dich versäumen, und mit welcher Nebenbuhlerin sie dich vertauschen. Blick' auf sie, wenn du vorbefährst, wie sie in den Armen der Schlaftrunkenheit liegen und modern an Leib und Seele.

Ja, hast du nicht Freunde, hast du nicht Anbeter genug? Die ganze Schöpfung feiert dich: alle Blumen erwachen und kleiden sich mit deinem Purpurglanz in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommt dich: jedes sinnet auf neue Weisen, deine flüchtige Gegenwart zu vergnügen. Der fleißige Landmann, der arbeitsame Weise versäumen dich nie: sie trinken aus dem Kelch, den du ihnen darbeutst, Gesundheit und Stärke, Ruhe und Leben: doppelt vergnügt, daß sie dich ungestört genießen, ununterbrochen von jener geschwätzigen Schaar schlafender Thoren. Hältst du es für kein Glück, unentweiht genossen und geliebt zu werden? Es ist das höchste Glück der Liebe bei Göttern und Menschen.

Aurora erröthete über ihre unbedachte Klage; und jede Schöne wünsche sich ihr Glück, die ihr gleich ist an Reinigkeit und Unschuld.

Herder.

98. Die Warnung.

Es tritt ein Wandersmann herfür
An eines Dorfes Schenke,
Er setzt sich vor des Hauses Thür
Im Schatten auf die Bänke;
Legt sein Bündel neben sich,
Bittet den Wirth bescheidentlich,
Mit einem Trunk ihn zu laben.

Da zechen an dem nächsten Tisch
Zwei wilde, rohe Buben:
Heda, Herr Wirth! und gebt uns frisch:
Was kauzt ihr in den Stuben?
Diese Nacht so durchgeschwärmt,
Heute von Morgens früh gelärmt!
Wir wollen nicht nüchtern werden.

Ha, Bruder, war das nicht ein Spaß?
Es geht mir nichts darüber.
Und lieb' ich schon das volle Glas,
Hab' ich doch Unfug lieber.
Ach, wie wird verwundert sein
All' die werthe Christengemein'!
Wie wird der Pfaffe nicht toben!

Da draußen erst den Nepomuk
Mit seinen sieben Sternen,
Ich schob ihn an den Rand zuruck,
Bald muß er schwimmen lernen.
Schüttert was, so plumpt er 'nein,
Rudert wohl mit dem Jesulein;
Den hält der Narr in den Armen.

Alsdann hinunter längst dem Thal
Der Wallfahrt Stationen,
Die dreizehn Steine allzumal
Mit Christi Passionen,
So beschmiert, verziert auf's Fest,
Daß das Lachen kein Einz'ger läßt,
Wenn sie zum Beten da knieen.

Der Andre sprach: Wenn's Prahlen gilt,
So steh' ich alle Wetten.
Der Schnurrbart am Marienbild,
Und dann die Kron' aus Kletten,
Die ich ihm zu Nacht bescheert,
Sind wohl deine Geschichten werth,
Und es ist noch nicht das Beste.

Dort auf dem Fels am hohen Kreuz,
Statt Christi leid'ger Fratze,
Hängt nun — o in der Seel' erfreut's! —
Des Nachbars todte Katze.
Wenn sie nun auf ihrer Bahn
Zieh'n die Stufen zur Kirch' hinan,
Das wird was Erbauliches werden.

Der Wandersmann schaut ernst und still,
Da sie die Red' erhuben.
Sie achten erst nicht, was er will,
In ihrem Rausch, die Buben.
Beide rufen dann zugleich:
Kümmert euch, Tuckmäuser, um euch!
Was soll das Gaffen und Horchen?

Der Wandersmann sagt nicht ein Wort
Und schaut nur unbeweglich,
Und ihnen wurde fort und fort
Sein Blick mehr unerträglich.
Wenn ihr nicht die Frechheit laßt,
Sagten sie, solchen Heuchlergast
Den muß man mit Schlägen verjagen.

„Mich schlägt ein Andrer wohl, als ihr,
Ihr mögt kein Haar mir kränken.
Ich bin auf kurze Frist nur hier,
Doch sollt ihr mein gedenken.
Junges Blut hat Frevelmuth:
Thut nicht ferner, so wie ihr thut,
Und laßt bei Zeiten euch warnen.

Sonst schließt ihr einen Bund der Treu'
Mit Judas falscher Rotte;
Den Heiland kreuzigt ihr auf's neu'
Mit solchem kecken Spotte." —
Ja, doch, da geschäh' ihm Recht,
Weil sich der einfältige Knecht
Das erste Mal kreuzigen lassen.

„Ich weiß gewiß, ihr spräch't nicht so,
Wär't ihr einst mitgegangen;
Ihr hättet nicht, der Qualen froh,
Am Kreuz ihn sehen hangen,
Wie aus bitter'n Wunden quoll,
Aller Lieb' und Erbarmung voll,
Sein heilig göttliches Leben.

Wie um ihn, ewig hoffnungslos,
Die Freund' und Mutter ſtanden,
Und er im Buſen trug ihr Loos,
Bei grimmen Todesbanden;
Neigt ſein Haupt in Finſterniß,
Durch die Himmel geſchieht ein Riß,
Und innerlich ſchauert die Erde." —

Ei ſeht, der macht uns glauben gar,
Er wär' dabei geweſen.
Was er erzählt, kann man fürwahr!
In alten Tröſtern leſen.
Sagt uns doch, wie alt ihr ſeid,
Daß ihr ſaht, was vor ew'ger Zeit
Und nimmer vielleicht iſt geſchehen?

„Ich bin nicht alt, ich bin jung;
Mein Leben iſt kein Leben.
Wie raſtlos kreiſt der Sonnen Schwung,
Muß ich hier unten ſchweben.
Greiſer wird das Haar mir nicht,
Nicht gerunzelter mein Geſicht,
Das niemals lachet, noch weinet.

Ich war, wie ihr, von frechem Muth
In meinen erſten Tagen.
An mir that keine Lehre gut,
Kein Warnen half, noch Sagen.
Als der hohen Prieſter Amt
Heuchleriſch nun den Chriſt verdammt,
Da wollt' ich mein Müthchen auch kühlen.

Und als mit ſchwerer Kreuzeslaſt
Zum Thor ihn ſchleppt die Menge,
Da hatt' ich vor den Andern Haſt
Und ſtieß ihn im Gedränge.
Matt und lechzend, ohne Schrei'n,
Wollt' er raſten auf einem Stein,
Da ſchlug ich ihn mit den Fäuſten.

Geh', rief ich, Jeſus! fort mit dir!
Zum Tod' dich endlich ſchicke!
Der Heiland ſah ſich um nach mir,
Und ſprach mit ſtillem Blicke:
Ich zwar gehe bald zur Ruh',
Aber wandern ſollſt nun du,
Und warten, bis ich komme.

Dieß Wort, dieß Wort, dieß Eine Wort
War Heil mir und Verderben.
Es schirmt mich vor der Seele Mord,
Doch wehrt's mein leiblich Sterben.
Und mich treibt's von Land zu Land,
Und bin Manchem zum Grau'n bekannt,
Der ewig wandernde Jude."

Der Fremdling sprach es Alles aus
Mit unbewegter Miene,
Doch brennend durch die Stirn' heraus
Ein blutroth Kreuz erschiene.
Als die Zwei das Zeichen sah'n,
Fällt sie an der Verzweiflung Wahn,
Sie glaubten sich schon in der Hölle.

Und eh' sie Seel' und Leibeskraft
Und Sinne wiederfunden,
Hat er sein Bündel aufgerafft
Und ist schon weit verschwunden.
An des letzten Hügels Rand
Seh'n sie noch, den Stab in der Hand,
Die irre Gestalt hinwanken.

Zu spät zerknirscht sie's und gereut's,
Gott läßt mit sich nicht scherzen;
Es brennt das feurig blut'ge Kreuz
In den liebloſen Herzen.
Kirchentrost ward nicht gespart,
Buße, Gebet und Pilgerfahrt,
Doch lebten die Spötter nicht lange.

W. A. Schlegel.

---

99. Der ewige Jude.

Aus einem finsteren Gekläfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald sind's zweitausend Jahre,
Seit Unruh' ihn durch alle Länder peitschte.
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug
Und rasten wollt' vor Ahasveros' Thür',
Ach! da versagt' ihm Ahasver die Rast
Und stieß den Mittler trotzig von der Thür',
Und Jesus schwankt' und sank mit seiner Last.
Doch er verstummt'. — Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin und sprach im Grimme:
„Die Ruh' hast du dem Menschensohn versagt;
Auch dir sei sie, Unmenschlicher! versagt,
Bis daß er kömmt!"

Ein schwarzer, höllentfloh'ner
Dämon geißelt nun dich, Ahasver,
Von Land zu Land. Des Sterbens süßer Trost,
Der Grabesruhe Trost ist dir versagt!
Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte; nahm der aufgethürmten
Todtenschädel einen, schleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft' und scholl
Und splitterte. „Der war mein Vater!" brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha, noch
Sieben Schädel polterten hinab
Von Fels zu Fels! „Und die — und die," mit stierem
Vorgequollnem Auge ras't's der Jude:
„Und die — und die — sind meine Weiber — ha!"
Noch immer rollten Schädel. „Die und die,"
Brüllt' Ahasver, „sind meine Kinder, ha!
Sie konnten sterben! — Aber ich, Verworfner,
Ich kann nicht sterben! — Ach, das furchtbarste
Gericht
Hängt schreckenbrüllend ewig über mir. —
Jerusalem sank. Ich knirschte den Säugling.
Ich rannt' in die Flamme. Ich fluchte dem Römer:
Doch, ach! doch, ach! der rastlose Fluch
Hielt mich am Haar, und — ich starb nicht.
Roma, die Riesin, stürzte in Trümmer;
Ich stellte mich unter die stürzende Riesin,
Doch, sie fiel — und zermalmte mich nicht.
Nationen entstanden und sanken vor mir;
Ich aber blieb, und starb nicht!
Von wolkengegürteten Klippen stürzt' ich
Herunter in's Meer; doch strudelnde Wellen
Wälzten mich an's Ufer, und des Seins
Flammenpfeil durchstach mich wieder.
Hinab sah ich in Aetnas grausen Schlund,
Und wüthete hinab in seinen Schlund:
Da brüllt' ich mit den Riesen zehn Monden lang
Mein Angstgeheul und geißelte mit Seufzern
Die Schwefelmündung. — Ha! zehn Monden lang!
Doch Aetna gohr und spie in einem Lavastrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Asch' und lebte noch!
Es brannt' ein Wald. Ich Rasender lief
In brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff Feuer auf mich —
Doch sengten nur die Flammen mein Gebein,
Und — verzehrten mich nicht.

Da mischt' ich mich unter die Schlächter der Menschheit,
Stürzte mich dicht in's Wetter der Schlacht,
Brüllte Hohn dem Gallier,
Hohn dem unbesiegten Deutschen:
Doch Pfeil und Wurfspieß brachen an mir,
An meinem Schädel splitterte
Des Sarazenen hochgeschwungenes Schwert.
Kugelsaat regnete herab an mir,
Wie Erbsen auf eisernen Panzer geschleudert.
Die Blitze der Schlacht schlängelten sich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Zackenfelsen Hüften,
Der in Wolken sich birgt. —
Vergebens stampfte mich der Elephant;
Vergebens schlug mich der eiserne Huf
Des zornfunkelnden Streitrosses.
Mit mir borst die pulverschwangere Mine,
Schleuderte mich hoch in die Luft!
Betäubt stürzt' ich herab und fand mich — geröstet
Unter Blut und Hirn und Mark
Und unter zerstümmelten Aesern
Meiner Streitgenossen wieder.
An mir sprang der Stahlkolben des Riesen,
Des Henkers Faust lahmte an mir, —
Des Tigers Zahn stumpfte an mir,
Kein hungriger Löwe zerriß mich im Cirkus.
Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen,
Ich zwickte des Drachen blutrothen Kamm,
Doch die Schlange stach — und mordete nicht!
Mich quälte der Drache — und mordete nicht!
Da sprach ich Hohn den Tyrannen;
Sprach zu Nero: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Christiern: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Mulei Ismael: Bist ein Bluthund!
Doch die Tyrannen ersannen
Grausame Qualen und würgten mich nicht.
Ha, nicht sterben können! nicht sterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Mühen!
Den Staubleib tragen! mit seiner Todtenfarbe
Und seinem Siechthum! seinem Gräbergeruch!
Sehen müssen durch Jahrtausende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei!
Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebärend, immer Kinder verschlingend! —
Ha, nicht sterben können! nicht sterben können! —

Schrecklicher Zürner im Himmel,
Hast du in deinem Rüsthause
Noch ein schrecklicheres Gericht? —
Ha, so laß es niederdonnern auf mich! —
Mich wälz' ein Wettersturm
Von Karmels Rücken hinunter,
Daß ich an seinem Fuße
Ausgestreckt lieg' —
Und keuch' — und zuck' und sterbe!!" —

Und Ahasveros sank. Ihm klang's im Ohr.
Nacht deckte seine borst'gen Augenwimpern.
Ein Engel trug ihn wieder in's Geklüft'.
„„Da schlaf' nun,"" sprach der Engel, „„Ahasver,
Schlaf' süßen Schlaf; Gott zürnt nicht ewig!""

Schubart.

---

100. Der Zug der Spanier durch die Fluthen. 1575.

Großartig kühn war der Kriegsplan, welchen Requesens verfolgte; einige flüchtige und zu ihm übergetretene Seeländer hatten ihm die Anregung dazu gegeben und ihn mit der Beschaffenheit der Gewässer vertrauter gemacht. „Vom Lande Tholen," so sagten sie ihm, „kann man gar leicht nach Philippsland überschiffen, das seit dem Jahre 1522, als die große Fluth die Deiche zertrümmerte, ganz sumpfig und wüst ist. Von dort streckt sich eine Sandbank, die bei niedrem Wasser trocken liegt, nach Duiveland hin; durch die Zype kann man darüber; und zwischen Duiveland und der Insel Schouwen ist bloß ein Kanal, den man leicht durchwaten kann." Mit Vergnügen ersah Requesens aus dieser Darlegung die Möglichkeit, sich der Insel Schouwen zu bemächtigen, welche zwischen der Insel Walcheren und Holland in der Mitte liegt. Gelang es nun den Spaniern, sich Schouwens zu bemächtigen, so war für Holland die Verbindung mit Seeland abgeschnitten. Requesens beschloß nun, daß ein auserlesener Kern seiner Heeresmacht, mit den Waffen im Arm, auf dem bezeichneten Ufer durch die Kanäle des Meeres schreiten und Zierikzee, die befestigte Hauptstadt der Insel Schouwen, angreifen sollte. Dreißig Galeeren und andere kleinere Fahrzeuge wurden zu Antwerpen ausgerüstet; dreitausend Mann zu Fuß, vierhundert Reiter und zweihundert Schanzgräber nach dem Lande Tholen gebracht; Einige mußten sich zu Schiffe nach Philippsland voraus begeben, um die Tiefen zu messen. Hierauf schaarten sich die kühnsten Soldaten aus den Truppen zusammen, welche sich anboten, das Durchschreiten der Gewässer zu unternehmen. Es waren ihrer 1500, nebst den 200 Schanzgräbern; Jeder erhielt ein Paar Schuhe und ein Säckchen mit Pulver und Mundvorrath für drei Tage

„Gedenkt," rief Requesens den Kühnen beim Abschied zu, „gedenkt der Ehre Gottes, des Königs und des Ruhms!" Die anderen Truppen, welche unter Mondragons Befehlen standen, wurden eingeschifft; Sanzio d'Avila war Admiral, Requesens ermahnte ihn zur Vorsicht gegen die feindliche Flotte. Es war am Abend des Michaelstages; der Mond, der im letzten Viertel stand, gieng zwischen elf und zwölf Uhr auf und schien die ganze Nacht; der Wasserstand mußte, der Berechnung zu Folge, zwischen 4 und 5 Uhr Morgens am niedrigsten sein.

Um Mitternacht treten die verwegenen Kriegsmänner ihren gefährlichen Gang an; Wetterleuchten am Himmel über ihnen, Flammen der Ruhmbegierde in jeder Brust! Wie das Reich des Todes breiten sich die Wasser vor ihnen aus; das Rauschen durch die Nacht ist die Stimme des Grabes. Aber diese Soldaten verachten den Tod; und, verschlingt sie das Grab, so überlebt sie der Ruhm. Johann Osorio d'Ulloa führt den Vortrab, welcher aus Spaniern besteht; Mondragon folgt ihm mit den Deutschen, Wallonen und Schanzgräbern; Gabriel Peralta führt die Nachhut. Je zu zwei wandern die Kühnen durch die Fluthen dahin, ihre Waffen hoch über den Wassern empor haltend; tief ergriffen blickt ihnen Requesens vom Ufer aus nach. Zu beiden Seiten der Sandbank erwartet sie bereits die Flotte der Seeländer, welche durch das Messen der Tiefen bei Zeiten aufmerksam geworden waren, 40 Segelschiffe und 200 Ruderboote stark; einige davon liefen absichtlich auf den Grund, um den durchschreitenden Feinden näher zu kommen. Wie der Jäger auf das Wild harrt, so zählen die Seeländer ungeduldig Secunde nach Secunde, bis die Feinde nahen. Jetzt rauschen die Wellen stärker. Die Feinde sind's! Im Wetterleuchten glänzen die Spitzen ihrer Lanzen, sind die wallenden Fähnlein zu erkennen. „Ein günstig Zeichen des Himmels — dieß Wetterleuchten!" so rufen die Spanier; da rollt der Donner von der seeländischen Flotte, und von beiden Seiten her sausen Kugeln, fliegen geschleuderte Enterhacken auf die Spanier zu. Pacheco, einer ihrer Hauptleute, sinkt von einer Kugel getroffen; seine braven Soldaten eilen herbei, fassen ihn auf und wollen ihn weiter tragen. „Laßt mich," ruft ihnen Pacheco zu: „ich sterbe; geht ihr zu eurem Ziele!" Und wohl ist es den Spaniern günstig, jenes Wetterleuchten; denn, durch den flüchtigen Schein geblendet, vermögen die Seeländer nicht richtig zu zielen und verfehlen ihre Opfer. Unter dem Regen der Kugeln und scharfen Eisen schreitet der Vortrab unter Ulloa durch die Fluthen vorwärts, die ihnen bis an die Kniee reichen; und wie der Tag graut, betreten sie wohlbehalten den Strand Ost-Duivelands; da sinken Ulloa und seine Soldaten auf die Kniee und beten aus der Inbrunst des Herzens zur heiligen Himmelskönigin Maria und zu St. Jacob; Sieg oder Tod, sonst keine Wahl! Indessen wächst die Fluth; die seeländischen

Schiffe gewinnen dadurch engere Nähe; die Schanzgräber und die Nachhut schreiten noch durch die Wasser. Schon schlagen ihnen die Wogen rauschend bis zur Brust heran. Vor sich, unter sich, hinter sich den Tod durch die Wellen, neben sich den Tod durch die Feinde, drängt jetzt Einer den Andern in wilder Hast vorwärts, keine Ordnung hält mehr, und Verzweiflung zertrümmert den kecken Muth. Sie straucheln, sie fallen, und brausend bäumt sich jede Welle über ihre Opfer. Höher wälzen sich die Wogen zu den Häuptern der Krieger heran, der Athem stockt diesen, sie ringen mit der letzten Kraft gegen das zürnende Element; da nähern sich Schiffe, aber nicht zur Rettung der Unglücklichen. Lauernd steh'n die seeländischen Matrosen am Bord, werfen die Enterhaken aus, und ziehen die Feinde heran, um sie gemordet wieder in die Wellen hinabzuschleudern. Doch die Noth der Feinde, mehr noch ihre Wehrlosigkeit, versöhnt auch den grimmigen Haß der Seeländer. Nur 10 Schanzgräber bleiben von den 200 am Leben. Peralta wendet mit der Nachhut schleunig gen Philippsland um; die Hast, die Todesangst, die Verwirrung kosten Manchem das Leben; der Rest kommt gerade noch zur rechten Zeit, um sich auf d'Aailas Flotte einzuschiffen, die nun die Anker lichtet. Indessen erklimmt d'Ulloa mit seinen Tapfren den Damm, wo ihn der heldenmüthige Karl von Boisot (oranischer Gouverneur von Middelburg) heiß empfängt. Ein heftiger Kampf entbrennt; da streckt ein Schuß (und zwar, wie man glaubt, aus den Reihen seiner eigenen Mannschaft) Karl'n von Boisot zu Boden; Verwirrung ergreift das niederländische Kriegsvolk; es flüchtet vor den Spaniern auf die befreundete Flotte zu oder landeinwärts in die Schanzen. Ulloa bleibt Sieger und gewinnt rasch auch die übrigen Bollwerke. Inzwischen steuert die seeländische Flotte nach Schouwen und gibt dadurch der spanischen bei Philippsland freien Raum, um nach Duiveland zur Unterstützung der glücklichen Wagehälse zu segeln. Nun brechen sich die Spanier durch den verwachsenen Moorgrund Bahn, welcher Duiveland von Schouwen trennt, erreichen es glücklich und sehen dort plötzlich 500 Niederländer in Schlachtreih' vor sich. Der unerwartete Anblick der Spanier erfüllt diese Letzteren mit Schrecken, sie fliehen gen Zierikzee; die Spanier aber nehmen rasch Brouwershaven und eine Schanze zwischen Zierikzee und Borndam ein. Nun erscheint auch Requesens auf der Insel. Das wohlverschanzte Dorf Bommenende wird von den Spaniern nach tapferer Gegenwehr eingenommen, Zierikzee belagert. Man will es aushungern; Requesens selbst kommt mit dem kriegserfahrnen Chiappin Vittelli ins Lager, um die besten Anstalten zu treffen. — Auf der Rückreise nach Antwerpen wurde Vitelli, ein sehr beleibter Mann, durch einen Sturz im Wagen von einem hohen Deich herab so beschädigt, daß er auf dem Schiffe, das ihn von Schouwen nach Antwerpen bringen sollte, starb. Dieser Ita-

liener war eine merkwürdige Erscheinung inmitten der bigotten Spanier; entschieden materialistisch gesinnt, nahm er nie Anstand, sich so zu geben, wie er dachte, und so meinten denn die bigotten Soldaten bei seinem Tode geradezu, den dicken Vitelli habe der Teufel geholt. Diesen Erfolg hatte der kühne Zug der Spanier durch die Fluthen, für welchen man in der Kriegsgeschichte wenige Seitenstücke finden mag.

Eduard Duller.

101. Hoffnung.

Hoffnung schlummert tief im Herzen, wie im Lilienkelch der Thau;
Hoffnung taucht, wie aus den Wolken nach dem Sturm des Himmels Blau;
Hoffnung keimt, ein schwaches Hälmchen, auch aus nackter Felsenwand;
Hoffnung leuchtet unter Thränen, wie im Wasser der Demant.

Schon so tausendfach betrogen, armes, schwaches Menschenherz,
Immer wendest du dich wieder gläubig trauend himmelwärts:
Wie Arachne unverdrossen täglich neue Netze spannt,
Kreuze auch durch ihre Fäden täglich neu des Schicksals Hand.

Gaudy.

102. Dauer des Herzens.

Ein Saumthier träget still
Und sanft die Centnerlast,
Wohin der Treiber will,
Begehrend keine Rast.

Ein Wagen rollt daher,
Die Schildkröt' ihm nicht weicht,
Und wär' er noch so schwer,
Trägt seine Last sie leicht.

Doch all' die Last ist Scherz,
Bedenkst du das Gewicht,
Das oft ein Menschenherz
Still träget und nicht bricht.

Justinus Kerner.

103. Naturfreude.

I.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser

Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größrer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen. —

II.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir Alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klareste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Ortes, das hat Alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Goethe.

140. Nadel und Kamm.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Das Seltsamste, was ich auf Reisen sah — war, was in Mearret Elnoman geschah, — wo sich stellte dem Richter dar — ein streitendes Paar, — ein Alter mit gestumpftem Zahne, — und ein Jüngling frisch, wie ein Zweig der Myrobalane. — Der Alte sprach: Walte Gottes Gnad' hie, — halt' und erhalte den Kadhi, — daß er recht walte, — und gerecht verwalte, — sich recht verhalte — und das Recht erhalte! — Ich hatte eine feine — allerliebste kleine, — glatte, nette, niedliche, — spitzige, doch friedliche, — schlanke, blanke, flinke, unermüdliche, — eine dienstfertige Dirne, — die sich lenken ließ an einem Zwirne; — zierlich, manierlich, — behend, hanthierlich, — aus und einschlüpfend, — hin und herhüpfend, — alles mit Fleiß verknüpfend; — die überall säumte, — doch nichts versäumte, — die überall steckte und stickte, — und der Alles fleckte, was sie flickte. — Daß ihr Herz war stählern, — rechnete ich ihr nicht zu den Fehlern, — doch daß sie liebte Fehden, — und führte Stichelreden. — Denn zwar unbiegsam, — war sie mir doch schmiegsam; — spitzzüngig wie ein Schlängelchen, — doch still und fromm wie ein Engelchen. — Sie hätte nur wandeln sollen auf Seiden, — und an geblümten Borten weiden; — doch sie ergieng sich, vergnügt und bescheiden, — auf meiner Armuth kahlen Heiden. — Nackt blieb sie, um Nacktheit zu bekleiden; — doch wo sie zog durch die Steppe, — da zog sie hinten sich her eine lange Schleppe. — Dieser Jüngling nun hat sich nach ihr gesehnt, — und ich habe sie ihm gelehnt, — sie sich zu Nutz zu machen, — doch zu schonen der schwachen, — und keine Unbilligkeit — zuzumuthen ihrer Willigkeit, — sie nicht anzustrengen über ihre Kräfte, — und sie nicht zu mißbrauchen im Geschäfte. — Da bringt er sie zurück mir itzt, — und das Ohr ist ihr geschlitzt; — und vom Ersatz, den er mir bietet, — wird mein Schaden nicht gegütet.

Der Jüngling sprach: Es ist gegründet, — was der Alte verkündet. — Doch schlecht hat sie sich aufgeführt; — ich hatte nur schief sie angerührt, — und mein Finger war ohne Hut, — da biß sie mich drein und leckte mein Blut. — Doch er hat von mir im Versatz — einen Schatz, — ein barsches Bürschchen, — als wie ein Hirschchen, — mit Zinken und Zacken — und elfenbeinblinkendem Nacken; — muthwillig und eitel, — will jedem über die Scheitel, — Jungen die Locken krausen, — Alten die Borsten zausen. — Er liebt Putzen und Zieren, — durch Wälder zu spazieren. — und fürchtet nicht, den Weg zu verlieren, — bricht durch dünn und dicht, — und was sich sträubt, das macht er schlicht. — Den gab ich zum Unterpfand dem Alten, — doch der hat ihn nicht wohl gehalten; — ich weiß nicht, was mein Bürschen hat verbrochen, — er hat einen Zahn ihm ausgebrochen.

Da sprach der Richter: Erkläret euch näher, ihr Streiter, — oder scheret euch weiter! — Und der Jüngling sprang auf und sang:

Eine Nadel, abgestumpft und abgenutzt,
Schwarz geröstet und von keinem Nutze,
Lieh er mir zu übler Kleider Besserung,
Daß sie alte Lappen neu aufstutze.
Brach sie aus Gebrechlichkeit, so ist kein Grund,
Daß er ein Verbrechen mir aufmutze.
Doch er hält dafür in seiner Haft zurück
Meinen Kamm, der mir gedient zum Putze.
Sieh des Alten schmutz'gen Geiz, durch dessen Schuld
Liegen muß mein junges Haar im Schmutze!
Und daraus schließ' auf den großen Druck der Noth,
Die Erleichtrung hofft von deinem Schutze.

Da sprach der Kadhi zum Alten: — Rück' heraus ohne Umschweif und Falten! — und er hob an:

Bei der Wallfahrt und der Anhöh' Cheif Mina,
Wo der Frommen Heer den Satan steinigt!
Wäre nicht das Glück mir karg, ich hätte wohl
Meine Großmuth an dem Feind bescheinigt,
Hätt': ohn' auf Ersatz der Nadel zu besteh'n,
Seines Kamms Herausgab' ihm beschleunigt.
Doch vom Bogen des Geschicks fliegt Pfeil um Pfeil,
Einer trifft, die Furcht des andern peinigt.
Beide, die wir hier als Widersacher steh'n,
Durch der Armuth Band sind wir vereinigt:
Er, aus Dürftigkeit, kann nicht befrei'n sein Pfand,
Ich, aus Mangel, kann es lassen frei nicht.
Dieser Schicksalsknoten ist dir vorgelegt;
Löse mild, und hau' ihn streng entzwei nicht.

Als der Kadhi das angehört, — ward er ganz verstört, — und als wie bethört — warf er ihnen hin einen Dinar. Den erschnappte der Alte wie ein Aar; — und als er seinen Raub verschlungen, — sprach er zum Jungen: — Die eine Hälfte ist mein Antheil am Schatz, — die andere Hälfte nehm' ich an deinem Platz, — als Schadenersatz — für die zerbrochene Nadel, — so behalt' ich das Ganze ohne Tadel. — Komm nun und nimm in Empfang deinen Kamm, — auf daß bestehe des Rechtes Stamm. — Da stand der Junge wie ein verkauftes Lamm. — Doch der Kadhi, den sein Thaler verdroß, — gab seinem Mitleid noch einen Stoß, — und warf, um den Jungen zu trösten, — ihm ein paar Münzen hin, nicht von den größten. — Dann sprach er: Nun geht und vertraget euch, — und solcher Fehden entschlaget euch! — Ein Richter hat nicht dazu die Kassen, — um von den Parteien sie leeren zu lassen. — Darauf giengen sie bedächtiglich — mit einander einträchtiglich, — laut preisend des Richters Gütigkeit, — Groß-

muth und Edelmüthigkeit. — Er aber konnte noch nicht verschmerzen — den Thaler, der ihm gerissen war von dem Herzen; — er ächzte beweglich — und krächzte kläglich, — als steck' ihm die Brust voll Dolche, — und sprach zu seinem Gefolge: — Es ahnet mir — und gemahnet mir, — daß die beiden nicht zwei Partheien, — sondern Eine, und zwei Betrüger seien. — Wer kann ein Licht mir zünden, — ihre Heimlichkeit zu ergründen? — Da sprach sein Hauptspürer — und Obermeuteführer: — Es gibt kein besseres Verständniß, — als ihr eigenes Geständniß, — und kein sichreres Erkenntniß, — als ihr eigenes Bekenntniß. — Da ward ein Häscher von den raschen — gesandt, sie einzuhaschen. — Und als sie wieder vor dem Kadhi erschienen, — sprach er zu ihnen mit ernsten Mienen: — Nun schenket mir reinen Wein aus dem Krug ein, — und geschenkt soll euch euer Betrug sein! — Da prallte zurück der Junge, — doch der Alte trat vor mit kühner Zunge:

Ich bin der Seruger, und das ist mein Sohn.
Es artet in Zeiten der Welf nach dem Leuen.
In unserem Schatz ist nicht Nadel noch Kamm,
In unserem Haus nichts zu kau'n, noch zu käuen.
Der Kummer der Armuth, der Dürftigkeit Schutt
Verwenden wir kunstreich zu Dichtungsgebäuen.
Wir locken die Gab' aus geschlossener Hand,
So gut wie aus offner, die Geben mag freuen.
Wir tauschen Geschenk ein für Täuschung mit Lust,
Daß selbst nicht den Tausch die Getäuschten bereuen.
Und wen, so wie uns, Noth im Rücken bedroht,
Der scheut nicht Gefahr, die in's Antlitz mag dräuen.
Der Tod ist das Ende der Mühsal, und wen
Er heut trifft, der braucht ihn nicht morgen zu scheuen.

Da rief der Kadhi: Gottes Segen dem Wohlduft, den deine Rede haucht, — und Heil dir, wäre dein Sinnen nicht in Trug getaucht! — Doch ich werde vor dir mich wahren, — und warne dich selber vor Gefahren. — Laß künftig die Richter ohne Beschwerden; — mancher verträgt es nicht, gefoppt zu werden. — Denke des zeitlichen und des ewigen Verderbens, — und befleißige dich redlichen Gewerbes! — Das versprach ihm der Alte und schied, — und die Tücke saß ihm auf dem Augenlid.

Aus den Makamen des Hariri von Friedrich Rückert.

---

105. Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Saamen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesä't! Hier keimt lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Göthe.

106. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Weh'n!
Als knieeten Viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn!

Uhland.

TAYLOR INST.

---

107. Persönlichkeit und Charakter Friedrichs II., Kaisers von Deutschland.

Friedrich war mittlerer Größe und wohlgebaut, sein Haar blond, kurz abgeschnitten und nur auf der Stirn gekräuselt, seine Haut weiß, seine Wangen roth und sein Bart röthlich, weßhalb ihn die Italiener Barbarossa nannten. Er hatte schöne Zähne, seine Lippen, blaue Augen, einen heitern, aber durchdringenden und der inneren Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht, noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübungen nach, Keinem an Heiterkeit bei Festen; nie aber durfte der Aufwand in übermässige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens nicht umfassend sein; doch verstand er lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller. Ungeachtet großen Feldherrntalents, sah er im Kriege immer nur ein Mittel für den höhern Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinen; doch verlor er weder in der Freude noch im Schmerze jemals Würde und Haltung. Selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Gern hörte er Rath; die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst. Andacht an heiliger Stätte, Ehrfurcht gegen Geistliche als Verkünder des göttlichen Wortes, möchte man Eigenschaften des Zeitalters überhaupt nennen; Wenige verstanden jedoch, so wie er die übertriebenen Forderungen der Kirche davon zu sondern und ihnen mit Nachdruck entgegenzutreten. Rücksichtslos die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen unbedingt gehorsamen, für die

erste des Unterthans. Ueberall stärkte er seinen Willen und seine Kraft dadurch, daß er nur das unternahm, was nach seiner Ueberzeugung dem Rechte und den Gesetzen gemäß war, und daß er auf große Vorbilder früherer Zeiten mit der Begeisterung hinblickte, welche selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist. Insbesondere hatte er Karl den Großen zum Muster genommen und erklärte: ihm nachstrebend müsse man das Recht der Kirchen, das Wohl des Staats, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen. Aber selbst in späteren Jahren, wo er dem würdigen, ihm verwandten Geschichtschreiber, Otto von Freisingen, Nachrichten über seine, wahrlich nicht unbedeutenden Thaten mittheilte, fügte er, von eitler Selbstliebe kleiner Seelen weit entfernt und fast wehmüthig, hinzu: „Im Vergleich mit dem, was jene herrlichsten Männer der Vorzeit leisteten, sind dieß vielmehr Schatten, als Thaten."

Friedrich v. Raumer.

---

108. Die Tanne.

Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne schlank und grün;
Durch der Felswand tiefste Ritzen
Läßt sie ihre Wurzeln zieh'n;

Nach den höchsten Wolkenhallen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwangre Nadelkissen.

Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen,

Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

Wirr läßt sie hinunter hangen
Ihre Wurzeln in's Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen
Und des Goldes Glut, die gelbe.

Aber oben mit den dunkeln
Aesten sieht sie schön'res Leben;
Sieht durch Laub die Sonne funkeln
Und belauscht des Geistes Weben,

Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt,

Oft zur Zeit der Sonnenwende
Nächtlich hier vorübersaust,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Thiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

Menschen fern; — nur Rothwildstapfen
Auf dem mosbewachsnen Boden! —
O, wohl magst du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen
Und dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgenthau behängen!

O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen! —
Tanne, könnt' ich mit dir tauschen!

Freiligrath.

---

109. Darthula's Grabesgesang.

Mädchen von Kola, du schläfst!
Um dich schweigen die blauen Ströme Selma's!
Sie trauern um dich, den letzten Zweig
Von Theutils Stamm!

Wann erstehst du wieder in deiner Schöne?
Schönste der Mädchen in Erin!
Du schläfst im Grabe langen Schlaf,
Dein Morgenroth ist fern!

Nimmer, o nimmer kommt dir die Sonne
Weckend an deine Ruhestätte: „Wach' auf!
Wach' auf, Darthula!
Frühling ist draußen,
Die Lüfte säuseln,
Auf grünen Hügeln, holdseliges Mädchen,
Weben die Blumen! im Hain wallt sprießendes Laub!"

Auf immer, auf immer, so weiche denn, Sonne,
Dem Mädchen von Kola, sie schläft,
Nie ersteht sie wieder in ihrer Schöne!
Nie siehst du sie lieblich wandeln mehr.

Ossian, in Herder's Stimmen der Völker.

110. Der brasilianische Urwald.

Wenn wir es hier versuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen, auf das Verhältniß aufmerksam zu machen, welches rücksichtlich des Selbsterhaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen statt findet. Bei einer so großen Fülle von Leben und einem so kräftigen Ringen nach Entwickelung vermag selbst ein Boden, so fruchtbar und üppig wie der hiesige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maaße zu reichen; daher stehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung unter einander und verdämmen sich mehr noch als die Bäume unserer Waldungen. Selbst die schon hoch erwachsenen und einer großen Menge von Nahrungsstoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen. Man sieht so die edelsten Bäume nach wenigen Monaten eines atrophischen Leidens von Ameisen und anderen Insekten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis sie plötzlich zum Schrecken der einsamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräusch zusammenstürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwischen mehreren einer andern Art stehen, leichter von letzteren unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forstkultur, an die freilich bis jetzt in diesen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden ist, wird daher hier künftig nicht sowohl

das Wachsthum der Stämme in gedrängter Nachbarschaft befördern, sondern vielmehr dafür Sorge tragen müssen, daß die Pflanzen in der zweckmäßigen Entfernung von einander aufwachsen.

Nicht minder ausgezeichnet, als die Pflanzen, ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum erstenmale hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre Schuh langen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen; eben so die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelnen Haufen zusammengesellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurylochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte, giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz den Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacûs, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Ge-

fieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Turan klappert mit seinem großen, hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischem Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insekten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuch verborgen thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier, bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen. Und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weitschallendes Klopfen ertönen. Lauter, als alle diese wunderbaren Stimmen, erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerschläge auf dem Amboße ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten der Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüsslige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen nach Raub spähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen, und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

Martius.

---

111. Wie Sîfrit erslagen wart.

Gunthâr und Hagne, die reken vil balt,
lobeten mit untriuwen ein pirsen in den walt.
mit ir scharfen gêren si wollten jagen swîn
beren unde wisende: waz kunde küeners gesîn?

Dâ mite reit ouch Sîfrit in êrlîchem site.
maneger hande spîse die fuorte man in mite.
zuo eime kalten brunnen verlôs er sîd den lîp.
daz hette gerâten Prünhilt, künic Gunthêres wîp.

Dô gie der degen küene da er Kriemhilde vant.
dô was nu ûf gesoumet sîn edel pirsgewant,
und ouch der gesellen: sie wolden über Rîn.
do endorfte Kriemhilde nimmer leider gesîn.

Sîne triutinne kust er an den munt:
„got lâze mich dich, vrouwe, gesehen noch gesunt,
und mich ouch dîniu ougen. mit holden mâgen dîn
solt du kurzwîlen: ine mac heime niht gesîn."

Do dâhtes an diu maere (sie entorfte ir niht sagen)
diu si Hagnen seite: dô begunde clagen
diu edel küniginne daz si ie gewan den lîp.
dô weinde âne mâze daz vil wunderschoene wîp.

Si sprach zuo dem recken: „„lat iwer jagen sîn.
mir troumte hînt leide, wie iuch zwei wildiu swîn
jagten über heide: dâ wurden bluomen rôt.
daz ich sô sêre weine, das gêt mir waerlîche nôt.

Ich fürchte harte sêre etelîchen rât,
obe man der deheinen missedienet hât
die uns füegen kunnen vientlîchen haz.
belîbet, lieber hêrre: mit triwen râte ich iu daz.""

„Mîn liebiu triutinne, ich kume in kurzen tagen.
ine weiz hie niht der liute die mir iht hazzes tragen.
alle dîne mâge sint mir gemeine holt:
ouch hân ich an den degnen hie niht anders versolt."

„„Neinâ, hêrre Sîfrit: jâ fürhtich dînen val.
mir troumte hînt leide, wie obe dir zetal
vielen zwênne berge: ich gesach dich nimmer mê.
wil du von mir scheiden, daz tuot mir innerclîchen wê.""

Er umbevie mit armen daz tugentrîche wîp,
mit minneclîchem kusse er trûte ir schoenen lîp,
mit urloube er dannen schiet in kurzer stunt.
sine gesah in leider dar nâch nimmer mêr gesunt.

Dô riten si von dannen in einen tiefen walt.
durch kurzewîle willen vil manic rîter balt
volgeten Gunthêre und Sîfride dan.
Gêrnôt und Gîselhêr die wolden dâ heime bestân.

Geladen vil der rosse kom vor in über Rîn,
diu den jeitgesellen truogen brôt unde wîn,
vleisch mit den vischen, unde ander manegen rât,
den ein künec sô rîche harte billîchen hât.

Si hiezen herbergen für den grüenen walt
gên des wildes abelouſe die ſtolzen jägern balt,
dâ ſi dâ jagen ſolden ûf einen wert vil breit.
dô was ouch komen Sîfrit: daz wart dem künige geſeit.

Von den jeitgeſellen wurden dô beſtân
die warte an allen ende. dô ſprach der küene man,
Sîfrit der vil ſtarke: „wer ſol uns in den walt
wîſen nâch dem wilde, ir degne küene unde balt?“

„„Wellen wir uns ſcheiden,““ ſprach dô Hagene,
„„ê daz wir beginnen hie ze jagene?
dâ bî mugen bekennen ich und die hêrren mîn
wer die beſten jägere an dieſer waltreiſe ſîn.

Liute unde hunde ſulen wir teilen gar:
ſô kêre iſlîcher dâ er gerne var.
der danne jage beſte, der ſol des haben danc.““
der jäger bîten wart bî ein ander niht lanc.

Dô ſprach der hêrre Sîfrit: „ich hân der hunde rât,
wan einen bracken, der ſô genozzen hât
daz er die verte erkenne der tiere durch den tan.
wir kommen wohl ze jeide,“ ſprach der Kriemhilde man.

Dô nam ein alter jägere einen ſpürhunt:
er brâchte den hêrren in einer kurzen ſtunt
dâ ſie vil tiere funden. ſwaz der von leger ſtuont,
diu erjeiten die geſellen, ſô noch guote jeger tuont.

Swaz ir der brake erſprancte, diu ſluoc mit ſîner hant
Sîfrit der küene, der helt von Niderlant.
ſîn ros lief ſô ſêre, daz ir im niht entran,
den lop er vor in allen an dem gejeide gewan.

Er was an allen dingen biderbe genuoc.
ſîn tier daz êrſte, daz êrſte, daz er ze tôde ſluoc,
was ein ſtarkez halpſ wuol, mit der ſîner hant;
dâ nâch er vil ſchiere ein ungefüegen lewen vant.

Der brake den erſprancte: er ſchôz in mit dem Bogen.
eine ſcharfe ſtrâle hete er in gezogen:
der lewe lief nâch dem ſchuzze wan drîer ſprünge lanc.
ſîne jeitgeſellen ſeiten Sîfride danc.

Dar nâch ſluoc er ſchiere einen wiſent und einen elch,
ſtarker ûre viere, und einen grimmen ſchelch.
ſîn ros truoc in ſô balde, daz im niht entran.
hirze oder hinde kund im wênic enkân.

Einen eber grôzen vant der ſpürhunt.
als er begunde vliehen, dô kom an der ſtunt
des gejeides meiſter, er beſtuont in ûf der ſlâ.
daz ſwîn zornecliehen lief an den küenen degen ſâ.

Dô fluoc in mit dem ſwerte Kriemhilde man:
ez hete nie ander jegere ſô ſanfte niht getân.
dô ern hete erveller, man vie den ſpürhunt.
dô wart ſîn rîch gejelde allen Burgonden kunt.

Sie hôrten allenthalben ludem unde dôz.
von liuten und von hunden der ſchal was ſô grôz,
daz in dâ von antwurte der berc und ouch der tan.
vier unde zweinzec ruore die jeger hêten verlân.

Dô muoſen vil der tiere verlieſen dâ daz leben.
dô wânden ſie fügen daz man ſolde geben
in den pris des jeides: des kunde niht geſchehen,
dô der ſtarke Sîfrit wart zer viwerſtat geſehen.

Daz jeit was ergangen, unde doch niht gar.
die zer viwerſtat wolden, die brâhten mit in dar
vil maneger tiere hiute und wildes genuoc.
hei waz man ze kuchen daz ingeſinde truoc!

Dô hiez der künig künden den jägern wol geborn
daz er enbîzen wolde. dô wart lûte ein horn
zeiner ſtunt geblâſen: dâ mite wart bekant
daz man den fürſten edele zen herbergen vant.

Dô ſprach der hêrre Sîfrit: „nu rûmen wir den tan!“
ſîn ros truoc in ebene: ſi ſîten mit im dan.
ſie erſprancten mit ir ſchalle ein tier gremelich,
einen beren wilden. dô ſprach der degen hinder ſich:

„Ich wil uns hergeſellen kurzwîle wern.
ir ſult den braken lâzen. ich ſihe einen bern:
der ſoll mit uns hinnen zen herbergen varn.
ern fliehe danne vêre, ern kan ſichs nimmer bewarn.“

Der brake wart verlâzen, der bere ſpranc von dan.
dô wolde in errîten Kriemhilde man.
er kom in ein gevelle: done kundez niht weſen.
daz ſtarke tier dô wânde vor den jägeren geneſen.

Do ſpranc von ſîme roſſe der ſtolze rîter guot,
er begunde nâch louſen. daz tier was unbehuot,
es enkund im niht entrinnen: dô vie erz ſâ zehant,
ân alle wunden der helt ez ſchiere gebant.

Krazen noch gebîzen kund ez niht den man.
er band ez zuo dem ſatele: uf ſaz der ſnelle ſân,
er brâcht ez an die viwerſtat durch ſînen hôhen muot,
zeiner kurzwîle, der degen küene unde guot.

Wie rehte hêrlîche er ze herbergen reit!
ſîn gêr was vil michel ſtarc unde breit:
im hie ein zier wâfen nider uf den ſporn:
von rôtem golde der hêrre fuorte ein ſchoene horn.

Von bezzerm pirsgewäte hôrt ich nie geſagen.
einen roc ſwarz phellin ſach man in tragen,
und einen huot von zobele, der rîche was genuoc.
hei waz er borten an ſîme kochâre truoc!

Von eime pantel was dar über gezogen
ein hût durch die ſüeze. ouch fuorte er einen bogen
den man mit antwerke muoſe ziehen dan,
der in ſpannen wolde, ern hetez ſelbe getân.

Von einer ludmes hiute was allez ſîn gewant.
von houbet unz anz ende geſtröut man drûſe vant.
ûz der liehten riuhe vil manic goldes zein
ze beiden ſînen ſîten dem küenen jegermeiſter ſchein.

Ouch fuort er Balmungen, ein ziere wâfen breit.
daz was alſô ſcherphe, daz ez nie vermeit,
ſwâ manz ſluoc ûf helme: ſîn eke wâren guot.
der hêrlîche jegere was vil hôhe gemuot.

Sîd ich iu diu maere gar beſcheiden ſol,
im was ſîn edel kocher guoter ſtrâle vol,
von guldînen tüllen, diu ſahs wol hende breit.
es muoſte balde erſterben ſwaz er dâ mit verſneit.

Dô reit der rîter edele vil weidenlîche dan.
in ſâhen zuo in komende Gunthêres man.
ſi lieſen im enkegne und enphiengen im daz marc.
dô fuorte er bî dem ſatele den bern grôz unde ſtark.

Als er geſtuont von roſſe, dô loſte er im diu bant
von fuoze und ouch von munde. dô erlûte ſâ zehant
vil lûte daz gehünde, ſwaz es den bern ſach.
daz tier ze walde wolde: des heten die liute ungemach.

Der bere von dem ſchalle durch die kuche geriet:
hey waz er kuchenknehte von dem viwer ſchiet!
vil kazzele wart gerüeret, zerfüeret manic brant:
hei waz man guoter ſpîſe in dem aſchen ligen vant!

Dô ſprungen von dem ſedele die hêrren und ir man.
der bere begunde zürnen. der künic hiez dô lân
allez daz gehünde daz an ſeilen lac.
und waer ez wol verendet, ſie heten vroelîchen tac.

Mit bogen und mit ſpiezen (niht langer man daz lie)
dar lieſen dô die ſnellen, dâ der bere gie.
dô waz ſô vil der hunde, daz dâ nieman ſchôz.
von des liutes ſchalle daz gebirge allez erdôz.

Der ber begunde vliehen vor den hunden dan:
im kunde niht gevolgen wan Kriemhilde man.
er erlief in mit dem ſwerte, ze tôde er in dô ſluoc.
hin wider zuo dem viwre man den beren truoc.

Dô sprâchen die daz sâhen, er waer ein krêftic man.
die stolzen jeitgesellen hiez man ze tische gân.
uf einen schoenen anger saz ir dâ genuoc.
hei waz man rîtersptse den stolzen jegern dô truoc!

Die schenken kômen seine, die tragen solden wîn.
ez enkunde baz gedienet nimmer helden sîn:
heten si dar under niht sô valschen muot,
sô waeren wol die recken vor allen schanden behuot.

Dô sprach der hêrre Sîfrit: „wunder mich des hât,
sîd man uns von kuchen gît sô manegen rât,
war umbe uns die schenken dar zuo niht bringen wîn.
man pflege baz der jegere, ich wil niht jeitgeselle sîn.

Ich hete wol verdienet daz man mîn nâme ware."
der künec von dem tische sprach in valsche dare:
„„man sol iu gerne büezen swes wir gebresten hân.
ez ist von Hagnen schulden: der wil uns erdürsten lân.""

Dô sprach von Troneje Hagne: lieber hêrre mîn,
ich wânde daz pirsen hiute solde sîn
dâ zem Spehtsharte: den wîn den sand ich dar.
sîn wir hiut ungetrunken, wie wol ich mêre daz bewar!

Dô sprach der Niederlende: „ir lîp der habe undank.
man sold mir siben soume met und lûtertranc
haben hergefüeret. dô des niht mohte sîn,
dô sold man uns gesidelet haben nâher an den Rîn."

Dô sprach von Tronje Hagne: ir edelen rîter balt,
ich weiz hie vil nâhen einen brunnen kalt
(daz ir niht erzürnet): dâ sul wir hine gân.
der rât wart manegem degne ze grôzen sorgen getân.

Sîfriden den recken twanc des durstes nôt:
den tisch er dester zîter ruken dan gebôt:
er wolde für die berge zuo dem brunnen gân.
dô was der rât mit meine von den recken getân.

Diu tier hiez man ûf wägnen und füeren in daz lant,
eiu dâ hete verhouwen Sîfrides hand.
man jach im grôzer êren, swer ez ie gesach.
Hagne sîne triuwe sêre an Sîfride brach.

Dô si wolden dannen zuo der linden breit,
dô sprach von Troneje Hagne: mir ist des vil geseit
daz niht gevolgen kunde dem Kriemhilde man,
swenner welle gâhen: wold er uns daz sehen lân!

Dô sprach von Niederlande der küene Sîfrit:
„daz muget ir wol versuochen, welt ir mir volgen mit
ze wette zuo dem brunnen. sô daz ist getân,
man jehe dem gewinnes den man siht gewunnen hân."

Nu welle ouch wir verſuochen, ſprach Hagne der degen.
dô ſprach der ſtarke Sîfrit: „ſô wil ich mich legen
für iuwer füeze nider an daz gras.“
dô er daz gehôrte, wie liep daz Gunthêre was!

Dô ſprach der degen küene: „ich wil iu mêre ſagen,
allez mîn gewæte wil ich mit mir tragen,
den gêr zuo dem ſchilde, und mîn pirsgewant.“
den köcher zuo dem ſwerte ſchier er umbe gebant.

Dô zugen ſî diu kleider von dem lîbe dan:
in zwein wîzen hemden ſach man ſî beide ſtân.
ſam zwei wildiu pantel ſî liefen durch den klê:
doch ſach man bî dem brunnen den küenen Sîfriden ê.

Den brîs von allen dingen truoc er vor manegem man.
daz ſwert lôſt er ſchiere, den köcher leit er dan,
den ſtarken gêr er leinde an der linden aſt:
bî des brunnen fluzze ſtuont der hêrlîche gaſt.

Die Sîfrides tugende wâren harte grôz.
den ſchilt er leite nidere, dâ der brunne flôz:
ſwie harte ſô in durſte, der helt doch niht entrank
ê der künec getrunke. des ſeit er im vil böſen danc.

Der brunne was küele lûter unde guot.
Gunthêr ſich dô neigte nider zuo der vluot:
als er hete getrunken, dô rihte er ſich von dan.
alſam het ouch gerne der küene Sîfrit getân.

Da engolt er ſîner zühte. den bogen und daz ſwert,
daz truoc allez Hagne von im danwert,
und ſprane dâ hin widere da er den gêre vant.
er ſâch nach einem bilde an des küenen gewant.

Dô der hêrre Sîfrit ob dem brunnen tranc,
er ſchôz in durch daz criuze, daz von der wunden ſprane
daz bluot von dem herzen vaſte an Hagnen wât.
ſolher miſſewende ein helt nu nimmer begât.

Den gêr im gên dem herzen ſteken er dô lîe.
alſô grimmeclîche ze flühte Hagne nie
gelief in der werlde vor deheinem man.
dô ſich der ſtarke Sîfrit der grôzen wunden verſan,

Der hêrre tobelîchen von dem brunnen ſprane:
im ragete von den herten ein gêrſtange lanc.
der fürſte wânde vinden bogen oder ſwert:
ſô müeſte weſen Hagne nâch ſîme dienſte gewert.

Dô der ſêre wunde des ſwertes niht envant,
done het et er niht mêre wan des ſchildes rant:
er zuct in von dem brunnen, dô lief er Hagnen an:
donn kund im niht entrinnen des künic Gunthêres man.

Swie wunt er was zem tôde, sô krefteclich er stuoc,
daz ûzer dem schilde draete genuoc
des edelen gesteines: der schilt vil gar zerbrast.
sich hete gerne errochen der vil hêrliche gast.

Dô was gestrûchet Hagne vor sîner hant zetal.
von des slages kreste der wert vil lûte erhal.
het er sîn swert enhende, sô waer ez Hagnen tôt.
sêre zurnde der wunde: des twanc in ehaftiu nôt.

Erblichen was sîn varwe: ern mohte niht gestên.
sînes lîbes sterke muoste gar zergên,
wand er des tôdes zeichen in liehter varwe truoc.
sît wart er beweinet von schonen vrouwen genuoc.

Dô viel in die bluomen der Kriemhilde man:
daz bluot von sîner wunden sach man vaste gân.
dô begunder schelden (des twanc in grôziu nôt)
die ûf in gerâten heten ungetriwe den tôt.

Dâ sprach der verchwunde: „jâ ir boesen zagen,
was helfent mîniu dieneſt, sît ir mich habet erslagen?
ich was iu ie getriuwe; des ich enkolten hân.
ir habet an iwren friunden leider übele getân.

Die sint dâ von beschulden, swaz ir wirt geborn
her nâch disen zîten. ir habet iwern zorn
gerochen al ze sêre an dem lîbe mîn.
mit laster sult gescheiden ir von guoten reken sîn."

Die rîter alle liefen dâ er erslagen lac.
ez was ir genuogen ein vröudelôser tac.
die iht triwe hêten, von den wart er gekleit:
daz hete ouch wol verdienet umbe alle liute der helt gemeit.

Der künec von Burgonden klagte ouch sînen tôt.
dô sprach der verchwunde: „daz ist âne nôt,
daz der nâch scaden weinet, der in dâ hât getân.
der dienet michel schelden: ez waere bezzer verlân."

Dô sprach der grimme Hagne: jan weiz ich waz ir kleit.
ez hât nu allez ende an uns, sorge unde leit:
wir vinden ir nu wênic die getürren uns bestân.
wil mich daz ich des heldes hân ze râte getân.

„Ir muget iuch lîhte rüemen," sprach hêr Sîfrit.
„hat ich an iu erkunnet den mortlîchen sît,
ich hete wol behalten vor iu mînen lîp.
mich riwet niht sô sêre sô vrou Kriemhilt mîn wîp.

Nu müeze got erbarmen daz ich ie gewan den suon
dem man itewîzen sol daz her nâch tuon
daz sîne mâge ieman mortlich hânt erslagen.
möhte ichz verenden, daz solt ich billichen klagen."

Dô sprach jämerlîche der verchwunde man:
„welt ir, künic edele, triwen iht begân
in der werlde an iemen, sô lât iu bevolhen sîn
ûf iuwer genâde die lieben triutinne mîn.

Lât sî des geniezen daz sî iwer swester sî;
durch aller fürsten tugende wont ir mit triwen bî.
wan mir wartent lange mîn vater und mîne man.
ez enwart nie leider an liebem vriunde getân."

Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz.
dô rang er mit dem tôde: unlange tet er daz,
wan des tôdes zeichen ie ze sêre sneit.
sam muost ersterben ouch der recke küene unde gemeit.

Dô die hêrren sâhen daz der helt was tôt,
sî leiten in ûf einen schilt (der was von golde rôt),
und wurden des ze râte, wie daz solde ergân
daz man ez verhaele daz ez Hagne hete getân.

Dô sprachen ir genuoge: „uns ist übel geschehen.
ir sult ez heln alle, und sult gelîche jehen,
da er jagen rite alleine, Kriemhilde man,
in slüegen schâchaere, dâ er füere durch den tan."

Dô sprach von Troneje Hagne: ich bring in in daz lant.
mir ist vil unmaere, wirt ez ir bekant,
diu sô hât betrüebet den Brünhilde muot.
ez ahtet mich vil ringe, swaz sî nu weinen getuot.

Dô biten sî der nahte und fuoren über Rîn.
von helden kunde nimmer wirs gesaget sîn.
ein tier daz sî dâ sluogen, daz weinden edeliu wîp.
jâ muosten sîn enkelten vil guoter wigande lîp.

Aus der Nibelunge Not. Ausgabe von Lachmann. Berlin 1841.

---

112. Der Taucher.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaus hängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
Ist Keiner, der sich hinunter waget?

Doch Alles noch stumm bleibt, wie zuvor,
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor.
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als gieng's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schooß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken!

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem Andern rief:
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab', aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar:
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar.
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang' lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstrom's wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod,
Und da hieng auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunterfah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hieng ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit;
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir die Kunde,
Was du sahst auf des Meer's tief unterstem Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
Laß, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

---

113. Der letzte Hohenstaufe.

Konradins Heer war, bei Tagliakozzo vorbei, auf der valerischen, in dieser ebenen Gegend noch nicht ganz verderbten Straße bis Skurkola oder bis zu derjenigen Stelle gezogen, wo die Schlacht vorfiel, welche man entweder nach der Stadt, woher Konradin kam, Schlacht bei Tagliakozzo, oder nach der Stadt, woher Karl angriff, Schlacht bei Alba nennen kann, aber eigentlich nach dem Orte, welcher der Kampfstätte am nächsten lag, Schlacht bei Skurkola nennen sollte.

Konradin theilte sein Heer in zwei Haupttheile: der erste bestand aus Spaniern, geführt von Heinrich dem Kastilianer, aus Lombarden, geführt vom Grafen Galvan Lancia, und aus Tusciern, geführt von dem pisanischen Grafen Gerhard Donoratiko; den zweiten Haupttheil bildeten die Deutschen, an deren Spitze sich Konradin und Friedrich, von Oesterreich selbst stellten.

Als man König Karl weckte, erschrack er gar sehr über die unläugbare Mehrzahl seiner Feinde und wandte sich Rath suchend

an Erard von Valery, einen so klugen, als tapfern Ritter, welcher gerade in diesen Tagen mit mehreren Begleitern aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war. — „Wenn du siegen willst", sprach dieser, „so mußt du mehr Kunst und List anwenden, als Gewalt." Ihm überließ hierauf der König die Anordnung des Heeres, und er theilte es in drei Schaaren. Die erste, unter Jakob Gaucelme und Wilhelm l'Etendart, bestand aus Provenzalen, Lombarden und einigen Römern; die zweite, unter dem Marschalle Heinrich von Cousance, aus Franzosen; die dritte bildeten achthundert, vom Könige und von Valery auserwählte und befehligte Ritter. Jene erste Schaar Provenzalen sollte mehr in der Ebene, gegen den Salto hin, wirken; die zweite, wenigstens anfangs, die Abhänge des Lagerhügels decken, und dann Beistand leisten, wo er am nöthigsten erscheine; von der letzten Schaar endlich die Entscheidung kommen. Zu dem Zwecke stellte sie Valery heimlich in dem Engthale am Fuße des Berges Felice auf, so daß man sie, der Senkung des Bodens und der vielen Bäume bei Kapella halber, weder in dem konradinisch gesinnten Alba, noch in Skurkola sehen konnte. Um aber in der Schlacht nicht vermißt zu werden, vielleicht auch um sich persönlich zu sichern, erlaubte oder befahl König Karl: daß der Marschall Heinrich von Cousance, welcher ihm an Gestalt und Haltung ähnlich war, die königlichen Waffen und Abzeichen anlege.

Hierauf eilte die erste Schaar der Provenzalen in die Ebene hinab und hoffte, den Uebergang ihrer Feinde über den Salto zu verhindern oder die etwa Herübergekommenen vereinzelt zu besiegen: aber Beides mißlang nicht allein, sondern sie sahen sich auch von den Spaniern und Lombarden, welche durch mehrere aufgefundene Fuhrten des Salto vordrangen und ihnen an Zahl und Tapferkeit überlegen waren, so gewaltig angegriffen, daß sie sich in der größten Unordnung auf die Flucht begaben und vom Prinzen Heinrich rastlos auf dem Wege gen Aquila verfolgt wurden. — In dem Augenblicke, wo das Gefecht diese übele Wendung nahm, rückte die zweite französische Schaar, unter Heinrich von Cousance, zur Hülfe vorwärts, ward aber sogleich von Konradin und den Deutschen dergestalt empfangen, daß sie nach kurzem Widerstande und nach dem Tode ihres Führers, in nicht geringerer Verwirrung, als die Schaar der Provenzalen, entfloh.

König Karl, welcher schon bei jenem ersten Unfalle aus seinem Hinterhalte hervorbrechen wollte, gerieth bei diesem doppelten Unglücke so außer sich, daß er vor Schmerz und Zorn weinte und es thöricht und schändlich zugleich nannte, auch nur einen Augenblick länger der Vernichtung seines Heeres unthätig zuzusehen. Aber Valery hielt ihn fast mit Gewalt zurück und sprach: „Was willst du mit dieser geringen Schaar ausrichten gegen die Ueberzahl tapferer und durch ihren Sieg doppelt ermuthigter Deutschen? Bleib,

bis sie sich, keinen Feind mehr erwartend, nach ihrer Weise der Ruhe und dem Plündern ergeben; dann wollen wir sie überfallen und vernichten." Ungern ließ sich der König beruhigen: denn in der That, wenn die Deutschen irgend eine Ahnung oder Nachricht von jenem Hinterhalte hatten oder erhielten, wenn sie auch nur eine kurze Zeit wachsam und geordnet blieben, so wurde der, Alles auf die Spitze eines bloßen Glückfalles hinauftreibende Rath Valerys die nothwendige Ursache eines unausweichbar vollständigen Untergangs. Leider, aber gewann er sein kühnes Spiel: denn Konradin und die Seinen lebten der festen Ueberzeugung, nicht allein alle Feinde seien besiegt, sondern auch in dem Marschall von Cousance der König getödtet. Sie überließen sich rücksichtslos ihrer Freude, sammelten und vertheilten die Beute, entwaffneten sich zur Erhohlung von den schweren Anstrengungen dieses langen und heißen Sommertages, oder badeten auch wohl zur Erquickung in den kühlen Fluten des Salto.

„Jetzo ist es Zeit!" sprach Erard von Valery; und mit solcher Schnelligkeit und Kühnheit brachen hierauf die französischen Reuter aus ihrem Hinterhalte hervor, daß die Deutschen (welche obenein die Nahenden anfangs für Freunde hielten, die vom Verfolgen zurückkehrten) keine Zeit hatten, sich zu waffnen oder zu ordnen, oder auch nur die Brücke über den Salto zu decken. Vielmehr drangen die Franzosen bis in das Lager von Skurkola vor und sprengten Alle nach allen Seiten so auseinander, daß jede Bemühung Konradins oder anderer Häupter, sich irgendwo zu sammeln und zu setzen, vergeblich blieb.

Nunmehr wollten auch die Franzosen verfolgen und plündern; aber vorsichtiger, als die Anführer der Deutschen, hielt sie Valery an der Stelle beisammen, wo jene gestanden hatten: denn er ahnete, daß noch nicht alle Gefahr vorüber sei. Heinrich von Kastilien nämlich, welcher die Provenzalen nur zu weit verfolgt und, sich dann seitwärts wendend, selbst das französische Lager eingenommen hatte, hegte, als er von den Anhöhen bei Antrosciano gen Skurkola hinabsah, nicht den mindesten Zweifel, daß alle Feinde zerstreut wären und Konradin siegreich in seinem Lager stehe. In diesem Sinne sprach er freudig und beredt zu seinen Begleitern; dann rückten Alle vorwärts, um sich mit ihren Siegesgefährten zu vereinigen. Indem sie aber der alten Lagerstätte bei Skurkola näher kamen, erschien Einzelnes, was sie bemerkten, erst unerklärbar, dann bedenklich, bis man zu der schrecklichen Gewißheit dessen kam, was mittlerweile geschehen war! Doch verlor Heinrich, als ein ächter Kriegsmann, die Gegenwart des Geistes nicht, sondern sprach: „Hat sich das Glück nach so günstigem Anfange von uns abgewandt, so kann es sich, wenn wir tapfer fechten, auch wohl wieder zu uns wenden." — In geschlossenen wohlgeordneten Reihen zog er den Franzosen entgegen, welche der Zahl nach geringer, ermüdet

und minder gut gerüstet waren. Sie zögerten deshalb mit dem wenig Glück versprechenden Angriff, als wiederum ein Vorschlag Valerys aus der Noth half. „Alles kommt darauf an," so sprach er, „daß wir die festen, gefährlichen Ordnungen unserer Gegner auflösen." Zu dem Zwecke begab er sich nach leichtem Angriffe mit dreißig bis vierzig Reitern scheinbar auf die Flucht, es folgten immer mehrere und mehrere, so daß die Spanier, des Sieges gewiß, ihre Reihen öffneten und den Fliehenden nachsetzten. In diesem sehnlichst erwarteten Augenblicke wandte sich Valery, und gleichzeitig griff Karl mit den Uebrigen an. Allerdings überraschte und verwirrte dieß die Spanier: indeß einigten sie sich dennoch von Neuem und widerstanden um so glücklicher, als man sie, wegen ihrer starken Rüstungen, mit dem Schwerte gar nicht verwunden konnte. Um deswillen ward befohlen, jene, wie bei Turnieren, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben; welche, obgleich unerwartete, Kampfweise das Gefecht wohl noch lange unentschieden gelassen hätte, wenn nicht die Zahl der sich wiederum sammelnden Franzosen von Augenblick zu Augenblick stärker geworden wäre. Da mußte endlich auch Heinrich von Kastilien fliehen; nach so mannigfachem, täuschendem Wechsel war die Schlacht wirklich ganz für die Franzosen gewonnen. Sie fällt auf den in der Geschichte durch so viele furchtbare Ereignisse bezeichneten Tag des heiligen Bartholomäus (den 23. August).

Noch an demselben Abend erstattete König Karl dem Papste einen Siegsbericht und äußerte am Schlusse: „die Schlacht sei weit härter und blutiger gewesen, als bei Benevent. Ob und wohin Conradin, Friedrich von Oesterreich und Heinrich von Kastilien geflüchtet, wisse man noch nicht; doch hätten Einige des Letzten Pferd unter den erbeuteten erkannt."

Heinrich war nach Montekassino entkommen und erzählte kühn, daß die Franzosen besiegt seien; allein aus der ganzen Haltung und Umgebung schloß der Abt sehr leicht auf die Unwahrheit dieser Aussage, nahm den Prinzen gefangen und überlieferte ihn auf Befehl des Pabstes an König Karl; jedoch nicht eher, als bis dieser versprach, daß er — seinen Verwandten nicht tödten wolle!

Konradin, Friedrich von Oesterreich, Graf Gerhard von Pisa, Graf Galvan Lancia, dessen Söhne und mehrere Edle flohen nach Rom und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Theilnahme, hier thätige Hülfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfing, obgleich Einzelne, deren Schicksal an das ihrige fest geknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten; so zeigte doch die immerdar wankelmüthige Menge hier so viel Gleichgültigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Aergste erwarten mußte, sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen oder gar König Karl der Stadt nähern würde.

Deshalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sicilien zu erreichen und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuen. —

Schon waren Alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Astura's vom Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache und bemerkten Kostbarkeiten u. s. w. die nahe liegende Folgerung zog, daß die Eingeschifften angesehene, von Skurkola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein müßten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?" zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!" — so faßten sie neues Zutrauen: denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt, wie diese.

Von ihm und seiner Mutter Konstanze erhielt Otto Frangipani, Johanns Großoheim, und Emanuel, sein Großvater, die ansehnlichsten Besitzungen im Neapolitanischen, welche auch während der Streitigkeiten mit den Päbsten nicht eingezogen wurden. Dem Vater Johanns und einem Vetter desselben kaufte der Kaiser ihre Güter ab, und gab sie dann unentgeltlich als Lehn zurück; er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und bauten von seinem Gelde ihre Häuser und Thürme wieder auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten, wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältniß begründet wurde. — Dieser trostreichen Betrachtung stand anderseits freilich auch Bedenkliches entgegen: Johanns Großmutter gehörte zur Familie Papst Innocenz des dritten; nach Kaiser Friedrichs Tode hatte die Familie Innocenz dem Vierten gehuldigt, und ein Frangipani (dessen mochte sich Friedrich von Oesterreich ängstlich erinnern) sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitbaren, meuchelmörderisch umgebracht haben.

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegengründe neigen mochte: es gab keine Wahl, man mußte der Gewalt nachgeben. — Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig) zu erkennen, und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrichs Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf; wofür ihm Belohnungen zu Theil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen oder wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechteren unter seinen Vorfahren, welche ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vortheile willen, sich bald

GERMAN SERIES LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päbste gestellt hatten. Anstatt mit raschem Edelmuthe den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen: daß Konradin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe; König Karl dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas Bedeutendes abgepreßt werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch — wie so viele Gemüther, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleich kommt — mit dem irrigen Wahne: es sei noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu fassen. — Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet, Robert von Lavena, Karls Flottenführer, umlagerte herzueilend das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte, durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Messina verlorene Gunst des Königs wieder zu erwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hierher gesandten Reiterschaar an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konradins und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräther irgend beschütze.

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte; er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab und übergab die Gefangenen, ohne sichernde Bedingung, für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrichs durch Kampanien hindurch in die Hauptstadt seines Reichs geführt. Ihm solle kein Leids geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reichs.

Nicht bloß diejenigen, welche öffentlich für Konradin aufgestanden waren oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern Jeder, der nur irgend einen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt, oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht bloß Vornehme und Anführer um deßwillen in Anspruch, sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter gieng hinab bis auf Bürgern und Bauern, bis zu einem heillosen Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigenthums. Und fast mußte man diejenigen glücklich nennen, welche nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person büßten. So ließ Karl mehren Römern, die ihm früher gefolgt waren, jetzt aber in Konradins Heere gefochten hatten, die Füße abhauen und sie dann (die Folge der Kundwerdung solcher Grausamkeit fürchtend) in ein Gebäude zusammenbringen, und dieses anzünden! — —

Der Pabst, welcher sich über die Niederlage Konradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue

Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige, als dringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finsteren Frevelmuthe und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, Andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzo, müsse über das Schicksal der Gefangnen von Astura entschieden werden; deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reichs nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangnen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschracken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offnen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangne schonend zu behandeln, gebietet göttliches, wie menschliches Recht.“ Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend — hiergegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten — worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dieß anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter bis auf Einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und, frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigner Macht das Todesurtheil über alle Gefangnen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiele erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen, als friedlichen Meeres bringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuvs, und rechts begränzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen, als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dieß sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner, als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier

aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher sein und seiner Völker Recht vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhiengen?" Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht blos versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorüber gehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzt kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfieng er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfiengen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größeren Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen und dann erst er selbst getödtet werde. — Nach diesem mordete man noch Mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählig auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauster Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch Manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es zum Beispiel, schoß nach Konra-

dins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhub sich dann auf's Neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem Andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar Andere jedoch wiederum berichten, daß die Karmeliter aus Mitleid oder für Lohn, den Leichnam Konradins nach Deutschland gebracht hätten u. s. w.

So viel ist gewiß, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle, — mögen sie nun später von reuigen Königen oder theilnehmenden Bürgern oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein — Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigeu Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

Friedrich v. Raumer.

---

114. An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Bist du mir nun zurück!
Dein liebes Angesicht verschwand
Mir wie mein Jugendglück.

Ich steh' allein und denk' an dich,
Ich schau' ins Meer hinaus,
Und meine Träume mengen sich
In's nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Fluth,
Ergreift mich Freude schier:
Da wird so heimlich mir zu Muth,
Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde geh'n
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken still verweh'n
Den süßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
Braust mir dein Felsenbach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Heerden Glockenschall
Zu mir herüberzieht
Und leise der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
Wehmüthig rauscht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: Gedenke mein! —

Als ich am fremden Gränzefluß
Still stand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfieng den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsscheu
In seine Rinde lief,
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu'
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein so sehnsuchtsschwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ströme dir in's dunkle Meer
Den warmen Thränensold.

Lenau.

---

115. Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Heerd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Heerdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Nekarthal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage,
Wird es euch vor der Seele steh'n.

Der Bootsmann winkt! — zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Freiligrath.

---

116. Distichon.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

Goethe.

---

117. Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
Dieß Alles ist mir unterthänig,
Begann er zu Aegyptens König,
Gestehe, daß ich glücklich bin.

„Du haſt der Götter Gunſt erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch Einer lebt noch, ſie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich ſprechen,
Solang' des Feindes Auge wacht."

Und, eh' der König noch geendet,
Da ſtellt ſich, von Milet geſendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar.
„„Laß, Herr! des Opfers Düfte ſteigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein göttlich Haar!""

„„Getroffen ſank dein Feind vom Speere;
Mich ſendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor."" —
Und nimmt aus einem ſchwarzen Becken,
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
Verſetzt er mit beſorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann ſie der Sturm zerſchellen! —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und, eh' er noch das Wort geſprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend ſchallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen
Kehrt zu den heimiſchen Geſtaden
Der Schiffe maſtenreicher Wald.

Der königliche Gaſt erſtaunet:
„Dein Glück iſt heute gut gelaunt,
Doch fürchte ſeinen Unbeſtand.
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe ſind ſie dieſem Strand."

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da ſieht man's von den Schiffen wallen,
Und tauſend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnoth ſind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerſtreuet,
Vorbei, geendet iſt der Krieg!

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil:
Mir grauet vor der Götter Neide:
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil."

„Auch mir ist Alles wohl gerathen:
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

„Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleih'n.
Noch Keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.

„Und, wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren,
Und rufe selbst das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

Und Jener spricht, von Furcht beweget,
Von Allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen,
Und wirst das Kleinod in die Fluth.

Und bei des nächsten Morgens Lichte —
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin.
Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch in's Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring ich ihn.

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Gränzen ist dein Glück!"

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich ferner hier nicht hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Schiller.

Aus Göthe's italienischer Reise.

118. Der Vesuv.

Neapel, den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit, begleitete Tischbein mich heute auf den Vesuv. Ihm, dem bildenden Künstler, der sich nur immer mit den schönsten Menschen- und Thierformen beschäftigt, ja das Ungeformte, selbst Felsen und Landschaften durch Sinn und Geschmack vermenschlicht, ihm wird eine solche furchtbare, ungestalte Aufhäufung, die sich immer wieder selbst verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abscheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwei Caleſſen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: Platz! Platz! damit Esel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegen rollende Caleſſen, lastschleppende oder freiwandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von diesem, aschgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgesimse und was nur irgend eine Fläche hat, gleichfalls übergraut, so daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfiengen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe, auf seinen eigenen Füßen, desto leichter empor hilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreis'ten nunmehr den immer qualmenden,

Stein und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hüpften mit dumpfem Getön an die Kegelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein, und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses Alles geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten.

Zwischen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug, schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieses Ungethüm, nicht zufrieden häßlich zu sein, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen, den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlagte hierüber mit den Führern, unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute sich das Wagestück mit mir zu bestehen; unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidenen Tüchern, wir stellten uns bereit, die Stübe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Gerölle hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend, noch erfreulich, aber eben deßwegen, weil man nichts sah, verweilte man, um etwas heraus zu sehen. Das ruhige Zählen ward versäumt, wir standen auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei, wir duckten uns unwillkührlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir überhaupt eine Pause vor uns hatten, froh die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch

rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein aufs freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen, neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick: denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeit lang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber, von den Gluthströmen noch fortbewegt, über einander geschoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die über einander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche angeschlagen, auf dem frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sahen. Die Führer behaupteten, es seien alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

---

119. Ein Garten Palermo's.

Palermo, Sonnabend den 7. April 1787.

In dem öffentlichen Garten, unmittelbar an der Rhede, brachte ich im Stillen die vergnügtesten Stunden zu. Es ist der wunderbarste Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, scheint er uns doch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, versetzt er in's Alterthum. Grüne Beeteinfassungen umschließen fremde Gewächse, Citronenspaliere wölben sich zum niedlichen Laubengange, hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend rothen nelkenhaften Blüthen, locken das Auge. Ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmeren Gegenden, verbreiten seltsame Zweige. Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachsthum übersehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemoos'te Röhren verbergen, bald wieder schaarenweis, durch einen Bissen Brot gelockt, sich versammeln. An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher, bald blaulicher, als bei uns. Was aber dem Ganzen die wundersamste Anmuth verlieh, war ein starker Duft, der sich über Alles gleichförmig verbreitete, mit so merklicher Wirkung, daß die Gegenstände, auch nur einige Schritte hintereinander entfernt, sich entschiedener hellblau von einander absetzten, so daß ihre eigenthümliche Farbe zuletzt verloren gieng oder wenigstens sehr überbläut sie sich dem Auge darstellten.

Welche wundersame Ansicht ein solcher Duft entfernteren Gegenständen, Schiffen, Vorgebirgen ertheilt, ist für ein malerisches

Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, ja zu messen sind; deßwegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchst reizend ward. Man sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasiren auseinander gestuft hätte.

Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben; die schwärzlichen Wolken am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dunstenden Meeres, das Alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne, so wie in's Gedächtniß. Ich eilte sogleich einen Homer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen und eine Uebersetzung aus dem Stegreif Kniepen vorzutragen, der wohl verdiente, bei einem guten Glase Wein von seinen strengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen.

Göthe.

120. Die Stille.

Es weiß und räth es doch Keiner,
Wie mir so wohl ist, so wohl:
Ach, wüßt' es nur Einer, nur Einer!
Kein Mensch es sonst wissen soll.

So still ist's nicht draußen im Schnee,
So stumm und verschwiegen sind
Die Sterne nicht in der Höh',
Als meine Gedanken sind.

Ich wünschte, es wäre schon Morgen.
Da fliegen zwei Lerchen auf,
Die überfliegen einander,
Mein Herze folgt ihrem Lauf.

Ich wünschte, ich wäre ein Vöglein
Und zöge über das Meer,
Wohl über das Meer und weiter,
Bis daß ich im Himmel wär'.

Joseph v. Eichendorff.

121. Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.
„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof, —
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."
Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blüh'n, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.
Und die Freiheit war ein Stolz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleien
Ward er müssig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.
Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: Wo ist mein Sohn? — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
Wann und wie? — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber."
Dieses Jünglings Seele, sprach Johannes,
Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er? —
„Auf dem Berge dort!"
— Ich muß ihn sehen!
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen: eben dieses wollt' er.
Führet, sprach er, mich zu eurem Führer.
Vor ihn trat er! Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.
Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neu geschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.
Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

* * *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig fest hielt?
Und es wieder fand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct-Johannes-Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Herder.

---

122. Die Schlacht bei Sempach.

Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Luzern, oben an einem zwei Stunden langen, hellgrünen See. Die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfelder, und über diesen stand ein Wald; das Land erhebt sich beträchtlich. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind Montags an dem neunten des Heumondes, eine zahlreiche, wohlberittene, schön gerüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihrem Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihrem Schultheiß, und jedes Landes Herren zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamem, Anzug. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters in dem sieben und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachtem Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Aernte Zeit; sein Volk mähte Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der oberen Gegend sah, vergaß er (wenn er sonst es wußte), daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut Berg an, als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines

Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen, aber niemals eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammentrete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche, mörderische Fronte: fast wie König Albrecht, sein Großvater, in der Schlacht am Hasenbühel gegen die baierische Reiterei mit Erfolg versuchte. Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johann von Ochsenstein, Domprobst zu Straßburg, sein Landvogt zu Elsaß und Sundgau, den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeschäften geschickt, und groß in der Herzoge Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was besser der geringeren Zahl zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich, Leopold selbst war durch seine Tugenden vielmehr der hohen Ritterschaft Zier, als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johann Ulrich von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trotzigen Adel warnte: „Hoffart sei zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Herrn Hanns von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinauf ziehe," hielten sie seine alte Klugheit für unedel.

So, als einige dem Herzog selbst Vorstellungen machten, wie Schlachtfelder das Vaterland unvorhergesehener Zufälle seien; wie dem Fürsten zukomme, für Alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes, als einiger Glieder sein würde, sprach er anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „soll denn Leopold von Weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder umkommen."

Die Eigenossen standen an der Höhe vom Wald bedeckt: solang die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sichrer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den

Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zu ewigem Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld hinab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen, in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstätten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landammann eines jeden Thals; Einige trugen die Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, Einige hatten statt Schilde ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrne Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Kniee und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren banden die Helme auf. Der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei, welches Alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer und von den hervorragenden Spießen wie einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen.

Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraffel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgehen gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt Banner von Luzern lang unterdrückt, weil Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den Hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im Uebrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut oder Ueberraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter, er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „ich will euch eine Gasse machen," sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „sorget für mein Weib und für meine Kinder; treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts," war an dem Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fallen sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin. Da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen: wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Friedrich, der Bastard von Brandis, ein handfester, hochtrotziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhardt, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich, die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, durch schnelle Flucht ihr Leben zu retten. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Eschelon das Haupthanner von Oesterreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwang das Banner hochempor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „retta Oestreich, retta." Da drang der Herzog Leopold herbei und empfieng das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber Viele umringten den Fürsten und lagen ihm für sein Leben an. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben," verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen; suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedränge der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte), sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser Bemühung, da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürst von Oestreich." Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte es nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht hebe Alles auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Martin Malterer, der

das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten, vergeblich; da wandte sich auf einmal die Macht von Oesterreich grauensvoll auf die Flucht; also schrieen alle Edlen: „die Hengste daher, die Hengste daher;" da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig ihren Herrn zu rächen und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Indeß verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen: der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger, als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg;" unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben, fiel mit ihm Johann von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete. Nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß Niclas Thut, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten; damit sich keine feindliche Gemeine dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend; von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „der Stadt Banner von Zofingen so zu hüten, wie der Schultheiß Niclaus Thut." Sechshundert sechs und fünfzig war die Zahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre untergieng und im Lande gesprochen wurde, „Gott sei zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel." Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oestreicher der Begierde des Lebens, die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Struthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist

wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwissende Feindesverachtung und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden sein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie seien, mögen übermeistert werden durch hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum nach dem Urtheil der vortrefflichsten Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden sein. —

Johannes v. Müller.

---

123. An das Meer.

Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Sei mir im frühen Strahl gegrüßt,
Der zitternd deine Lippen küßt!

Wohl mir, daß ich, mit dir vertraut,
Viel tausendmal dich angeschaut!
Es kehrte jedesmal mein Blick
Mit innigem Gefühl zurück.

Ich lausche dir mit trunknem Ohr;
Es steigt mein Geist mit dir empor —
Und senket sich mit dir hinab
In der Natur geheimes Grab.

Wenn sich zu dir die Sonne neigt,
Erröthend in dein Lager steigt,
Dann tönet deiner Wogen Klang
Der müden Erde Wiegensang.

Es lauschet dir der Abendstern,
Und winket freundlich dir von fern;
Dir lächelt Luna, wann ihr Licht
Sich millionenfältig bricht.

Oft eil' ich aus der Haine Ruh'
Mit Wonne deinen Wogen zu,
Und senke mich hinab in dich,
Und kühle, labe, stärke mich.

Der Geist des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn säugt,
Auf deiner Wogen blauem Schooß
Wiegt seine Phantasie sich groß.

Der blinde Sänger stand am Meer;
Die Wogen rauschten um ihn her,
Und Riesenthaten goldner Zeit
Umrauschten ihn im Feierkleid.

Es kam zu ihm auf Schwanenschwung
Melodisch die Begeisterung,
Und Ilias und Odyssee
Entstiegen mit Gesang der See.

Hätt' er geseh'n, wär' um ihn her
Verschwunden Himmel, Erd' und Meer;
Sie sangen vor des Blinden Blick
Den Himmel, Erd' und Meer zurück.

Friedrich Leopold von Stolberg.

---

124. Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum platten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.
Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,

Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler,
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Göthe.

---

125. Der himmlische Garten.

Maximina, die an ihres Vaters
Herzen hing — denn nach der Mutter Tode
Hatt' er sie, sein einziges Kind, erzogen
Und der Mutter Bild in ihr geliebet
— Maximina hing auch nach des Vaters
Tod an seinem Herzen, und verlassen,
Wie ein Lamm in öder, wilder Wüste,
Sehnte sie sich oft zu ihm hinüber.
„Ach, daß ich ihn einmal schauen könnte,
Droben dort in seinem Paradiese!"
Und ein süßer Schlaf umfing sie freundlich,
Und sie sah im holden Traumgesichte
Einen Garten voll der schönsten Blumen,
Die auf Erden sie noch nie gesehen.
Goldne Früchte glänzten auf den Bäumen,
Deren Zweige klingend sich bewegten.
Freundlich kam der Vater ihr entgegen:
„Sieh, o Kind, wie angenehm ich wohne;"
Nahm sie bei der Hand und zeigt' ihr tausend
Schöne Blumen. — Laß mich, sprach sie träumend,
Diese junge Rosenknospe brechen.
— „Brich sie, wenn du kannst!" — Die Knospe wich ihr.
„Sieh, o Tochter, eben das war deine
Lebensblum'. Unausgeblühet, kannst du,
Darfst du sie nicht brechen; unter Dornen

Blühet sie, doch voll und schön und einsam."
O, so zeige mir dann, guter Vater,
Dein' und meiner Mutter Lebensblume.
„Siehe, hier auf Einem Stengel beide,
Eine längst, die andre kaum verblühet."
Wundernd, sah sie jetzt die vielen Blumen,
Rosen, Lilien und Hyacinthen,
Knospend, blühend und verwelkend. „Tochter",
Sprach die himmlische Gestalt und wurde
Leuchtender, „du stehest hier den weiten
Lebensgarten auserwählter Menschen.
Engel wachen über Bäum' und Früchte;
Deiner Knospe Hüter sind wir beide,
Ich und deine Mutter." — Ach, wo ist sie? —
Glänzend ging die schönste der Gestalten
Ihr vorüber, und das Kind erwachte.
Paradies und Vater war verschwunden.
Aber immer tief im Herzen blieb ihr
Dieser Traum. Auch sehnlich wünschend, wollt' sie
Diese Lebensknospe eh' nicht brechen,
Ehe ihres unsichtbaren Wächters
Linde, leise Vaterhand geböte.

Herder.

---

126. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit, als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter von Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen hiengen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war!

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gieb mir meine Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich", sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an...

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! — Ach ich könnte glücklich sein, ihr theuern Aeltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!"

— — Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling: nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurück begeben konnte, die in's reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komme wieder, schöne Jugend; — so würde sie nicht wiederkommen! —

Jean Paul.

127. Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand!
Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei!
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr
Und wird mit den Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! Die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Lose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus;
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich steh'n.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n;
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O, zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit —
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Seh'n wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,

Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht;
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben;
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,

Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick,
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher vom Segen gebogen
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.
Wohl, nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch;
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!'
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild' der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!

Roth wie Blut
Iſt der Himmel,
Das iſt nicht des Tages Glut!
Welch' Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd ſteigt die Feuerſäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächſt es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfoſten ſtürzen, Fenſter klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern, unter Trümmern:
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell iſt die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Waſſerwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brauſend ſucht;
Praſſelnd in die dürre Frucht
Fällt ſie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und, als wollte ſie im Wehen
Mit ſich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächſt ſie in des Himmels Höhen
Rieſengroß.
Hoffnungslos
Weicht der Menſch der Götterſtärke,
Müßig ſieht er ſeine Werke
Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt iſt die Stätte
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe:

Was Feuerswuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und, sieh'! ihm fehlt kein theures Haupt.
In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt:
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.
Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schöner'm Los.
Von dem Dome
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar:
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.
Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruh'n.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun.

Winkt der Sterne Licht;
Ledig aller Pflicht,
Hört der Burſch' die Vesper ſchlagen;
Meiſter muß ſich immer plagen.
Munter fördert ſeine Schritte
Fern im wilden Forſt der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgeſtirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden ſtiller;
Um des Licht's geſell'ge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor ſchließt ſich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den ſicher'n Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
Die den Böſen gräßlich wecket:
Denn das Auge des Geſetzes wacht.
Heil'ge Ordnung, ſegensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten
Und das theuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.
Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich in muntrem Bund,
Und im feurigen Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freiheit heil'gem Schutz,

Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
Holder Friede,
Süße Eintracht
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!
Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücke gehen.
Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch, wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborst'ne Haus,
Und, wie aus offnem Höllenrachen,
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.
Weh', wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr'.
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz:
Noch zuckend mit des Panthers Zähnen
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt' und Länder ein.
Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern,
Aus der Hülſe, blank und eben,
Schält ſich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.
Herein, herein,
Geſellen alle! ſchließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen,
Concordia ſoll ihr Name ſein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammle ſich die liebende Gemeine.
Und dieß ſei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meiſter ſie erſchuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll ſie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, ſchweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme ſein von oben,
Wie der Geſtirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernſten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,

Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.
Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Schiller.

---

128. Bertran de Born.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

„„Wie du sagst, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg' und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er sich noch aufgerafft.""

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten,
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Uhland.

129. Die Schlacht bei Lützen und Gustav Adolphs Tod.

Gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub, als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl, als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hintergieng, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder, wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüberstand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und blos mit einem ledernen Koller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigner ahnungsvoller Busen verläugnet. Gott mit uns! war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: Jesus Maria! Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapferen Bataillons mit unerschrockenem Muth ihren Angriff fort; die feindlichen Musketiere verlassen ihre Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerieregimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden auf's Neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind giebt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden gegen die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzuge verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschloßen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblicke hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurück weiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbock'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Weges demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorüber-

sprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen daher gesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: Der König blutet — der König ist erschossen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. Es ist Nichts — folgt mir! ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend, aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben.

Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der Schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze Schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapferen Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keinen Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte.

Mit Löwengrimm werfen sich die Upländischen, Smaländischen, Finnischen, Ost- und Westgothischen Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich giebt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führt von Neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Kniphausens Anführung auf's Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt und zum

zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit der gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der Schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Bomben und Granaten in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die Schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfeld mit Küraſſieren und Dragonern, alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war es, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Krieges verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darin verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie auf's Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die Schwedischen Schaaren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen auf's Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen Schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuthes gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthend-

sten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiednen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff, sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß: den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzten seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen. —

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Kolloredo udd Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die Schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum dritten Mal setzt sie über die Gräben, und zum dritten Mal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert.

Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlornen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzten Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet.

Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatz verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen.

Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Fußvolk, das seinem voraus eilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfeldes die Artillerie des Herzogs gerettet und die Schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heeres. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die Schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfelde, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können.

Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatz; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda,

der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode.

Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte. —

Schiller.

130.

Lebe rein, mein Kind, dieß schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln;
Daß du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden,
Wie des Wandrers Auge unwillkührlich
An den schönen Abendstern sich heftet;
Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
Eine reine Perl' ihr mögest zeigen,
Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
Daß dein Leben sei wie Licht der Sonne,
Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.

Leopold Schefer.

131.

Denk' öfter: „Wer genießt wohl jetzt das Gute,
„Das ich ihm that?" — Und wär's auch nur der Stock,
Den du dem Bettler gabst, die warme Stube,
Drin jetzt im Winter arme Kinder sitzen;
Und freut dich das — so thue wieder Gutes!
Doch denk' auch: „Wer wohl leidet jetzt das Böse,
„Das ich ihm that?" — und wär's auch nur der Stein,
Den du dem Blinden nicht vom Wege nahmst,
Der Zorn, womit du einen Sanften schaltest!
Und kränkt dich das — so thue wieder Gutes!

Leopold Schefer.

132. **Räthsel und Auflösung.**

Es gieng ein Mann im Syrerland,
Führt ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfieng, scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.

Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört' er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch,
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborst'nen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kameelhaupt furchtbar nah',
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt' er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der Beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte gieng
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hieng,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spühlten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Noth,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameeles Wuth
Und nicht den Drachen in der Fluth
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen
Und unter sich den Drachen lauschen

Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen,
Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.
Du fragst: wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiss', o Freund, der Mann bist du;
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen.
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du Kameel, die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen, Tod,
Daß du die Mäuse, Tag und Nacht,
Vergissest und auf nichts hast Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabesbrunnenritzen naschest.

Rückert.

---

133. Ein norwegisches Gehöfte.

Das Thal war östlich von schroffen, mit düstern hohen Tannen dicht bewachsenen Bergwänden begränzt, westlich erhoben sich die Berge allmählig, mit zerstreuten Höfen bedeckt; ein länglicher Landsee, wie ein erweiterter Fluß, nehmen den Platz zwischen beiden Thalwänden ein. Zwei Kirchen, eine Kreuzkirche von Holz, braun angestrichen — Swennaes — und eine zweite, uralte, aufgemauerte, Uldnaes, auf einem mit entblättertem Laubholz bewachsenen Hügel, lagen kaum eine Viertelmeile von einander. Gegen Norden entdeckt man eine lange Brücke, die über den See, wo er am schmalsten war, nach Uldnaes Kirche führte, und deren

zwanzig Bogen, in der Nähe keineswegs bedeutend, aus der Ferne einen imponirenden Anblick darboten. Am meisten zeichnete sich ein großes, ansehnliches Haus mit seinen bedeutenden Nebengebäuden aus.

Das große Wohnhaus lag hinten, mit glatten Planken bekleidet, hellgelb angestrichen, dicht an der schönen großen Landstraße, die von Christiania nach Bergen durch die wildesten Gebirgsgegenden führt. Es bestand aus einem Erdgeschoß und einem Stockwerk, und die hohen Fenster prangten mit großen Scheiben, eben von der über das Gebirge heraufgehenden Sonne glühend beleuchtet. Die weiß angestrichene Thüre war mit hellglänzendem Messinggriff geziert, und ein Gitter, von derselben reinlichen Farbe, schloß vor dem Hause einen kleinen, jetzt mit Schnee bedeckten Blumengarten ein, der bis an die Landstraße reichte. Das schöne, heitere Gebäude würde selbst in einer großen Stadt eine ansehnliche Stelle eingenommen haben. Unter den bedeutenden Nebengebäuden, welche sich hinter dem Hause ausdehnten, zeichneten sich durch die äußere Form der weitläufige Stall aus, die Brauerei, das Gebäude für das Gesinde, (Drengestum) und ein eigenes, durch Stein und starke Pfosten über die Erde erhobenes Gebäude (Stolgebäude), bestimmt, den Wintervorrath und das Pelzwerk gegen den Angriff der Ratten zu schützen. Alle diese Gebäude umschloß ein großer Hof, und nach dem Landsee hin, der den Boden des Thales ausfüllt, war die Reihe der Nebengebäude in der Mitte durch ein großes Thor getrennt. Ein Thurm erhebt sich über demselben, dessen Uhrtafel mit den goldenen, von der Sonne bestrahlten Ziffern weithin glänzte.

Die ganze ansehnliche Wohnung gewährte einen durchaus freundlichen, ja lustigen Anblick und zeugte von dem Reichthum des Besitzers. Der frischgefallne Schnee, der klingende Frost, die heitere Sonne gab der ganzen Gegend ein frisches, elastisches, reinliches Ansehen.

Jenseits des Sees erhoben sich die hohen, steilen Berge; die Tannen ragten stolz über einander hervor; ihre Zweige, schwer mit Schnee belastet, hiengen bogenförmig herunter, und hier und da zeigten sich, lothrechte schwarze Felsenwände, durch riesenhafte, in einander fließende Eisstalaktiten wie mit einem Vorhang bedeckt. Das von unten traubenartig aufgehäufte Eis reichte in mächtigen Massen bis an die herunterhängenden Zapfen, so daß sie hier und da Säulen bildeten, während andere, bald die Hälfte, bald einen größern oder kleinern Theil der lothrechten Wand bedeckend, das schwarze Gestein durchblicken ließen. Die gewaltigen Massen, von der Sonne beschienen, glänzten wie Diamanten.

Die zerstreuten Bauernhäuser gehörten zu den ansehnlicheren. Die meisten hatten ein Stockwerk, eine auf Balken erhöhte Vorrathskammer und zwei oder drei hölzerne Scheunen. Die braunen

unbekleideten Balken, deren Fugen mit Moos bedeckt waren, geben ihnen das Ansehen von Blockhäusern, und die kleinen Fenster, mit grünen, von Schmutz bedeckten Scheiben, ließen ahnden, daß Reinlichkeit und Bequemlichkeit in diesen Wohnungen nicht zu suchen war.

Das stark bevölkerte Thal enthielt auch Spuren einer fernen, vergangenen Zeit. Längst der Landstraße erhoben sich mächtige Grabhügel in Menge und überzeugten den Betrachtenden, daß die Vorzüge dieser Gegend schon in den frühsten Zeiten Bewohner hierher gelockt hatten; und wie durch diese Gräber an die heidnische Urzeit, so ward man durch die alte steinerne Kirche an die frühere katholische erinnert, und wohl mag dieses, von wilden, öden Gebirge umschlossene, von Städten weit entfernte Thal zu allen Zeiten stark bewohnt gewesen sein, wie jetzt.

Steffens.

---

134. Symbol der Dankbarkeit.

Meinen verdorreten Stamm umranket des fröhlichen Weinstocks
Laubwerk; fremdes Gelock schmücket des Platanos Haupt,
Welcher vorlängst im grünen Gezweig die Fülle der Trauben
Nährete, reichlich mit Laub, so wie die Rebe gekrönt.
Solche Freunde, so treuen Gemüths, erziele sich Jeder,
Die mit dankbarem Sinn Liebe vergelten im Tod.

Griechisches Epigramm von Jacobs.

---

135. Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir Nachts am Boden ruhten,
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten;
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen,
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weiße Knochen.
Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße:
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.
Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier:
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Streiter träumend nach dem Wurfgeschosse.
Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämmrung Schatten; Wüstenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne,
Sie entsinkt ihm und er murmelt: „Herr, die Geisterkarawane!"
Ja, sie kommt! Vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber;
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;

Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen, sausend sprengen sie nach Mekka;
Mehr noch! — Nimmt der Zug kein Ende? nimmermehr wer kann sie zählen?
Weh! auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.
Denn dieß ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.
Immer mehr! noch sind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandebenge
Sausten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.
Haltet aus! Die Rosse schlagen! Jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet Allah! — und vorüber zieh'n sie mit den Dromedaren.
Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese mächt'gen Zieher!
Seht, er dämmert schon! Ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

Ferdinand Freiligrath.

---

136. Der Wanderer.

Einsam stand ich und sah in die afrikanischen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab;
Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einsam und kahl blickt aus der Höhe sein Haupt.
Ach! nicht sprang, mit erfrischendem Grün, der schattende Wald hier
In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor;
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom;
Keiner Heerde vergieng am plätschernden Brunnen der Mittag,
Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach;
Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos,
Aengstlich und eilend floh'n wandernde Störche vorbei.
Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur, in der Wüste —
Wassers bewahrte mir treulich das fromme Kameel. —
Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt;

Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,
Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner geseh'n. —
Auch den Eispol hab' ich besucht; wie ein starrendes Chaos
Thürmte das Meer sich da schrecklich zum Himmel empor.
Todt, in der Hülle von Schnee, schlief hier das gefesselte Leben,
Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.
Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang;
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,
Und in Regen und Thau sprach er nicht freundlich zu ihr,
Mutter Erde! rief ich, du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit;
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
Alternd im Kinde sich nicht wieder zu seh'n, ist der Tod;
Aber vielleicht erwärmst du dereinst am Strahle des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;
Und, wie ein Samenkorn, durchbrichst du die eherne Hülse,
Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Rosen blühen, und Wein sprudelt im kärglichen Nord. —
Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath.
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an;
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch, wie Aurora den Tithon, umfängst du in lächelnder Blüthe
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn,
Seliges Land! Kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder in's schwellende Gras regnet im Herbste das Obst;
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Festen und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um;
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier; kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad;
Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge den Stier, lenkend die Schritte, gebeut,
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mais schmeichelt in lächelnden Schlaf.

Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh wie das Eichhorn spielt' auf den lispelnden Aesten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimathliche Natur! wie bist du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf!
Noch gedeiht die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf;
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Waldes unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach;
Und die Pfade rötheſt du mir, es wärmt mich und spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne! dein Licht;
Feuer trink' ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig läſſest du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erweckteſt vom Schlafe der Kindheit,
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
Milde Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruh'n.

Friedrich Hölderlin.

---

137. Steppen und Wüsten Südamerikas.

Das Hirtenleben, dieſe wohlthätige Mittelſtufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden feſſelt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, blieb den Urvölkern Amerika's unbekannt; es liegt in dieſer Unbekanntſchaft ſelbſt der Grund von der Menſchenleere der ſüdamerikaniſchen Steppe. Deſto freier haben ſich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergeſtalten entwickelt; frei und nur durch ſich ſelbſt beſchränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenäe und dem rieſenſtämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menſchen, ſondern nur der üppige Andrang ſchlingender Gewächſe drohet. Agutis, kleine buntgefleckte Hirſche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den unterirdiſchen Haaſen in ſeiner Höhle aufſchrecken, Heerden träger Chiguires, ſchön geſtreifte Vilverren, welche die Luft verpeſten, der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (hier Tiger genannt), die den jungen ſelbſterlegten Stier am Hügel aufwärts ſchleppen, — dieſe und viele andere Thiergeſtalten durchirren die baumloſe Ebene.

Faſt nur von ihnen bewohnbar, hätte ſie keine der nomadiſchen Völkerhorden, die ohne dieß (nach indiſcher Art) die vegetabiliſche Nahrung vorziehen, feſſeln können, ſtünde nicht hier und

da die Fächer-Palme, Mauritia, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüber fährt, sieht die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren, halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, einer hohen Freistatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten leiten wird.

Aber nicht blos sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzen-Metamorphose, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha-Wurzel, in dünnen, brotartigen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrne Saft des Baums ist der süße, berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes oder früher im mehlreichen Zustande genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insekt, das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist), die Existenz eines Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Continents ist die Ebene dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guayana zu erleichtern, sind hie und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagreisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen bedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in

kreißender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, vielleicht elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdünstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Crocodil und die Boaschlange, tief vergraben im trocknen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In dichte Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, diese dumpfaufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachligten Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen, vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; denn oft sieht man Thiere, welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheure Feldmäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippobosceen und eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte, phosphorartige Schimmer der

Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünste sich über dem Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannichfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hochaufschießenden Grase versteckt sich der schöngefleckte Jaguar und erhaschet die vorüberziehenden Thiere im leichten Sprunge, katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebornen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Crocodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählich die Flüsse, welche die Ebene südlich begränzen, der Arauca, der Apure und der Payara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Crocodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die, dem Rachen dieser blutgierigen Eidexen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Dieser Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die Alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt; vom Ganges bis an den Plata-Strom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nor-

dische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Crocodile bedroht!

Aber nicht die Crocodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach, auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkühr aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furth ertranken. Auch fliehen alle andere Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnut ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht elektrisches Feuer tief aus dem Schooß der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele unter der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählich läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpune verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dieß ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist, was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet, und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel

lenkt: Alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus Einer Quelle, Alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen.

Alexander v. Humboldt, Ansichten der Natur.

138. Die Sache der Menschheit.

Dieß ist einer von uns; dieß ist ein Fremder! So sprechen
Niedre Seelen. Die Welt ist nur ein einiges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil.

Herder.

139. Suhrab's Roßprobe.

Zu seiner Mutter sprach Suhrab, der junge Held:
Den Vater nun zu schau'n, Mutter, zieh' ich in's Feld.
Dazu brauch' ich ein Roß, mit meinem Muth Schritt haltend,
Ein Roß mit einem Huf von Eisen, kieselspaltend:
Von Stärk' ein Elefant und vogelgleich an Schwung,
Im Wasser wie ein Fisch und wie ein Reh im Sprung;
Ein Roß, das meine Wucht und meine Waffen trage,
Und nicht von meiner Faust erlieg' an einem Schlage.
Denn nicht zu Fuße ziemt zum Kampfe mir zu geh'n;
Vom hohen Roß will ich dem Feind in's Antlitz seh'n.
Da so die Mutter hört' ihr junges Heldenblut,
Zum Himmel hob sie stolz ihr Haupt in hohem Muth.
Sogleich befohlen ward von ihr dem Hirtenvolke,
Zu bringen aus der Trift von Pferden eine Wolke,
Damit dem Suhrab käm' ein Rößlein fein zur Hand,
Auf dem er säße, wann er ritt' in Feindesland.
Und Alles, was sich fand von Pferden allzumal,
Was aufzutreiben war da zwischen Berg und Thal,
Das trieben sie zur Stadt, und Suhrab nahm, der Leu,
Die Fangschnur nun und trat zum nächsten ohne Scheu.
Welch Roß vor allen stark er sah von Bug und Backen,
Des Riemens Schlinge warf er gleich ihm über'n Nacken.
Er zog es her und legt' ihm auf den Rücken auch
Die Hand, da lag's gestreckt am Boden auf dem Bauch.
Es konnte nicht den Druck der flachen Hand ertragen,
Er braucht' es mit der Faust zu Boden nicht zu schlagen.
Schon war durch seine Hand manch schmuckes Roß geknickt,
Und keines kam ihm noch zur Hand, für ihn geschickt.

Es schien, es war kein Roß für seine Kraft gerecht,
Und traurig ward der Sproß vom Pehlewangeschlecht.

Da stellte sich zuletzt ein alter Recke dar
Und sprach: Ich hab' ein Roß, wie keines ist noch war.
Im Gange wie ein Pfeil, im Laufe wie ein Wind,
Es ist von Rostem's Hengst, vom Rachs, ein einzig Kind.
Kein Roß von gleicher Kraft ist auf der Welt zu seh'n,
Ein Blitz im Rennen ist's und ein Gebirg im Steh'n.
Die Hitze, noch der Frost macht ihm nicht kalt, noch heiß,
Mit Nüstern voller Dampf und Poren ohne Schweiß.
Ein Wolkenschatten schwebt es über Thal und Hügel
Und segelt durch die Luft, ein Vogel ohne Flügel.
Der Pfau zieht ein vor Scham des Rads gespannten Reif,
Wenn es die Mähne hebt und hoch trägt seinen Schweif.
Am Berge klimmend, ist es einem Löwen gleich;
Im Wasser schwimmend, ist es einer Möwen gleich.
Sein Reiter, wenn im Ritt er schnellt den Pfeil vom Bogen,
Kommt schneller als der Pfeil dem Feinde nachgeflogen.
So flüchtig ist's zur Flucht: auch der von seinen Sohlen
Erregte Staub versucht umsonst es einzuholen.
Bei allen Tugenden, die diesem Rößlein eigen,
Hat's Einen Fehler nur: es läßt sich schwer besteigen.
Doch wer's bestiegen hat, den wird's zum Siege tragen,
Der mag darauf den Kampf mit Rostem selber wagen.
Froh wurde Rostem's Sohn von dieses Wortes Klange,
Er lacht' und rosengleich erblühte seine Wange.
Laut rief er: Ei so bringt mir gleich das schmucke Roß!
Sie brachten's ungesäumt zum jungen Heldensproß.
Er machte gleich an ihm mit seiner Hand die Probe,
Das Thier war stark genug und es bestand die Probe.
Da schmeichelt', streichelt' er's und sattelt' es geschwind,
Auf's starke Roß schwang sich das starke Heldenkind.
Im Sattel saß er fest als wie ein Bild von Erz,
Und hielt mit leichter Hand die Zügel wie zum Scherz.
Er tummelte das Roß, daß es begann zu schäumen,
Zu schnauben mit Gebraus, doch durft' es ihm nicht bäumen.
Da sprach vom Roß Suhrab, indem er's anhielt, leise:
So hab' ich nun ein Roß gewonnen zu der Reise,
Nun acht' ich mein die Welt, da ich ein Roß gewann,
Auf dem ich Rostem selbst mit Ruhm bestehen kann.

---

140. Kampf zwischen Rostem und Suhrab.

Als beide Kämpfer nun erschienen auf den Plan,
Da kamen ihres Kampfs Zuschauer auch heran;
Die Heermacht Iran's hier, gewaffnet und geschmückt,
Vom Feldherrn Tus geführt, vom Lager ausgerückt,
Die Heermacht Turan's dort, den Berg herabgedehnt,
Von Barman aufgestellt und an die Burg gelehnt.
Vor diesen Zeugen ritt zu seinem Gegner hin
Suhrab, und mit dem Mund anlächelnd grüßt' er ihn:
Wie hast du in der Nacht geruht, und bist erwacht
Am Morgen? Früh, o Greis, hast du dich aufgemacht!
Das Aug' und jeden Sinn erlebend, ist der Morgen;
Doch welchen Abend er uns bringt, das ist verborgen.
Der Berge Häupter sind vom Strahl der Frühe golden,
Mit Morgenwein gefüllt sind alle Blumendolden.
Die Morgenlüfte geh'n, die Schläfer einzuladen,
Schnell aufzusteh'n und sich im Maienthau zu baden.
Die Vögel singen laut, die klaren Bäche fließen,
Die Anger sonnen sich, und alle Blumen sprießen;
Das ist durchaus kein Tag zu Mord und Blutvergießen,
Ein Tag, das kurze Glück des Lebens zu genießen.
Komm, lieber Alter, steig' herab von deinem Drachen
In's grüne Gras und laß uns Waffenstillstand machen!
Im Angesichte des und jenes Heeres laß,
Daß froh sie staunen, uns ablegen Groll und Haß!
Des Krieges Schauplatz sei in eine Friedensbühne
Verwandelt, und ein Fest erblüh' uns auf dem Grüne.
Ich wink', und Saitenspiel und Wein kommt zum Gelag;
Ich feir' im Rosenhag mit dir den Frühlingstag.
Vom Haupte legest du des schweren Helmes Glanz,
Und um dein Haar leg' ich von Rosen einen Kranz.
Dann sitzen wir beim Wein und plaudern vom Gefecht;
Und Alles, was ich weiß von mir, sag' ich dir recht:
Du selber sagest auch mir Stammbaum und Geschlecht.
Nach deinem Namen hab' ich ohne Rast und Ruh'
Gefragt, und Niemand sagt ihn mir; o sag' ihn du!
Nicht ziemt es zwischen uns, so Herz und Mund verschlossen
Zu halten, denn wir sind von gestern Kampfgenossen.

So sprach das Kind; es hatt' aus Wasser, Luft und Flur
Gesprochen an sein Herz die Sprache der Natur.
Wie eine Knospe war das Herz ihm aufgegangen,
Und das Verlangen blüht' auf seinen Rosenwangen.
Doch wie die Knosp' am Strauch vom Frühlingsstrahl geweckt,
Zurück vom kalten Hauch des Nordwinds wird geschreckt;

Und wie die Blume, die den Kelch geöffnet hält
Dem Frühthau, wenn auf sie der gift'ge Mehlt au fällt:
So schrumpfte Suhrab's Herz zusammen, un s brach
Der Hoffnung grüner Stiel ihm ab, als Rostem sprach:
Nicht also haben wir, o liebes Kind gewettet,
Zu ruh'n in Friedensruh' auf Frühlingsgrün gebettet.
Wir haben uns bestellt im Ringkampf uns zu tummeln,
Nicht stachellos umher zu schwärmen, wie die Hummeln.
Wenn du ein Jüngling bist, so bin ich doch kein Knabe;
Du siehst, daß ich den Gurt geschnallt zum Ringen habe.
Du hast mich lang genug auf's Tagwerk lassen warten,
Rosen zu brechen, wie sie blüh'n in nnserm Garten.
Der Hauch des Morgens ist belobt zu jedem Werke,
Und mir erneuert er der alten Glieder Stärke.
Drum, eh des Mittags Glut der Sennen Kraft abspannt,
Zeig', ob du bist ein Mann, wann ich dich übermannt!
Ich habe nicht gehört, daß auf dem Kampfplatz plaudern
Kampflustige, wenn froh die Hengst' im Frühwind schaudern.
Ich habe mich versucht mit Männern hier und dort;
Ich bin ein Mann der That, kein Mann von vielem Wort.
Drum meinen Namen nenn' ich eh'r nicht, sei verbürgt!
Als bis du liegst; dann sollst du wissen, wer dich würgt.

Da rief Suhrab erzürnt: Wohlan denn, alter Mann,
Wenn dich mein gutgemeinter Rath nicht beugen kann!
Mein Wunsch war, daß du einst auf einem sanften Pfühl
Den Geist aushauchtest, nicht im heißen Kampfgewühl,
Wer nach dir blieb, die Gruft dir ehrenvoll bedächte,
In Türkisschrein den Leib Sohn oder Enkel brächte.
Doch nun, mit Gott! wenn ist in meiner Hand dein Hauch,
Mit meiner Hand hier will ich ihn entbinden auch!
So rief er, und vom Roß sprang er gewaffnet nieder;
Der Helm klang auf dem Haupt, der Panzer um die Glieder.
Und ihm genüber schwang sich Rostem ab, ihm klang
Laut an der Hüft' ein Schwert, das halb der Scheid' entsprang.
Mit Schweigen giengen Beid', und führeten mit Schweigen
Die Ross' an ihrer Hand zum Bach hin unter Zweigen;
Wo an des Baches Rand ein einzler Felsen stand,
Der tauglich schien ein Roß zu halten fest am Band:
Um den schlang Rostem's Hand den Zaum des Rachs im Nu,
Und Suhrab eilig band sein Roß dort an dazu.
So standen dort in Ruh' das eine bei dem andern,
Die Rosse, da zum Kampf die Männer mußten wandern.
Friedfertig schnaubten sie sich an und legten, als
Umarmeten sie sich, vertraulich Hals an Hals.

Sie unterredeten sich schweigend; ach sie brächen
Ihr Schweigen gern auch, daß sie ihren Herr'n zusprächen!
Doch diese ließen stehn mit seinem Sohn den Rachs,
Und schritten auf den Plan zum Faust- und Ringkampf stracks.

Sie gürteten sich fest die Mitte, stülpten dicht
Die Aermel um den Arm und furchten das Gesicht.
Zwei Löwen gleich an Wuth herschossen sie zumal.
Vom Leibe Schweiß und Blut vergossen sie zumal.
Zwei Leiber wurden da Ein Leib, indem sie rangen,
Um den vier Arm' im Knäu'l wie Schlangen sich verschlangen.
Wie eine Goldspang' eng den Frauenarm umschmiegt,
Und wie fest an dem Leib ein nasses Kleid anliegt;
So mit den Armen eng umschmiegten sich die beiden,
Anstrengten hin und her und wiegten sich die beiden:
An Kraft nicht, noch an Kunst besiegten sich die beiden.
Sie hätten Stein und Erz zerdrückt in ihren Armen;
Sie drückten sich umsonst und drückten ohn' Erbarmen.
Angst fühlte Brust an Brust, und Glied um Glieder Schmerz,
Als Vater dort und Sohn sich drückten so an's Herz.
Indessen oben sie sich mit den Armen klemmten,
Den Odem in der Brust, das Blut im Herzen hemmten;
Indessen hielten sie am Boden die gestemmten
Füß' eingewurzelt. So rang Suhrab mit Tehemten!
Mit mächtigem Umfah'n, gewaltigem Umschlingen
Vermochten sie sich doch zu Boden nicht zu ringen,
Vermochten sie sich nicht vom Grund empor zu bringen,
Vermochten sie sich auch vom Platz nicht wegzudringen.
Umsonst umschlangen sie, umsonst umflochten sie;
Vergebens rangen sie, vergebens fochten sie.
Voll Muth andrangen sie, voll Wuth aufkochten sie,
Sich nicht bezwangen sie, noch übermochten sie.
Nun wollten sie's anstatt mit Ringen und mit Dringen
Mit Schwingen in die Luft vollbringen und erzwingen.
Los ließen Vater sich und Sohn, und seine Hand
Ausstreckte Jeder nach des Andern Gürtelband.
Und Rostem schwang den Sohn empor mit einem Schwunge
Am Gürtel; fast erlag dem Alten da der Junge.
Doch dieser fiel vom Glücke geschleudert auf die Brust
Des Gegners schwer und warf ihn nieder in den Dust.
Da kniet' er auf der Brust des Vaters und besann
Sich selber nicht, wie er die Oberhand gewann.
Da zuckt er rasch den Dolch, und, ohne d'ran zu denken,
Wollt' er den kalten Stahl ins Herz des Vaters senken.

Roſtem aufblickend ſah das nahe Ungemach
Schweben ob ſeinem Haupt und rief: Gemach, gemach!
Gemach! was willſt du thun? Biſt du aus Heldenſaamen,
So ſchände deinen Ruhm nicht jetzt und deinen Namen!
Du kommeſt her und ſtammſt aus wilder Türken Mitte;
Nach Iran kommſt du, kämpfſt und kennſt nicht Iran's Sitte.
Die Sitt' iſt hier zu Land, daß wer den Kampf mit Ringen
Beginnen mag und in den Staub den Gegner bringen,
Das erſtemal, da er ihn an den Boden legt,
Umbringet er ihn nicht, wie ſehr ihn Zorn bewegt.
Ihn ſchelten würde man und ſeinem Namen fluchen!
Mit einem zweiten Gang läßt er's den Feind verſuchen.
Vermag er dann zu Fall ihn wiederum zu bringen,
Dann iſt's erlaubt, iſt Sitt' und Recht, ihn umzubringen.
So ſprach er, ob vielleicht er ſei durch Liſt errettet
Vom Gegner, unter dem er unſanft lag gebettet.
Suhrab hielt zweifelnd inn' und ſprach: Ich habe nicht
Von dieſer Sitt' im Land vernommen den Bericht.
Sag' an, ob wirklich ſo es alle Helden halten,
Ob's ſo gehalten wird von Roſtem auch, dem alten?
Doch Roſtem ſprach: Was geht dich's an, wie's Roſtem macht?
Nun ja doch! dieſen Brauch hat Roſtem aufgebracht.
Wie Roſtem's Sohn aus Roſtem's Mund dieß Wort gehört,
Das Schwert zog er zurück und ließ ihn los, bethört:
Einmal von Selbſtvertrau'n, ſodann von Schickſals Fug,
Am meiſten aber, weil ſein Herz von Großmuth ſchlug;
Sonſt hätt' ihn nicht allein bethört des Vaters Trug.
Roſtem ſah froh erſtaunt ſich los vom Feind gekettet,
Doch war er unmuthsvoll, daß ihn nur Liſt gerettet.
Vom Boden ſprang er auf und ſchüttelte die Glieder
Vom Staub, und ein die ausgerenkten renkt' er wieder.
Doch Suhrab wendete von ihm ſich in's Gefild,
Und jagte vor ſich her ein aufgeſprungnes Wild.
Auf dieſes macht' er Jagd zur Kurzweil und vergaß
Des Mannes ganz, mit dem er erſt im Kampf ſich maß.

Doch Roſtem, als er war entbunden ſeiner Qual,
Gieng an dem Bach hinauf, dort in ein Felſenthal,
Wo er vor langer Zeit einmal mit einem Geiſte
Zuſammen traf, als er des Wegs aus Turan reiſte.
Als er dort aus dem Krieg mit Beute ſchwer beladen
Zurückkam, mühſam gieng er da auf ſeinen Pfaden.
Dem Roſtem damals war ſolch' eine Kraft verlieh'n,
Die nicht nur ſeinen Feind, die drückte ſelber ihn.
Denn wo er auf dem Grund mit ſeines Leibs Gewicht
Auftrat, gab nach der Grund und widerſtand ihm nicht.

Den Fußtritt drückt' er tief auch härterem Gestein,
Nicht lock'rem Sande nur und weichem Boden ein;
So wehrlos schon, vielmehr wenn er die Waffen trug,
Und nun trug er dazu noch schweren Raubs genug.
Im Helme sank ihm ein der Fuß bis an den Knöchel;
Da lachte neben ihm der Berggeist mit Geröchel.
Wer, fragte Rostem, lacht? Dumpf sprach der Berggeist: Ich!
Worüber? Weil ich seh' im Grund einsinken dich.
Die dir die Mutter gab, die Kraft ist lästig dir,
Du bist zu schwach für sie, gib sie zu tragen mir!
Und brauchst du sie einmal, wenn matt sind deine Glieder,
So komm' und ruf'! so geb' ich deine Kraft dir wieder.
Da gab der Pehlewan dem Berggeist in Verwahr
Den Ueberschuß der Kraft, die ihm beschwerlich war.
Jetzt aber kam er her, um, eh' im Berge modern
Er ließe seine Kraft, sie nun zurückzufodern.
Denn gegen Suhrab war der Sieg ihm zweifelhaft,
Wenn er nicht nähme ganz zusammen seine Kraft.

Zu Suhrab aber, der froh seiner Jagd nachgieng,
Kam Barman, als der Tag sich an zu neigen fieng.
Er kam von bangem Muth und Ungeduld getrieben,
Was in den Sternen nun ob Suhrab sei geschrieben,
Und welchen Wunsch erfüllt seh'n sollt' Afrasiab,
Von beiden wen im Grab, ob Rostem, ob Suhrab?
Er wußte nicht, warum sie ihren Kampf geschieden,
Und fürchtete, daß Sohn und Vater machten Frieden.
Doch als er wohlgemuth herwandeln jenen sah,
Rief er ihn an, indem er trat mit Staunen nah:
Was ist es? Was geschah? Wo ist dir hingekommen
Der Gegner, den du dir zu würgen vorgenommen?
Doch Suhrab lächelnd sprach: er ist mir nicht entwischt;
Auf einen neuen Gang hab' ich mich angefrischt.
Ihn fragte Barman: Warum ward aufgehoben
Der Kampf? Doch Suhrab sprach: er ward nur aufgeschoben,
Im Ringen hatt' ich ihn geworfen auf den Plan,
Schon zuckt' ich meinen Dolch, da war's um ihn gethan;
Doch er mit lautem Ruf rief mich um Schonung an:
Gemach! was willst du thun? Bist du aus Heldensaamen,
So schände deinen Ruhm nicht jetzt und deinen Namen!
Die Sitt' ist hier zu Land, daß wer den Kampf mit Ringen
Beginnen mag und in den Staub den Gegner bringen,
Das erstemal, da er ihn an den Boden legt,
Umbringet er ihn nicht, wie sehr ihn Zorn bewegt.
Ihn schelten würde man und seinem Namen fluchen!
Mit einem zweiten Gang läßt er's den Feind versuchen.

Vermag er dann zu Fall ihn wiederum zu bringen,
Dann ist's erlaubt, ist's Sitt' und Recht, ihn umzubringen.
So sprach er, und ich gab auf dieses Wort ihn frei,
Daß er mir erst erlegt im zweiten Gange sei!
So sprach Suhrab vergnügt; doch Barman sah das Walten
Des Himmels, daß Rostem für Iran sei behalten.
Zu Suhrab sprach er: Weh! du bist des Lebens satt;
Ein Glück begegnet nie zweimal an Einer Statt.
Den Pardel ließest du entspringen aus den Schlingen,
Darein ihn Gott dir gab, nun wird er dich verschlingen!
So sprach er mißvergnügt und wendete sich ab
Vom Knaben rasch, den er nunmehr verloren gab.
Er gieng hinweg und sprach: Das Schicksal mag es lenken
Mit ihm, wie's ihm gefällt! Ich will das Heer bedenken.

Auf einem Felsenthron saß dort der Geist und sah
Das Thal herauf, ein Mann kam seinem Sitze nah.
Voll Muths und unmuthsvoll umschauend kam er bei;
Da merkte wohl der Geist, daß er gesuchet sei.
Ein Abendnebel lag als Helm auf seinem Haupte;
Den hob er weg, indem er mit dem Athem schnaubte.
Auf seinem Throne saß der Geist nun unverhüllt,
Doch finster von des Bergs verborgner Kraft erfüllt.
Den Rostem rief er an: Wen und was suchst du? sprich!
Darauf sprach Rostem: Dich und meine Kraft such' ich.
Ich seh' und kenne dich, wie ich dich schon geschaut;
Du bist nicht seit der Zeit gealtert noch ergraut;
Doch kennst du mich? und weißt, was ich dir anvertraut?
Mit düster'm Lächeln gab zur Antwort ihm der Geist:
Ich kenne dich nicht mehr, Rostem, du bist ergreist.
Doch was bemühest du die alten Heldenglieder
Zu mir? Tehemten sprach: Gieb meine Kraft mir wieder!
Bis heute kam ich aus mit dem, was ich gespart;
Das Ganze brauch' ich heut', gieb her, was du bewahrt!
Da sprach der Geist: Die Kraft des Menschenkinds, wann sie
Von ihm gewichen ist, kehrt ihm zurücke nie.
Denn Keinem kann er sie zur Wiedergabe geben;
Du aber gabest mir die deine aufzuheben.
Wohl aufgehoben hier ist sie und aufbehalten;
Viel besser als bei dir liegt sie in Bergesspalten.
Warum willst du mit ihr dein alterndes Genick
Beladen? Held, du nimmst auf dich ein Mißgeschick.
Doch weigern werd' ich sie dir keinen Augenblick,
Wenn du sie ernstlich willst und dreimal sie verlangest;
Allein bedenk' es recht, wozu du sie empfangest.

Ich gebe Stück für Stück dir deine Kraft zurück,
Ich gebe sie dir doch zum Unglück, nicht zum Glück.
Laß deine Kraft hier ruh'n! du hast der Thaten nun
Genug gethan; zum Leid wirst du dir eine thun!
Tehemten, ja ein Leid, ich fürchte, wirst du finden
Durch deine Kraft, davon dir selbst die Kraft wird schwinden.

So unterhandelten sie dort um Rostem's Kraft;
Doch Rostem's Sohn sah sich im Feld um zweifelhaft
Und wußte nicht, was er vom Gegner denken sollte,
Der nicht erschien, und ob er heimwärts lenken sollte,
Ob warten noch, bis doch vielleicht er wiederkäme,
Damit er heute noch das Leben hier ihm nähme!
Am Ende dünkt' es doch das Beste seiner Meinung,
Im Feld zu warten noch auf seines Feinds Erscheinung;
Denn, sprach er, heute früh hat er auf mich gewartet,
Nun wart' ich spät auf ihn, so ist es wohlgeartet.
Der Abend ist so schön nicht, als es uns versprach
Der Morgen, in der Welt kommt Herbes Frohem nach.
Die Sonne sinkt und läßt ein blut'ges Abendroth
Zurück als Abschiedsgruß, den sie dem Leben bot.
Wo aber bleibt der Mann, den ich nicht missen kann?
Ich tödt' ihn in der Nacht, weil er am Tag entrann!
So sprechend blickt' er auf und sah den Rostem kommen,
Als wie ein Meteor trübröthlich angeglommen.
Dem Suhrab schien er ganz verwandelt zauberhaft,
Von wunderbarem Glanz, in voller Jugendkraft.
Mit Staunen grüßt' er ihn, mit Zittern und Verzagen;
Wo er gewesen sei, hatt' er nicht Muth zu fragen.
Er fragt': und ringen wir noch heute vor der Nacht?
Und Rostem sprach: Ei ja! es ist geschwind vollbracht.
Da traten an zum Kampf der Vater und der Sohn;
Der angethan mit Kraft, die diesem war entfloh'n.
Wie, wann die Sonne sinkt, die Nacht siegjauchzen mag,
Und wann die Nacht erliegt, so triumphirt der Tag;
So mochte Rostem leicht ob Suhrab triumphiren:
Gewinnen konnt' er nicht und jener nicht verlieren.
Da zog die Dämmerung aus Abendwolkenflor
Dem Schauplatz dieses Wehs den dichten Vorhang vor;
Daß von dem Doppelheer, das als Zuschauer nah
Dem Schauspiel war, was da geschah, kein Auge sah.
Da griffen an die Zwei, da war es schon gethan;
Vom Vater war es ab- und um den Sohn gethan.
Rostem thut einen Ruck, und Suhrab lag im Duft;
Rostem thut einen Zuck, sein Dolch traf Suhrab's Brust.

Suhrab sprach todeswund: O ungetreuer Mann!
Das ist der Schonung Lohn, den ich von dir gewann.
Von Rostem hast du mir ein Mährchen vorgelogen,
In Rostem's Namen um mein Leben mich betrogen.
Doch sei ein Fisch im Meer, ein Vogel in der Luft,
Die Rach' ereilet dich, wo ich lieg' in der Gruft.
Wenn Rostem das erfährt, und er wird es erfahren —
Nicht wird ihm das Gerücht die Trauerkund' ersparen —
Wenn Rostem es erfährt, so giebt er dir den Lohn
Dafür, daß du erschlugst sein und Tehmina's Sohn.
Er sprach's, und von dem Wort getroffen, Rostem schrack
Zusammen, als ob ihm der Dolch im Busen stack.
Er rief: O Unglückskind, was sagst du? sag's geschwind,
Sag's recht, wer deine unglückselgen Eltern sind!
Doch Suhrab sprach mit Stolz und Trauer in der Miene:
Ich bin Suhrab, der Sohn von Rostem und Tehmine;
Er Iran's Hort und sie Semengan's Frauenzier.
Die Mutter hat mich hergesandt, den Vater hier
Zu suchen, weil dort er so lang nicht kam zu ihr.
Die Spange gab sie mir mit als Erkennungszeichen;
Die Spange, die er ihr einst gab, sollt' ich ihm reichen.
Die Spange trug ich nicht am Arme, vor Verlust
Sie zu bewahren, trag' ich hier sie auf der Brust.
Reiß' das Gewand hier auf am Busen, das mich drückt,
Und sieh' das Zeichen, das den Sohn von Rostem schmückt!
So sprach er, und vor Weh dem Vater wollt' entweichen
Die Seel' und harrte nur noch auf's Erkennungszeichen.
Wegriß er das Gewand und sah, wie einen Molch
In Rosen, in der Brust dort sitzen seinen Dolch;
Der stack noch in der Wund', als Scheide, die er schloß;
Nun zog ihn Rostem aus, und Suhrab's Leben floß.
In Purpurwellen floß das Leben hin und tränkte
Das Gold der Spange, die Tehmine'n Rostem schenkte.
Er zog der Spange Gold, besetzt mit den Rubinen
Von Sohnes Blut, hervor, selbst mit blutlosen Mienen,
Und rief: Suhrab mein Sohn! Weh' Rostem und Tehminen!

Dumpf einen Augenblick in seines Jammers Füllen
Hinstarrte Rostem noch, da hub er an zu brüllen,
Als wie ein Tiger brüllt, wenn er, im Busch verhüllt,
Gelau'rt auf einen Raub von heißer Gier erfüllt:
Er lauert auf ein Rind, das von der Rinderheerde
Dem grünen Busche nah' und ihm verfallen werde.
Inzwischen geht umher des Tigers einz'ges Junges,
Das er im Neste glaubt, untüchtig noch des Sprunges.

Das kommt dem Busche nahe, worin sein Vater lauert;
Der hört den Tritt im Gras und ist von Lust durchschauert.
Er denkt: das ist das Rind und stürzt, vor Gierde blind,
So denkt er, auf das Rind, und stürzt auf's eigne Kind.
Dann siehet er, was ihm die blut'gen Branken füllet;
Da bricht sein Tigerherz, und wie er nie gebrüllet,
So brüllt er: wie er nie gebrüllt in Wuth um Blut,
Brüllt er nun um des Sohns vergoss'nes Blut in Wuth.
So brüllte Rostem jetzt, bis, sein nicht mehr bewußt,
Er hinsank athemlos an seines Sohnes Brust.
Ohnmächtig sank er hin, in Ohnmacht lag er da;
Das erstemal, daß dieß im Leben ihm geschah!
Erschöpft war seine Macht und seine Kraft gebrochen,
Die Kraft, die er so lang im Mark der alten Knochen
Getragen, sammt der Kraft, die ihm auf's Neu' geworden
Recht eigentlich dazu, den eignen Sohn zu morden.
So lag er bei dem Sohn, selbst einem Todten gleich,
Und bei ihm lag der Sohn, im Antlitz todesbleich,
Im Antlitz todesbleich, am Herzen todeswund,
Mit Rosen seines Bluts blümend den grünen Grund.
Noch floß das Blut, noch stand der Odem nicht, noch sah
Und fühlt' er, sterbend freut' er sich dem Vater nah.
Den Vater, ob ihm schon von ihm dieß Leid geschah,
Den er allein gesucht, den hatt' er doch gefunden,
Und lag, wie er geträumt, von seinem Arm umwunden.

Friedrich Rückert.

---

141. Die Pest in Athen.

Im zweiten Jahre des Peloponnesischen Krieges brach in Attika eine verheerende Seuche aus, und es entstand ein solches Sterben unter den Leuten, wie seit Menschengedenken noch nirgends eins gewesen. Denn auch die Aerzte leisteten aus Unkunde der Krankheit keine genügende Hülfe, ja sie starben am häufigsten weg, indem sie am meisten mit den Kranken in Berührung kamen. Keine menschliche Kunst vermochte etwas dagegen auszurichten, und alles Gebet in den Tempeln und die Zuflucht, die man zu den Orakeln und andern dergleichen Mitteln nahm, waren eben so unnütz.

Jenes Jahr war gerade vor allen andern frei von sonstigen Krankheiten, und jedes andere Uebel, woran Jemand schon vorher litt, gieng in diese Seuche über. Bei den Uebrigen kam dieselbe ohne weitere Veranlassung ganz plötzlich zum Ausbruche und äußerte sich zuerst durch starke Hitze im Kopfe und eine außerordentliche Röthe und Brennen in den Augen; sogleich wurden dann die inneren Theile, die Kehle und die Zunge mit Blut un-

terlaufen und gaben einen widrigen und übelriechenden Athem von sich. Darauf gesellten sich Nießen und Heiserkeit hinzu, und in Kurzem warf sich die Krankheit auf die Brust mit heftigem Husten. Wenn sie sich dann beim Magen festsetzte, so kehrte sie denselben gleichsam um, und es erfolgten mit großer Beschwerde die heftigsten Entleerungen der Galle. Die Meisten befiel dabei ein leeres Schlucken von heftigem Krampf begleitet, welcher bei Einigen bald nachließ, bei Andern länger anhielt. Von außen fühlte man keine sonderliche Hitze am Leibe, dieser war auch nicht blaß anzusehen, sondern röthlich und dunkelblau, mit einem Ausschlag von kleinen Blasen und Geschwüren. Innerlich aber war die Hitze so stark, daß man selbst die dünnsten Kleider und eine Bedeckung von der feinsten Leinwand nicht auf dem Leibe leiden konnte, und nur immer ganz unbekleidet sein wollte, am liebsten aber sich in kaltes Wasser stürzte. Manche, die keine Wartung und Aufsicht hatten, warfen sich, von unaussprechlichem Durst getrieben, wirklich in die Cisternen. Dabei war es einerlei, ob man viel oder wenig trank. Ueberaus drückend war auch die beständige Unruhe und die Schlaflosigkeit. So lange die Krankheit im Zunehmen war, wurde der Körper nicht merklich magerer, sondern widerstand dem Leiden über die Erwartung, so daß die Meisten am neunten oder siebenten Tage noch bei ziemlichen Kräften an innerlichem Brande dahinstarben; kamen sie auch für jetzt davon, so warf sich die Krankheit auf den Unterleib, verursachte daselbst heftige Geschwüre und einen starken Durchfall, und dieses entkräftete dann die Meisten dergestalt, daß sie davon starben. So zog sich das Uebel von dem Haupte, wo es seinen anfänglichen Sitz hatte, hinunter durch den ganzen Leib, und wenn man auch die größte Gefahr überstanden hatte, so zeigte sich die Macht der Krankheit noch in den äußersten Theilen des Körpers und ergriff die Spitzen der Hände und Füße, so daß Manche mit dem Verlust dieser Gliedmaßen davon kamen. Einige büßten selbst die Augen ein. Noch Andere verloren bei ihrer Genesung ihr Gedächtniß, so daß sie sich selbst und ihre nächsten Angehörigen nicht mehr kannten.

Ueberhaupt läßt es sich nicht wohl beschreiben, was dieses für eine besondere Art von Krankheit gewesen ist. Nicht allein griff sie Jeden heftiger an, als es die menschliche Natur zu ertragen vermochte, sondern auch die Vögel und andere Thiere, die Menschenfleisch fressen, rührten die todten Körper, welche unbegraben liegen blieben, entweder gar nicht an, oder, wenn sie davon fraßen, starben sie.

Dieß war im Allgemeinen die Gestalt, in welcher die Krankheit auftrat, eine Menge anderer seltsamer Zufälle, welche sich bei dem Einen so, bei dem Andern anders äußerten, nicht zu gedenken. Die Leute starben theils aus Mangel an gehöriger Pflege, theils aber auch aller sorgfältigen Wartung ungeachtet. Es gab

kein einzelnes bestimmtes Heilmittel, von welchem man hätte sagen können, daß sein Gebrauch entscheidende Hülfe gewähre. Denn was dem Einen zuträglich war, das war dem Andern schädlich. So vermochte keine Leibesbeschaffenheit, sie mochte stärker oder schwächer sein, dieser Krankheit zu widerstehen, sondern sie raffte Alle dahin, ohne Unterschied der Naturen und Heilungsarten. Das Schlimmste bei dem ganzen Uebel war die Niedergeschlagenheit, welche die Leute befiel, sobald sie merkten, daß sie krank wurden. Denn da gaben sie sogleich alle Hoffnung verloren und giengen eben deßwegen noch weit unvorsichtiger mit sich um, ohne sich Mühe zu geben, der Krankheit Widerstand zu thun. Einer bekam durch Wartung des Andern die Seuche, und so starben sie wie die Schaafe dahin. Und dieser Umstand verursachte das meiste Unheil. Denn wollte man aus Furcht nicht zu einander gehen, so starben die Leute von allem Beistande entblößt, wie denn viele Häuser aus Mangel an Pflege ganz ausstarben. Giengen sie aber zu einander, so waren sie verloren, solche zumal, die sich besonders dienstfertig zeigen wollten; denn aus Ehrgefühl vergaßen sie die Schonung gegen sich selbst und besuchten ihre Freunde. Das meiste Mitleiden gegen Sterbende und Kranke bewiesen noch die, welche wieder genesen waren, weil sie nicht nur aus Erfahrung das Uebel am besten kannten, sondern auch für ihre Person nunmehr sicher waren, denn Niemand bekam die Krankheit zum zweitenmal so, daß sie tödtlich wurde.

Eine der größten Beschwerden der Einwohner bei diesem Unglück war das Zusammenströmen der Leute vom Lande in die Stadt. Denn da nicht Wohnungen genug vorhanden waren, sondern da sie zur Sommerszeit in dumpfigen Hütten sich aufhielten, so starb Alles durch einander weg. Ja die Todten lagen einer über dem andern, so wie sie verschieden waren. Andere wälzten sich halb todt auf den Straßen und bei den Brunnen herum, voll Begierde, ihren Durst zu stillen. Selbst die Tempel, worin sie ihren Aufenthalt genommen hatten, waren voller Leichname, die daselbst ihren Geist aufgegeben hatten. Denn da die Plage ihnen so arg zusetzte, daß die Leute nicht mehr wußten, was sie anfangen sollten, so fiengen sie an, sich aus Allem, was heilig und pflichtgemäßig ist, nichts mehr zu machen. Alle Gebräuche, die man sonst bei Leichenbestattungen beobachtete, wurden hintangesetzt, und Jedermann beerdigte seine Todten, so gut er konnte. Manche giengen dabei so schamlos zu Werke, daß sie, weil es ihnen am Nöthigen dazu fehlte, über fremde Scheiterhaufen herfielen, und theils, ehe diejenigen, so sie aufgerichtet, dazu kommen konnten, ihre Todten darauf setzten und das Holz in Brand steckten, theils ihren mitgebrachten Todten auf den ersten besten Holzstoß, der bereits in Brand stand, hinauf warfen, und sich davon machten.

So gab diese Seuche auch sonst noch zu weiterer Gesetzlosigkeit die erste Veranlassung. Denn ungescheuter wagte man nun, was man sonst, ohne sein Gelüste offen zu befriedigen, verheimlicht hatte, da man den raschen Wechsel des Schicksals sah, wie die Reichen plötzlich hinstarben, und solche, die zuvor nichts gehabt, auf einmal zu dem Besitz ihrer Güter gelangten. Daher wollten sie sich einen schnellen und angenehmen Genuß derselben verschaffen, da sie Leben und Vermögen, eins wie das andere, nur auf wenige Tage sich versichert glaubten. Niemand hatte Lust, für das, was als gut und edel galt, ein Opfer zu bringen, da es ihm ungewiß dünkte, ob er nicht vor Erreichung seines Zwecks weggerafft würde. Daher Jedermann das für löblich und ersprießlich erklärte, was seine Sinnlichkeit vergnügte und der Lust irgend welchen Gewinn gewährte. Keine Furcht vor den Göttern, kein menschliches Gesetz gab eine Schranke. Denn jene zu ehren oder nicht, achteten sie für gleichgültig, indem sie sahen, wie doch Alles ohne Unterschied hingerafft wurde. Und in Ansehung bürgerlicher Verbrechen glaubte Niemand, daß er so lange leben würde, bis er dafür zur Strafe gezogen werden könnte, da ein bereits über sie gefälltes, weit schrecklicheres Gericht schon über ihren Häuptern schwebe, vor dessen wirklichem Eintritt sie billig ihres Lebens noch froh zu werden suchen müßten.

Diese Seuche, die dazumal die Athener heimsuchte, begann, wie man behauptet, zuerst in Aethiopien, das jenseits Aegypten liegt; dann verbreitete sie sich auch über Aegypten und Libyen und viele Länder des Perserkönigs. In den Peloponnes aber drang sie gar nicht ein, sondern verheerte hauptsächlich Athen und dann andere sehr volkreiche Gegenden. —

Lanz nach Thukydides.

---

142. Klaglied Kaiser Otto des Dritten.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwaist, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieses Reich gelenkt.

Ein Andrer mag es zügeln
Mit Händen minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff!

Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blassen Leiche
Begangner Frevel nach;
Vergebens mit Gebeten
Beschwör' ich diesen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann!

Doch nein! die Stolzen beugte
Mein reuemüthig Fleh'n;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wieder seh'n!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug:
An seinem frühen Grabe
Hab' ich geweint genug.

Des deutschen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron;
Mir winkt der Aeltervater
Mit seinem großen Sohn.
Und während voll von Milde
Die frommen Hände legt
Mir auch das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tief bewegt.

Nun fühl' ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!
Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom:
O Welt, du bist so nichtig!
Du bist so klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüthen
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht zu hüten
Den kaiserlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Achen
Will ich bestattet sein.

Die ächten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier:
Ihn hab' ich liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen seinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren,
Der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entsatz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann!

August von Platen.

---

143. Ritter Toggenburg.

„Ritter, treue Schwesterliebe,
Widmet euch dieß Herz,
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich euch erscheinen,
Ruhig gehen seh'n;
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht versteh'n." —

Und er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß.
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz,
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm,
Ihrer Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr;
Ruhe kann er nicht erjagen
Und verläßt das Heer.
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut,
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut."

Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes Gewand.

Und erbaut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte Stunden lang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.

Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang.

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er eine Leiche
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche,
Stille Antlitz sah.

Schiller.

---

144. Die frühen Gräber.

Willkommen o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt.

Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Maale schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

Klopstock.

---

145. Herr und Diener.

v. Tellheim. Bist Du da?

Just. (indem er sich die Augen wischt) Ja.

v. Tellheim. Du hast geweint?

Just. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr!

v. Tellheim. Gieb her.

Just. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willst Du?

Just. Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abschied vermuthet.

v. Tellheim. Ich kann Dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen (schlägt die Rechnung auf und lieset)

„Was der Herr Major mir schuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thaler 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf." — Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

Just. Die andere Seite, Herr Major, —

v. Tellheim. Noch mehr? (lieset) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscheerer für mich bezahlt 25 Thaler. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Thaler. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thaler. Summa Summarum 114 Thaler. Davon abgezogen vorstehende 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf. bleibe dem Herrn Major schuldig 91 Thaler 16 Gr. 3 Pf." — Kerl, Du bist toll! —

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorene Dinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Livree nehmen, die ich auch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiren lassen.

v. Tellheim. Wofür siehst Du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will Dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem Du es besser haben sollst, als bei mir.

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig, und doch wollen Sie mich verstoßen?

v. Tellheim. Weil ich Dir nichts schuldig werden will.

Just. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nicht verstoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major; ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben. —

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes, ungestümes Wesen gegen Alle, von denen Du meinest, daß sie Dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Rachsucht — —

Just. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen, ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale und hörte etwas winseln. Ich stieg herab und griff nach der Stimme und glaubte, ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach; aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umsonst; ich prügelte ihn von mir, umsonst. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thür' auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße; er schrie, sahe mich an und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen Brod aus meiner Hand bekommen, und doch bin ich

der Einzige, dem er hört und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu sein.

v. Tellheim. (bei Seite) So wie ich ihm! Nein, es gibt keine völlige Unmenschen! — — Just, wir bleiben beisammen.

Just. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich; und bin, — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

v. Tellheim. Just, wir bleiben nicht beisammen.

Just. Schon gut!

Aus Lessing's Minna von Barnhelm.

---

146. Die Kapuzinerpredigt.

Heisa, Juchheia! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!
Ist das eine Armee von Christen?
Sind wir Türken? Sind wir Antibaptisten?
Treibt man so mit dem Sonntag Spott,
Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht drein schlagen?
Ist's jetzt Zeit zu Saufgelagen,
Zu Banketten und Feiertagen?
Quid hic statis otiosi?
Was steht ihr und legt die Hände in Schoos?
Die Kriegsfuri ist an der Donau los,
Das Bollwerk des Baierlands ist gefallen,
Regensburg ist in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läßt sich's wenig grämen,
Kümmert sich mehr um den Krug, als den Krieg,
Wetzt lieber den Schnabel, als den Sabel,
Hetzt sich lieber herum mit der Dirn',
Frißt den Ochsen lieber, als den Ochsenstirn.
Die Christenheit trauert in Sack und Asche;
Der Soldat füllt sich nur die Tasche.
Es ist eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken blutigroth
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.

Den Kometen steckt er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenster aus,
Die ganze Welt ist ein Klagehaus,
Die Arche der Kirche schwimmt im Blute,
Und das römische Reich — daß Gott erbarm'!
Sollte jetzt heißen römisch Arm;
Der Rheinstrom ist worden zu einem Weinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender —
Woher kommt das? Das will ich euch verkünden:
Das schreibt sich her von euren Lastern und Sünden,
Von dem Gräuel und Heidenleben,
Dem sich Officier' und Soldaten ergeben.
Denn die Sünd' ist der Magnetenstein,
Der das Eisen ziehet in's Land herein.
Auf das Unrecht da folgt das Uebel,
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel,
Hinter dem U kommt gleich das W,
Das ist die Ordnung im A B C.

Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? Wie soll man siegen,
Wenn man die Predigt schwänzt und die Mess',
Nichts thut, als in den Weinhäusern liegen?
Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlor'nen Groschen wieder,
Der Saul seines Vaters Esel wieder,
Der Joseph seine saubern Brüder;
Aber wer bei dem Soldaten sucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht
Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Thät er auch hundert Laternen anzünden.
Zu dem Prediger in der Wüsten,
Wie wir lesen im Evangelisten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buß' und ließen sich taufen,
Fragten ihn: **Quid faciemus nos?**
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams Schoß?
Et ait illis, und er sagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr Niemand schindet und plagt,
Neque calumniam faciatis,

Niemand verläſtert, auf Niemand lügt,
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit eurer Löhnung
Und verflucht jede böſe Angewöhnung.
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt den Namen
Deines Herrgottes nicht eitel auskramen!
Und wo hört man mehr blasphemiren,
Als hier in den Friedländiſchen Kriegsquartieren?
Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenſpitz',
Die Glocken müßt' läuten im Lande umher,
Es wär' bald kein Meßner zu finden mehr;
Und wenn euch für jedes böſe Gebet,
Das aus euer'm ungewaſch'nen Munde geht,
Ein Härlein ausgieng' aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geſchoren glatt,
Und wär' er ſo dick wie Abſalon's Zopf.
Der Joſua war doch auch ein Soldat,
König David erſchlug den Goliath;
Aber wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſolche Fluchmäuler ſind geweſen?
Muß man den Mund doch, ich ſollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Helf' Gott!
Als zu einem Kreuz Sackerlot!
Aber, weſſen das Gefäß iſt gefüllt,
Davon es ſprudelt und überquillt.

Wieder ein Gebot iſt: Du ſollſt nicht ſtehlen!
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort;
Denn ihr tragt Alles offen fort.
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und böſen Kniffen
Iſt das Geld nicht geborgen in der Truh',
Das Kalb nicht ſicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu.
Was ſagt der Prediger? **Contenti estote**,
Begnügt euch mit eurem Commisbrote.
Aber wie ſoll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Aergerniß von Oben!
Wie die Glieder, ſo auch das Haupt!
Weiß doch Niemand, an wen Der glaubt!
Ne custodias gregem meam!
Das iſt ſo ein Ahab und Jerobeam,
Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falſchen Götzen thut verkehren,
So ein Bramarbas und Eiſenfreſſer,
Will einnehmen alle feſten Schlöſſer,

Rühmt sich mit seinem gottlosen Mund:
Er müsse haben die Stadt Stralsund,
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.
So ein Teufelsbeschwörer und König Saul,
So ein Jehu und Holofern,
Verleugnet, wie Petrus, seinen Meister und Herrn,
Drum kann er den Hahn nicht hören krähn —
So ein listiger Fuchs Herodes,
So ein hochmüthiger Nebukadnezer,
So ein Sündenvater und muffiger Ketzer,
Läßt sich nennen den Wallenstein:
Ja freilich er ist uns allen ein Stein
Des Anstoßes und Aergernisses,
Und so lang der Kaiser diesen Friedeland
Läßt walten, so wird nicht Fried' im Land.

Schiller.

---

147. Der Apotheker.

Kam ein alter, rost'ger,
Kalter, frost'ger,
Dürrer, eingeschrumpfter,
Abgestumpfter
Arzneienschmecker,
Gläserlecker,
Apotheker, langsam,
Mühvoll, gangsam,
Durch den Garten schleichend,
Und sah keuchend
Bäum' und Pflanzenarten
An im Garten,
Um die Eigenschaften,
Die da haften
An den schönen Sachen,
Auszumachen:
Was für blöde Augen
Möchte taugen?
Was für Ohrenklingen
Aufzubringen?
Und was auszuwittern
Wider's Zittern?
Was die Gicht in Fingern
Möchte ringern,
Und was die in Füßen
Auch versüßen?

Was für Gliederreißen
Gut zu heißen?
Was das Lungenkeuchen
Möchte scheuchen?
Wider Magendrücken
Was zu pflücken?
Wider Seitenstechen
Was zu brechen?
Und was abzurupfen
Wider'n Schnupfen?
Woraus Thee zu kochen
Zur Sechs Wochen?
Nüchtern was zu kauen
Zum Verdauen?
Was sich ließ' im Stillen
Dreh'n zu Pillen,
Oder was verbergen
In Latwergen?
Was da zu bestimmen
Zum Bauchgrimmen,
Und was zu vereinigen
Zum Blutreinigen?
Was zusammen zu scharren
Zu Katharren?
Als so weit beklommen
Er gekommen,
Sah ich Bäume wanken,
Wie die Kranken,
Daß von welken Stielen
Blätter fielen,
Und am Boden klebten
Gleich Recepten.
Als fortfuhr das Mustern,
Ward zu Husten
Aller Nachtigallen
Liederschallen;
Und die Rosenhecken
All' vor Schrecken
Wurden leichenfarber,
Als Rhabarber.

Rückert.

---

148. Chinesisches Ceremoniell.

Unsichtbar treffen der Leser und der Autor zusammen in einer alle, deren Anlage und Ausschmückung so bezeichnend für den

Charakter ihrer Bewohner ist, daß wir uns einer genaueren Beschreibung derselben nicht überheben dürfen.

Dieser Raum ist weit, aber nicht zu hoch. Den Fußboden bedecken kunstvoll gewirkte, blumenreiche Teppiche, deren Muster sich an den Tapeten, welche die Wände bekleiden, wiederfinden. Wunderliche Arabesken bilden die Zeichnung derselben, Drachen, von großen, riesenhaften Blumen umschlungen. Kleine, niedliche Federzeichnungen, die der Akademie von Peking Ehre machten, hiengen in reicher Anzahl an den Tapeten. In der Mitte des Zimmers erhebt sich zwei Stufen hoch eine Estrade, die von vier einen Thronhimmel tragenden Säulen begränzt wird. Die Vorhänge, welche die vergoldeten Pfeiler verbinden, sind aus Seidenstoffen und mit reichen, schweren Franzen besetzt. Die Estrade selbst bildete ein Sopha, auf dem sich nach orientalischer Weise bequem zwei Personen mit unterschlagenen Beinen niedersetzen konnten. Vor diesem Gefäß standen auf kleinen Erhöhungen kupferne Rauchpfannen, die einen wohlgefälligen Geruch im Zimmer verbreiteten. Endlich hiengen rings an der Decke eine bei uns nicht unbekannte Art von Laternen, ovalrunde Behälter aus Seidenstoffen, die die Flamme umschlossen halten und durch die gefärbte Gaze ein sanftes Licht fallen lassen. Es war heller Tag, und dennoch brannten im bunten Farbenspiel diese Leuchter, die zwar bei der sonderbaren Gattung von Fenstern, welche wir, aus dünnen, durchsichtigen Muscheln bestehend, hier antreffen, nicht ohne allen Grund sind, aber den Europäer immer an Diogenes erinnern werden, welcher am lichten Tage mit der Laterne auf den Markt gieng.

Diener sind beschäftigt, dieß Zimmer aufzuräumen, die Kohlen unter den Rauchbecken anzuschüren, den Staub von den Gemälden zu wischen und kleine runde Tische aufzustellen, welche in einem Gesellschaftssaale nicht fehlen dürfen. Es ist noch früher Morgen, die Diener räuspern und necken sich, und wie zänkisch sie sich auch unter einander begegnen, so unterließen sie doch nicht, bei der ersten Begegnung sich zu fragen: „Hast du schon Reiß genossen?“ und darauf zu antworten: „Ja, mein Bruder, und er hat mir wohl geschmeckt.“ In Hinterasien diese spaßhafte Begrüßungsformel zu vergessen, würde bäurische Sitte verrathen und dieselben Vorwürfe zuziehen, als wenn wir unsern guten Morgen und guten Abend nicht über die Zähne bringen könnten.

Ein Oberhofmeister brachte in alle diese Beschäftigungen eine gewisse Ordnung. Die Erwartungen von hohen Besuchen trafen auch bald ein. Ein Tatar im kriegerischem Aufzuge überbrachte ein demüthiges Compliment und den Namen seines Herrn in einem Billet von rothem, in Form eines Schirmes gefaltetem Papier, wo auf dem letzten Blatte ein kleines, dreieckiges Stück Goldpapier befestigt war. Der Oberhofmeister verbeugte sich mit Anstand, nahm das Billet und eilte damit in ein neben anstoßendes Zimmer,

um es von dem Herrn des Hauses öffnen zu lassen. Er kehrte bald wieder zurück, verbeugte sich tief und sagte: „Mein Herr entbietet dem deinen seinen Gruß! Die Schwelle unseres Hauses wird frohlocken, wenn sie von den Zehen am Fuße deines Herrn nur die leiseste Berührung empfängt. Der Tatar verneigte sich mit Anstand und eilte, seinem Herrn die Annahme als gemeldeten Besuchs zu hinterbringen.

Da gab es keine Zeit mehr zu verlieren. Der Besuch war unmittelbar vor seinem Eintreffen angekündigt und konnte in seinem Palankin jeden Augenblick vor der Thür' eintreffen. Der Herr des Hauses folgte sogleich seinem Oberhofmeister, dem er sein Bewillkommnungsamt abnahm; eben die kleinste Verletzung des höflichen, für vornehme Leute passenden Ceremoniells würde ihm eine schlaflose Nacht gebracht haben. Dieser Mann trug eine kleine Calotte von gestricktem, seidenem Zeuge, die vorne mit einer weißen Perle verziert war, und ein kahles, mit einem mühsam gesammelten Zöpfchen versehenes Haupt bedeckte. Zwischen dieser Mütze und dem langen violetten Kleide, das aus schwerem Seidenstoffe zur Erde rauschte, saß ein Antlitz so beherrscht und abgeschliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß sich hinter dieser todten Maske eben so gut die größte Weisheit, wie die verschlagenste Ränkesucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingestickt, in dessen Felde sich das sonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chinesischen Kleiderordnung werden daran sogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der sechsten Classe Bekanntschaft zu machen. Dieselben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieser angesehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten zusammensetzten und vorn ein silberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus seinem Stand, daß schwarzseidene Stiefel seine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn sie waren weit genug dazu) eine Anzahl Acten und ein vollständiges Schreibzeug versteckt hatte.

Schon seit einigen Minuten harrt in diesem Galla-Aufzuge der Herr des Hauses vor dem zweiten Portale seiner Wohnung, um abzuwarten, daß der angemeldete Gast endlich vor dem dritten erscheine. Da ist er. Unser Mandarin sechster Classe stürzt hinzu, hilft ihm aus seinem Palankin, ergreift seine linke Hand mit der Linken, und schüttelt sie mit einer Grazie, die man gesehen haben muß, um sie beschreiben zu können. Aber was ist diese erste Begrüßung gegen die Artigkeiten, mit denen sich jetzt die beiden Leute überschütten! — Jedes Zimmer hat drei Eingänge; wer soll die Ehre, durch den mittleren zu gehen, erhalten? Unstreitig der Gast; aber dieser ist viel zu höflich und bescheiden, eine solche Auszeichnung anzunehmen, er sucht vielmehr seinen Wirth hindurchzuschie-

ben und die Gelegenheit zu benutzen, durch eine der beiden Seitenthüren den Eingang zu gewinnen. Das wollte der Wirth zulassen? — Unmöglich: dieß wäre eine Verletzung der Etiquette, die seiner Natur ganz zuwider ist. Im Gegentheil bedarf es nur einer geschickten Seitenwendung, um durch eine Seitenthüre zu schlüpfen, und in demselben Augenblick schon die Hand des Gastes zu fassen, um ihn durch die mittlere Thür hineinzuführen, eine Ehre, die nun der Besucher unter unaufhörlichen Verbeugungen und einer gewissen gemachten Scham annimmt.

Diese Scene wiederholt sich mit immer erneutem Wetteifer zu dreimalen, bis sich die Herren endlich in das Besuchszimmer hineinbekomplimentirt haben. Die Bedienten springen jetzt hinzu, um nichts zu thun, als einen einzigen Stuhl zu holen. Es ist chinesischer Ton, daß der Wirth diesen saubern, lakirten Sitz, auf dem die Sorgfalt des Oberhofmeisters auch wohl kein Sonnenstäubchen geduldet hätte, erst mit einem Tuche leicht abwischt. Jetzt eilt auch er zu einem Sessel, aber wer wird sich auf den seinigen zuerst niedergelassen haben? Um hier das Richtige und die feine Sitte zu treffen, bedarf es eines jahrelangen Studiums des sich Niederlassens; man mußte so alt sein, als die beiden hier zusammentreffenden Herren, um dieses Kompliment in seiner gehörigen Präcision auszuführen. Das Ganze kommt dabei darauf hinaus, daß der Eine die Kunst versteht, den Andern zu täuschen nnd dabei doch den Schein anzunehmen, überlistet zu sein. Die wechselseitigen Bewegungen werden mit Geier-Augen belauscht, die Entfernungen des sich setzenden Körpers von dem Stuhle gemessen, die Faltungen des Atlaskleides berechnet; der Eine giebt sich den Schein schon zu sitzen und steht doch noch, und der Andere, wenn er der Hauswirth ist, würde gegen allen seinen Anstand verstoßen, wenn er sich durch diesen Schein in der That überlisten ließe und früher den Sessel erreichte, als der Besucher. In unserm Falle ist dieß Versehen durchaus nicht zu befürchten; denn hier stehen sich alte, im Ceremoniell nnverwundbare Personen gegenüber, denen auch dieß schwierige Maneuvre, dieser glänzende Ausdruck gegenseitiger Hochachtung nur gelingen konnte. Jetzt sitzen sie, sie halten sich gerade, die Hände nicht herumwerfend, nicht damit an den Kleidern ordnend, nicht die Mütze rückend, sondern fest und unbeweglich auf den Knieen liegend, und die Füße nicht über einander geschlagen, nicht auf dem Boden scharrend, nicht den einen hinter, den andern vor den Stuhl gestreckt, sondern beide in gleicher, abgemessener, unbeweglicher Entfernung vom Körper, die Mienen ruhig, ernst, pagodenartig.

Karl Gutzkow.

149. Die Cypresse, ein Sinnbild.

Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie keine Früchte trägt
Und ruhig schwanket im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern schlägt.

Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie trägt ein einfaches Kleid;
Der Frühling stickt ihr nicht bunt den Saum,
Darum trägt sie im Herbst nicht Leid.

Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Weil man sie dir pflanzt auf's Grab,
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Bis der Tod dir die Flügel gab.

Rückert.

---

150. Der Alpenwanderer.

Des Wand'rers Tritte wanken
Auf schmaler Kieselbahn
Durch wildverschlung'ne Ranken
Den Fichtenberg hinan.
Wie bebt des Waldstroms Brücke,
Der tosend sich ergeußt,
Und Bäum' und Felsenstücke
Jach in die Tiefe reißt!

Jetzt flieht die Nacht der Wipfel;
Verklärt vom Sonnenstrahl,
Gränzt an beschnei'te Gipfel
Ein grünes Zauberthal.
Hier bliebe, wonnebebend,
Selbst Haller's Muse stumm,
Wie groß, wie seelerhebend,
Hier ist Elysium!

Hier wo ein reiner Aether
Um Götterhaine fließt,
Auroren's Licht sich röthen
Auf hell'res Grün ergießt;
Wo Freiheit in den Hütten
Bei frommer Einfalt wohnt,
Und Kraftgefühl die Sitten
Des gold'nen Alters lohnt.

TAYLOR INSTITUTION OXFORD

Hier wo die Heerde läutend
Im Blumengrase geht,
Und Wohlgeruch verbreitend
Die Bergluft milder weht;
Wo von der Enziane
Und Anemon' umblüht
Auf seid'nem Rasenplane
Die Alpenrose glüht;

Hier, wo die Seele stärker
Des Fittigs Hülle dehnt,
Hoch über Erd' und Kerker
Empor zu schweben wähnt,
Geläuterter und freier
Der Sinnenwelt entflieht,
Und schon, im Aetherschleier,
An Lethe's Ufern knie't.

Doch ach! der Zauber schwindet,
Des Traumgott's Bildern gleich.
Der enge Steinpfad windet
Sich zwischen Felsgesträuch;
Wild starren, matt vom Schimmer
Der Abendsonn' erhellt,
Gestürzter Berge Trümmer,
Wie Trümmer einer Welt.

Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine sich,
Es kreischt im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich!
Dumpf donnernd, wie die Hölle
In Aetna's Tiefen rast,
Kracht an des Bergstrom's Quelle
Des Gletscher's Eispallast.

Hier dämmern schwarze Gründe,
Wo nie ein Blümchen lacht;
Dort bergen grause Schlünde
Des Chaos alte Nacht;
Und wilder, immer wilder
Schwingt sich der Pfad empor;
Bleich wallen Todesbilder
Aus jeder Kluft hervor.

Kalt weh'n des Grabes Schrecken,
Wo dräuend der Granit,
In kühn gethürmten Blöcken,
Den Abgrund übersieht.

Erzürnte Fluthen brausen
Tief unter morschem Steg,
Und Graubünd's Lüfte sausen
Am hochbeschnei'ten Weg.

Der Wandrer starrt von Eise,
Sein Odem friert zu Schnee;
Ein Glöckchen, dumpf und leise,
Tönt fern am Alpensee;
Der Hohlweg senkt sich tiefer:
Durch Felsenzacken blickt
Des Klosters dunkler Schiefer
Mit weißem Kreuz geschmückt.

Friedrich Mathisson.

Aus Göthe's italienischer Reise.

151. Seegefahr.

Auf der See, Dienstag den 15. Mai 1787.

Meine Hoffnung, dießmal schneller nach Neapel zu gelangen oder von der Seekrankheit eher befreit zu sein, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines so mannichfaltigen Schönen war mir versagt, nur einige Vorfälle ließen mich meinen Schwindel vergessen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunst umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterscheiden können, das Meer überleuchtete, welches die schönste Himmelsbläue zeigte, die man nur sehen kann. Eine Schaar Delphine begleitete das Schiff, schwimmend und springend blieben sie ihm immer gleich. Mich däucht, sie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein schwarzer Punkt erscheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigstens behandelte man sie nicht als Geleitsmänner, sondern wie Feinde: einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünstig, den unser Schiff in verschiedenen Richtungen fortstreichend nur überlisten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt, als einige erfahrene Reisende versicherten: weder Hauptmann, noch Steuerer verstünden ihr Handwerk, jener möge wohl als Kaufmann, dieser als Matrose gelten, für den Werth so vieler Menschen und Güter seien sie nicht geeignet einzustehen. Ich ersuchte diese übrigens braven Personen, ihre Besorgnisse geheim zu halten. Die Anzahl der Passagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verschiedenem Alter, denn Alles hatte sich auf das französische Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, sonst nichts weiter bedenkend,

Ich stellte vor, daß Mißtrauen und Sorge Jeden in die peinlichste Lage versetzen würde, da bis jetzt Alle in der farb- und wappenlosen Leinwand ihr Heil gesehen.

Und wirklich ist zwischen Himmel und Meer dieser weiße Zipfel als entscheidender Talisman merkwürdig genug. Wie sich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geschwungenen weißen Taschentüchern begrüßen und dadurch wechselseitig ein sonst nie zu empfindendes Gefühl der scheidenden Freundschaft und Neigung erregen, so ist hier in dieser einfachen Fahne der Ursprung geheiligt; eben als wenn einer sein Taschentuch an eine Stange befestigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brod von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte, daß ich essen sollte, was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck sitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Kniep wußte mich zu erheitern, indem er nicht, wie auf der Corvette, über die vortreffliche Kost triumphirend meinen Neid zu erregen suchte, mich vielmehr dießmal glücklich pries, daß ich keinen Appetit habe.

Mittwoch den 16. Mai 1787.

Und so war der Nachmittag vorbeigegangen, ohne daß wir unsern Wünschen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer westwärts getrieben, und das Schiff, indem es sich der Insel Capri näherte, entfernte sich immer mehr von dem Cap Minerva. Jedermann war verdrießlich und ungeduldig, wir Beiden aber, die wir die Welt mit malerischen Augen betrachteten, konnten damit sehr zufrieden sein; denn bei Sonnenuntergang genossen wir des herrlichsten Anblicks, den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Cap Minerva mit den daranstoßenden Gebirgen vor unsern Augen, indeß die Felsen, die sich südwärts hinabziehen, schon einen bläulichen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrent hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihn aufgethürmt, von der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, so daß wir den stärksten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen, bläulichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick, Kniep trauerte, daß alle Farbenkunst nicht hinreiche, diese Harmonie wiederzugeben, so wie der feinste englische Bleistift die geübteste Hand nicht in den Stand setze, diese Linien nachzuziehen. Ich

dagegen, überzeugt, daß ein weit geringeres Andenken, als dieser geschickte Künstler zu erhalten vermochte, in der Zukunft höchst wünschenswerth sein würde, ich ermunterte ihn, Hand und Auge zum letztenmal anzustrengen; er ließ sich bereden und lieferte eine der genausten Zeichnungen, die er nachher colorirte und ein Beispiel zurückließ, daß bildlicher Darstellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit ebenso begierigen Augen. Capri lag nun ganz finster vor uns, und zu unserm Erstaunen entzündete sich die vesuvische Wolke, sowie auch der Wolkenstreif, je länger je mehr, und wir sahen zuletzt einen ansehnlichen Strich der Atmosphäre im Grunde unseres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber diese uns so willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelassen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Passagieren nicht lange in Ungewißheit. Sie, der Meeresereignisse kundiger, als wir, machten dem Schiffsherrn und seinem Steuermanne bittere Vorwürfe; daß über ihre Ungeschicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt sei, sondern auch die ihnen anvertraute Personenzahl, Güter und Alles umzukommen in Gefahr schwebe. Wir erkundigten uns nach der Ursache dieser Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windstille irgend ein Unheil zu befürchten sei. Aber eben diese Windstille machte jene Männer trostlos: wir befinden uns, sagten sie, schon in der Strömung, die sich um die Insel bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam, als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo uns auch nicht ein Fuß breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung gegeben ist.

Aufmerksam durch diese Reden, betrachteten wir nun unser Schicksal mit Grauen: denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterscheiden ließ, so bemerkten wir doch, daß das Schiff, schwankend und schwippend, sich den Felsen näherte, die immer finsterer vor uns standen, während über das Meer hin noch ein leichter Abendschimmer verbreitet lag. Nicht die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken: Schnupftücher und leichte Bänder wurden von Jedem in die Höhe und in's Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieeten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern, weil der Raum zu eng war, sich darauf zu bewegen, lagen sie gedrängt aneinander. Sie noch mehr, als die Männer, welche besonnen auf Hülfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Capitän. Nun ward ihm Alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für theures Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches, aber doch stummes Betragen. Er hatte Niemand von seinen Hand-

lungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Maneuvers beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die, ohne Kenntniß der Schiffkunst, sich aus bloßem Eigennutz den Besitz eines Fahrzeuges zu verschaffen gewußt und nun, durch Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit, Alle, die ihnen anvertraut, zu Grunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien immer noch auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen, als der Tod selbst, war es unmöglich, länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und redete ihnen zu, mit ungefähr eben so viel Gemüthsruhe, als den Vögeln von Malfesina. Ich stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, so daß sie weder denken, noch sich unter einander verständigen könnten. Was euch betrifft, rief ich aus, kehrt in euch selbst zurück und dann wendet euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein kommt, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß er für euch thue, was er damals für seine Apostel gethan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen, der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hülflosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist.

Diese Worte thaten die beste Wirkung. Eine unter den Frauen, mit der ich mich schon früher über sittliche und geistliche Gegenstände unterhalten hatte, rief aus: **Ah! il Balarmé! benedetto il Balarmé!** und wirklich fiengen sie, da sie ohnehin schon auf den Knieen lagen, ihre Litaneien mit mehr als herkömmlicher Inbrunst leidenschaftlich zu beten an. Sie konnten dieß mit desto größerer Beruhigung thun, als die Schiffsleute noch ein Rettungsmittel versuchten, das wenigstens in die Augen fallend war: sie ließen das Boot hinunter, das freilich nur sechs bis acht Männer fassen konnte, befestigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matrosen durch Ruderschläge nach sich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick, daß sie es innerhalb der Strömung bewegten, und hoffte es bald aus derselben herausgerettet zu sehen. Ob aber gerade diese Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt, oder wie es damit beschaffen sein mochte, so ward mit einmal an dem langen Seile das Boot und seine Mannschaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geschleudert, wie die Schmitze einer Peitsche, wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch diese Hoffnung ward aufgegeben! — Gebet und Klagen wechselten ab, und der Zustand wuchs um so schauerlicher, da nun oben auf den Felsen die Ziegenhirten, deren Feuer man schon längst gesehen hatte, hohl aufschrieen: da

unten strande das Schiff! Sie riefen einander noch viele unverständliche Töne zu, in welchen Einige mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten sie sich auf manche Beute, die sie am andern Morgen aufzufischen gedachten. Sogar der tröstliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felsen sich so drohend nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannschaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum Aeußersten komme, damit von dem Felsen abzuhalten, bis denn endlich auch diese brächen, und Alles verloren sei. Immer stärker schwankte das Schiff, die Brandung schien sich zu vermehren, und meine durch alles dieses wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entschluß auf, hinunter in die Cajüte zu steigen. Ich legte mich bald betäubt auf meine Matratze, doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien: denn ganz deutlich schwebte mir das Bild aus Merian's Kupferbibel vor Augen. Und so bewährt sich die Kraft aller sinnlich-sittlichen Eindrücke jedesmal am stärksten, wenn der Mensch ganz auf sich selbst zurückgewiesen ist. Wie lange ich so in halbem Schlafe gelegen, wußte ich nicht zu sagen, aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltsames Getöse über mir; ich konnte deutlich vernehmen, daß es die großen Seile waren, die man auf dem Verdeck hin und wieder schleppte, dieß gab mir Hoffnung, daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile sprang Knieп herunter und kündigte mir an, daß man gerettet sei, der gelindeste Windshauch habe sich erhoben; in dem Augenblick sei man bemüht gewesen, die Segel aufzuziehen, er selbst habe nicht versäumt Hand anzulegen. Man entferne sich schon sichtbar vom Felsen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch sie zu überwinden. Oben war Alles stille; sodann kamen mehrere der Passagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten sich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unserer Fahrt erwachte, befand ich mich frisch und gesund, sowie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieser Epoche gewesen war; so daß ich also auf einer längern Seereise wahrscheinlich mit einer dreitägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck sah ich mit Vergnügen die Insel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unser Schiff in solcher Richtung, daß wir hoffen konnten in den Golf hineinzufahren, welches denn auch bald geschah. Nun hatten wir die Freude, nach einer ausgestandenen harten Nacht dieselben Gegenstände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengesetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felseninsel hinter uns. Hatten wir gestern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, so erschienen nun auch die Castelle und die Stadt gerade

vor uns, sodann links der Posilippo und die Erdzungen, die sich bis gegen Procida und Ischia erstrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für seinen Orient sehr eingenommener Priester, der den Landesbewohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage: wie sich denn Neapel zu Constantinopel verhalte, sehr pathetisch antwortete; **anche questa una è città!** — Auch dieses ist eine Stadt! — Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an, umsummt von Menschen; es war der lebhafteste Augenblick des Tages. Kaum waren unsere Koffer und sonstigen Geräthschaften ausgeladen und standen am Ufer, als gleich zwei Lastträger sich derselben bemächtigten, und kaum hatten wir ausgesprochen, daß wir bei Moriconi logiren würden, so liefen sie mit dieser Last wie mit einer Beute davon, so daß wir ihnen durch die menschenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Portefeuille unter dem Arm, und wir hätten wenigstens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, weniger ehrlich, als die neapolitanischen armen Teufel, uns um dasjenige gebracht hätten, was die Brandung verschont hatte.

---

152. Maria Stuart.

Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finster'n Gefängniß entstiegen,
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft.

O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen,
Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsschoos?
Die Blicke frei und fesselos
Ergehen sich in ungemess'nen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Gränze an,
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.

Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!

Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan.

Dort legt ein Fischer den Nachen an!
Dieses elende Werkzeug könnte mich retten,
Brächte mich schnell zu befreundeten Städten.
Spärlich nährt es den dürftigen Mann.
Beladen wollt' ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan,
Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen,
Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

Schiller.

---

153. Aus der Weisheit des Brahmanen.

a.

Zum Milden sprach ein Freund: Du mußt die Mild' ablegen,
Die dich verarmen macht. Der Milde sprach dagegen:
Zur Milde hab' ich mich gewöhnt nach Gottes Bilde,
Und seine Mild' hat mich gewöhnt an meine Milde.
Ich fürchte, wenn ich nun ablegen sollte meine
Gewohnheit, möchte Gott ablegen mir die seine.

b.

Als wie der Schwan, der rein auf reinen Fluthen schwimmt,
Im Himmel unter sich sein Spiegelbild vernimmt,
Und wenn er lang im See gezogen seine Kreise,
Taucht unter und zurück läßt keine Spur der Reise;
Glückselig, wer so rein sich auf der Welt bewahrt
Und Abschied also nimmt, daß Niemand es gewahrt.

c.

Wozu ein großes Haus? es nützt nicht voll, noch leer:
Zu einem großen Haus gehört ein großes Heer,
Zu einem großen Heer gehört ein reicher Sold,
Zum reichen Sold gehört ein eigner Schacht von Gold.
Zum Schacht von Gold gehört viel Müh' wohl, ihn zu graben;
Drum will ich auf der Welt ein kleines Haus nur haben.
Das größte Haus ist eng, das kleinste Haus ist weit,
Wenn dort ist ein Gedräng' und hier Zufriedenheit.

d.

Schön ist der Tropfe Thau am Halm und nicht zu klein,
Der großen Sonne selbst ein Spiegelglas zu sein.

Schön ist das Bächlein dann, das kaum zu küssen wagt
Die Blum' und murmellaut zu werden halb noch zagt.
Und schön ist auch der Strom, der sich mit Kraft ergießt,
Im Spiel der Woge sich mit Rauschen selbst genießt.
Und so freu' immer dich, wenn Schönes dir und Gutes
Quillt, Thau, Bach oder Strom, perl' oder riesl' und fluth' es.

Rückert.

154. Der Schneesturz in Grönland.

Mehrere Tage vergiengen hier auf eine höchst angenehme Weise; die heitere Witterung, die stets wechselnde Gegend, der freundliche Empfang, der ihnen allenthalben zu Theil wurde, versetzte die Reisenden in die freundlichste Stimmung. Je tiefer sie in den zwischen Inseln und Ufern des festen Landes hineinschneidenden Meerbusen kamen, desto höher, desto schroffer und wilder wurden die Ufer. Sie waren hin und her gefahren zwischen den Inseln, fuhren durch den äußerst schmalen Vegsund, der Sulos von dem festen Lande trennt, und setzten jetzt ihre Reise südlich fort in den seltsamen Jörgensfiord, einen grade gegen Süden laufenden Meerbusen, hinein. Ihre Absicht war, einen Freund in Sosbos zu besuchen. Als sie durch die Mündung des Jörgensfiord kamen, eröffnete sich vor ihnen ein ungeheurer Schlund. Der finstre Kanal schien sich immer mehr zu verengen, die steilen Ufer erhoben sich auf beiden Seiten zu einer unermeßlichen Höhe, und auf dem Gipfel sahen sie große Schneeflocken, die niemals wegschmelzen. Diese Schlucht läuft drei norwegische Meilen (vier deutsche) in völlig grader Richtung fort, so daß man diese große Strecke tief in den schauderhaften Kanal hineinblickt. Die westliche Seite ist furchtbar schroff, die östliche zwar weniger, aber wilde Berggipfel erheben sich, bald wie Thürme und Pyramiden, dann den Dachgiebeln gothischer Gebäude ähnlich, oft treppenförmig und zu einer erstaunlichen Höhe. Als sie eben in den Meerbusen tiefer hineinsegelten, ließ sich in einiger Entfernung ein dumpfer Laut hören. Schnell wurden die Segel heruntergezogen, und die Fischer brachten das Boot durch Ruder etwas zurück.

Es wird ein Schnee- und Felsensturz (et Snee og Steenkred) sein, sagten sie, warten wir ihn ab.

Der dumpfe Ton wurde immer lauter. Sie sahen von dem höchsten Gipfel eine dichte Schneemasse sich losreißen, im Herunterstürzen von der schroffen Wand ward sie durch Steinhaufen gehemmt. Augenblicke einer ängstlichen Stille erfolgten jetzt, während der ungeheure Schneeklumpen in einer seltsam hängenden Stellung liegen blieb, aber bald rissen sich die Steine mit der Masse los, das tobende Geräusch steigerte sich, Steine warfen sich wild auf andere, und unter furchtbarem Getöse, welches in der ganzen

Schlucht vielfältig wiederhallte, stürzte die riesenhaft heranwachsende Masse in den Meeresbusen hinein, daß das Wasser hoch und schäumend in die Höhe spritzte. Noch ein Augenblick, und ein völliges Stillschweigen herrschte in der tiefen Schlucht, deren dunkle Wellen, von keinem Sonnenlichte erleuchtet, sich trübe fortwälzten. Die Fischer nahmen die Segel herunter, obgleich der Wind nicht ungünstig war. Oft ist dort eine völlige ängstliche Windstille, die Wasserfläche ist spiegelhell, in dem finstern Thale herrscht eine verhängnißvolle Ruhe; dann erheben sich plötzlich aus den wilden Thälern und Schluchten heftige Windstöße, ein schneller Sturm saust zwischen den engen Felsenwänden, das Wasser kräuselt sich in kleinen, kurzen, schwarzen Wellen, die sich pfeilschnell jagen, und oft verunglücken die segelnden Boote. In der Mitte rudert das Boot in diesen drohenden Schlund hinein. Alle Augenblicke horchte man, ob nicht irgend ein Getöse einen Steinsturz erwarten ließe. Die sogenannten Mehlstürze von losem Schnee sind die gefährlichsten. In einem Augenblicke stürzen sie herunter, wälzen Häuser und Boote unwiderstehlich mit sich fort, und erzeugen heftige Windstöße. Beide Ufer drohten mit gleicher Gefahr, und mit ängstlicher Sorgfalt suchte man sich von beiden gleich weit entfernt zu halten. Da entdeckte man die seltsame Beschaffenheit der westlichen Felsenwände. Unaufhörlich rieselt von der obern Schneedecke das Wasser die schroffen Wände herunter, und ein frischer, lieblicher Graswuchs bedeckt die ganze Wand an einer Stelle, während mächtige Tannen, Fichten und Birken eine dichte Waldung an andern Stellen bilden. Aber schwarze, kahle, mit losen, chaotisch unter einander geworfenen Steinblöcken erfüllte Zwischenwände, das Bild der wildesten Zertrümmerung, trennten immer von Neuem diese milderen, anmuthigen Plätze. So wechselten schnell, unbegränzt, dicht neben einander in scharfen Gegensätzen das freudigste Leben mit dem Tode.

Ist es nicht wie der Eingang zum Acheron? sagte Aamod. Alle Geister der Natur haben sich erhoben, diesen grausen Eingang zu bewachen, Luft und Wasser haben sich gegen die kühn Eindringenden verschworen, und selbst das starre Gebirge trennt, was seit der Urzeit zusammenhieng, und schleudert dem Wanderer seine Steinmassen entgegen. Wenn hier Schnee und riesenhafte Steine uns zu begraben drohen, dort nach einem furchtbaren Stillschweigen der Wind plötzlich aus den Schluchten heult: wer kann sich verbergen, daß die Natur ein geheimes Schrecken in sich birgt und es an solchen Stellen los läßt, damit man es erkenne?

Immer enger wurde das Thal, immer düsterer das Wasser, immer stiller und ängstlicher wurden die Reisenden, die furchtsam hinhorchten, ob das Schrecken nicht da oder dort plötzlich hervorbrechen und sie verschlingen würde. Aber nichts rührte sich, kaum

ein lebendiges Wesen regte sich in dieser Stille. Die ruhigen Wellen schlugen an die grasreichen Ufer, und glücklich landeten die Reisenden bei dem Freunde.

Steffens.

---

155. Märzlied.

Nun da Schnee und Eis zerflossen
Und des Angers Rasen schwillt,
Hier an rothen Linden schossen
Knospen bersten, Blätter sprossen,
Wacht der Auferstehung Odem
Durch das keimende Gefild!

Veilchen an den Wiesenbächen
Lösen ihrer Schaale Band;
Primelngold bedeckt die Flächen,
Zarte Saatenspitzen stechen
Aus den Furchen, gelber Krokus
Schießt aus warmem Gartensand.

Alles fühlt erneutes Leben:
Die Falänen, die am Stamm
Der gekerbten Eiche kleben,
Mücken, die im Reigen schweben,
Lerchen hoch im Aetherglanze,
Tief im Thal das junge Lamm!

Seht! Erweckte Bienen schwärmen
Um den frühen Mandelbaum;
Froh des Sonnenscheins erwärmen
Sich die Greise, Kinder lärmen
Spielend mit den Osteréiern
Durch den weißbeblümten Raum.

Sprießt, ihr Keimchen, aus den Zweigen,
Sprießt aus Moos, das Gräber deckt!
Hoher Hoffnung Bild und Zeugen,
Daß auch wir der Erd' entsteigen,
Wann des ew'gen Frühlings Odem
Uns zur Auferstehung weckt!

v. Salis.

---

156. Elisabeths Trauer im Gefängniß.

Wollt ihr hören, wie Elise
Klagend im Gefängniß sang,
Als der Schwester stolze Größe
Sie zu bittern Thränen zwang?

Spielend scherzten muntre Mädchen
Rings um ihres Kerkers Wacht;
Ach wie konnt' sie jetzt beneiden,
Was der Große sonst verlacht.

„In der Ruhe Thal geboren,
Wer verließe je das Thal?
Drängte sich nach Kron' und Purpur,
In des Hofes goldnen Saal?
Fern von Bosheit, wie von Schätzen,
Stiller Lieb' und Freundschaft hold —
Ach, was kann wie Lieb' ergötzen,
Sie, die mehr ergötzt als Gold?

Arme Schäfer, ihr beneidet
Oft, so oft der Großen Glück,
Weil sie Gold, statt Wolle, kleidet,
Gold, des Herzens böser Strick;
Liebe, wie die goldne Sonne,
Wärmt und strahlet euch so gern,
Mahlt euch an der Brust ein Blümchen
Ueber Ordensband und Stern.

Sieh, wie dort das Mädchen singend
Ihre Heerde treibt zur Ruh':
Schlüsselblümchen neu entspringend
Grüßen sie und horchen zu.
Welche Königin der Erde
Blickte je und sang so froh?
Ach! beladen mit Juwelen
Schlägt und singt kein Herze so.

Wär' ich auch mit euch geboren,
Auch ein Mädchen in dem Thal,
Ohne Fesseln, ohne Kerker
Hüpft' ich in der Freiheit Saal.
Klimmte über Fels und Hügel,
Sänge Liebe, Lust und Scherz:
Meine Kron' ein Wiesenblümchen,
Und mein Reich des Schäfers Herz."

Shenstone, in Herder's Stimmen der Völker.

---

157. Das Feuerbesprechen.

Zigeuner sieben von Reitern gebracht,
Gerichtet, verurtheilt in einer Nacht,
Sie klagen um ihre Unschuld laut,
Ein Jud' hätt' ihnen den Kelch vertraut.

Die Rathsherrn sprachen das Leben leicht ab,
Sie brachen dem sechsten schon den Stab,
Der siebent', ihr König, sprach da mit Ruh':
„Ich hör' wohl in Lüften den Vögeln zu!"

„Ihr sollt mir nicht sengen ein Härlein vom Kleid,
Bald krähet der rothe Hahn so weit!"
Da bricht die Flamme wohl über, wohl aus,
Aus allen vier Ecken der Stadt so kraus.

Der rothe Hahn auf die Spitze gesteckt,
Er krähet, wie jener, der Petrum erweckt,
Die Herren erwachen aus Sündenschlaf:
Gedenke der Unschuld, der harten Straf'.

Die Herren sie sprechen zum Manne mit Fleh'n,
Er möge besprechen das feurige Weh'n,
Er möge halten den feurigen Wind,
Sein Leben sie wollten ihm schenken geschwind.

Den Todesstab da entreißt er gleich,
Den Herren damit giebt Backenstreich,
Er ruft: „Was gießet ihr schuldlos Blut?
Wie wollet ihr löschen die höllische Glut?

„Das Kindlein vom Stahle die Funken gern zieht,
Der Fromme im Steine das Feuer wohl sieht;
Was spielt ihr mit Dingen, die schneidig und spitz?
Der rothe Hahn wohl unter euch sitzt."

Jetzt spricht er: „Willkommen, du feuriger Gast,
Nichts greife weiter, als was du hast,
Das sag' ich dir, Feuer, zu deiner Buß'
Im Namen Christi, deß Blut hier auch floß.

„Ich sage dir, Feuer, bei Gottes Kraft,
Die Alles thut und Alles schafft,
Du wollest also stille steh'n,
Wie Christus wollt' im Jordan steh'n.

„Ich sage dir, Feuer, behalt' dein' Flamm',
Wie einst Maria, die heilige Dam',
Hielt ihr Gemüth so keusch, so rein,
So mußt, o Flamme, du schuldlos sein."

Da flog der rothe Hahn hinweg,
Da nahm der Wind den andern Weg,
Das Feuer sank in sich zusamm',
Der Wundermann gieng fort durch die Flamm'.

Deutsches Volkslied.

158. Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte und der List und der Liebe gleich unbetretbar war, einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in allen Formen zu schmelzen, bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er nach der Weise des Hofs seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg, noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Geld mit Verschwendung, aber geizte mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vater-

landes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender, fester Blick in die vergangne Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weitentlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt. —

Nicht minder edeln Stammes als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oesterreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabine von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der Flämische Stolz machte sich wie eine eitle Mutter mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmont's war ein Triumphzug, jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben, in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten, ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei den ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele, seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstand ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen als Grundsätze, sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm

die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nichts Böses oder Gutes, in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung statt, darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden, er war ein besserer Soldat als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein, wie in einer lieblichen Traumwelt dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des Spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkührliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.

Schiller.

---

159. In der Fremde.

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach! wie so gerne
Nur ein einzig deutsches Wort.

Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft?
All' mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

Einsam schweif ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Busen schmachtet
Und in bangem Sehnen wallt.

A. W. Schlegel.

---

160. Christentreue.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfieng dich Leiden,
Vergiengst für mich in Schmerz:
D'rum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und Mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und Keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn dir Keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treu'ste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir an's Herz.

Novalis.

---

161. Der Wald.

Heil'ger Tempel ist der Wald!
Schlanke Thürme' im Abendstrahl
Winken goldig in das Thal;
Opfer-Wohlgerüche wallen
Aus der Thore Säulenhallen,
Und der ernste Dämmerschein
Ruft zur Andacht uns herein.

Heil'ger Tempel ist der Wald!
Säulenreihen, hundertfach,
Haben sein lebendig Dach;
Blumenteppich', Kranzgehänge
Weben sich durch alle Gänge,
Und in seine Fenster bricht
Himmelblau und Rosenlicht.

Heil'ger Tempel ist der Wald!
Wo der Odem Gottes schwebt,
Wann kein Odem sich erhebt;
Wann sich leis' die Lüfte schwingen,
Lieder mannichfach erklingen;
Oder wann das Heiligthum
Sturm erfüllt mit Preis und Ruhm.

Fröhlich.

---

162. Der Schlaf.

In jener Schaar unzählbarer Genien, die Jupiter für seine Menschen erschaffen hatte, um durch sie die kurze Zeit ihres mühseligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. „Was soll ich," sprach er, da er seine Gestalt ansah, „unter meinen glänzenden gefälligen Brüdern? Welches traurige Ansehen habe ich im Chor der Scherze, der Freuden und aller Gaukeleien des Amors? Mag es sein, daß ich den Unglücklichen erwünscht bin, denen ich die Last ihrer Sorgen entnehme und sie mit milder Vergessenheit tränke. Mag es sein, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich doch auch nur zu mühseliger neuer Arbeit stärke. Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Sorge des Elendes wissen, denen ich immer nur den Kreis ihrer Freuden störe?" —

„„Du irrest,"" sprach der Vater der Genien und Menschen, „„in deiner dunkeln Gestalt wirst du aller Welt der liebste Genius werden. Denn glaubst du nicht, daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, sie ermüden früher als Sorg' und Elend,

und verwandeln sich dem satten Glücklichen in die langweiligste Trägheit,““

„„Aber auch du,““ fuhr er fort, „„sollst nicht ohne Vergnügungen sein; ja in ihnen oft das ganze Heer deiner Brüder übertreffen.““ Mit diesen Worten reichte er ihm das silbergraue Horn anmuthiger Träume. „„Aus ihm,““ sprach er, „„schütte deine Schlummerkörner, und die glückliche Welt sowohl, als die unglückliche, wird dich über alle deine Brüder wünschen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, sind von deinen Schwestern, den Grazien, mit zauberischer Hand von unsern seligsten Fluren gesammelt. Der ätherische Thau, der auf ihnen glänzet, wird einen jeden, den du zu beglücken denkst, mit seinem Wunsch erquicken, und da sie die Göttin der Liebe mit unserm unsterblichen Nektar besprengt hat, so wird die Kraft ihrer Wollust viel anmuthiger und feiner den Sterblichen sein, als Alles, was ihnen die arme Wirklichkeit der Erde gewähret. Aus dem Chor der blühendsten Scherze und Freuden wird man fröhlich in deine Arme eilen; Dichter werden dich besingen und in ihren Gesängen dem Zauber deiner Kunst nachbuhlen; selbst das unschuldige Mädchen wird dich wünschen, und du wirst auf ihren Augen hangen, ein süßer, beseligender Gott.““ —

Die Klage des Schlafs verwandelte sich in triumphirenden Dank, und ihm ward die schönste der Grazien, Pasithea, vermählet.

Herder.

---

163. Elegie auf ein Landmädchen.

Schwermuthvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab,
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute,
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Steh'n am Sarge, winden nassen Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes, frommes Mädchen bist,
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschen's ist.

Wie ein Engel ſtand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür',
Wieſenblumen waren ihr Geſchmeide
Und ein Veilchen ihres Buſens Zier;
Ihre Fächer waren Zephyr's Flügel
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Dieſe Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieſer Bach.

Sittſamkeit umfloß, wie Mondenflimmer,
Ihre Roſenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unſchuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber Keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain:
Unter'm Grün, durchſtrahlt von Himmelsbläue,
Flogen ſie den deutſchen Ringelreih'n.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an ſeinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Waizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth.

Band den Waizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach;
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Weſtgewölke brach.
Ueber Alles war ihm Röschen theuer,
War ſein Taggedanke, war ſein Traum;
Wie ſich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben ſich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgeſänge heben an;
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit ſeinem Liederbuche,
Naſſen Auges, an das off'ne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlumm're ſanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieſer Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!

GERMAN SEMINAR LIBRARY TAYLOR INSTITUTION OXFORD

Weht, wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieser Kirchhofslinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

Hölty.

---

164. Klagegesang von dem edlen Frauen des Asan-Aga.

(Morlakisch).

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen,
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
'S ist der Glanz der Zelten Asan-Aga;
Nieder liegt er drinn an seiner Wunde.

Ihn besucht die Mutter und die Schwester,
Schamhaft säumt sein Weib zu ihm zu kommen.

Als nun seine Wunde linder wurde,
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen!"

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue starr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Asan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, sich herab zu stürzen.
Aengstlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unsers Vaters Asan Rosse!
Ist dein Bruder Pintorowich kommen."

Und es kehret die Gemahlin Asans
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schwester!
Mich verstoßen! Mutter dieser Fünfe!"

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß sie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei sich einem Andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauer-Scheidbrief sahe,
Küßt' sie der beiden Knaben Stirne,
Küßt die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber, ach! vom Säugling in der Wiege
Kann sie sich im bitter'n Schmerz nicht reißen,
Reißt sie los der ungestüme Bruder,
Hebt sie auf das muntre Roß behende,
Und so eilt er mit der bangen Frauen
Grad nach seines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht sieben Tage,
Kurze Zeit g'nug, von viel großen Herren
Unsre Frau in ihrer Wittwen Trauer,
Unsre Frau zum Weib begehret wurde.
Und der größte war Imoskis Kadi.
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beschwöre dich bei deinem Leben!
Gieb mich keinem Andern mehr zur Frauen,
Daß das Wiedersehen meiner lieben,
Armen Kinder mir das Herz nicht breche."

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Fest Imoskis Kadi sie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
„Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoskis Kadi:
Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
Und läßt durch dieß Blatt dich höchlich bitten,
Daß, wenn dich die Suaten her begleiten,
Du mir einen langen Schleier bringest,
Daß ich mich vor Asans Haus verhülle,
Meine lieben Waisen nicht erblicke."

Kaum ersah der Kadi dieses Schreiben,
Als er seine Suaten alle sammelt,
Und zum Wege nach der Braut sich rüstet,
Mit den Schleier, den sie heischte, tragend.

Glücklich kamen sie zur Fürstin Hause,
Glücklich sie mit ihr vom Hause wieder;
Aber als sie Asans Wohnung nahten,
Sah'n die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
Iß das Abendbrot mit deinen Kindern!"

Traurig hört' es die Gemahlin Asans,
Kehrete sich zu der Suaten Fürsten:

„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
Halten wenig vor der lieben Thüre,
Daß ich meine Kleinen noch beschenke."

Und sie hielten vor der lieben Thüre.
Und den armen Kindern gab sie Gaben,
Gab den Knaben goldgestickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange, reiche Kleider,
Und dem Säugling hülflos in der Wiege
Gab sie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das vernahm sah Vater Asan-Aga,
Rief gar traurig seinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben, armen Kleinen,
Eurer Mutter Brust ist Eisen worden,
Fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen!"
Wie das hörte die Gemahlin Asans,
Stürzt' sie bleich, den Boden schütternd, nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Busen,
Als sie ihre Kinder vor sich stieb'n sah.

Goethe.

---

165. Die Peaks-Höhle.

Ein enges, schauerliches Thal empfieng uns; kein Baum, keine Spur von Vegetation, nur nackte und steile Felsen, zwischen denen wir uns ängstlich hinwinden mußten, die jeden Augenblick den Weg zu versperren schienen. Wir durchreis'ten die ödeste, traurigste, schauerlichste Gegend in England. Endlich langten wir in Castleton an, einem so armen Städtchen, wie wir noch keins in England gesehen hatten. Wir eilten bald nach der Peaks-Höhle. Sie liegt nahe bei der Stadt. Der Eingang derselben ist wahrhaft groß und imposant. Eine Reihe meist senkrecht steiler Felsen von wunderbar zackiger Form erhebt die mit Bäumen gekrönten Scheitel. In einem derselben hat die Natur ein furchtbares, 42 Fuß hohes und 120 Fuß breites Thor gewölbt, durch welches man in undurchdringliches Dunkel zu blicken wähnt. Vor der Wölbung hängen ungeheure, bizarr geformte Tropfsteine, wildes Gesträuch rankt dazwischen, Epheu umwindet sie und flattert in lichten Kränzen darum her. Felsenstücke hängen herab, Untergang drohend dem Haupte dessen, der vorwitzig in die Geheimnisse der Unterwelt dringen will. Wir traten in die Höhle. Die dunkle Nacht ward dem allmählig sich daran gewöhnenden Auge zur Dämmerung. Bald unterschieden wir darin eine Menge Weiber und Kinder, emsig spinnend, die ärmlichsten Gestalten, welche die

Phantaſie nur erdenken kann. Gnomen gleich, hocken ſie in dieſer kalten, feuchten Dunkelheit und friſten kümmerlich ihr armes Leben; des Nachts ſchlafen ſie in kleinen bretternen Hütten, die ſie ſich in der Höhle erbauten, und deren wir eine ziemliche Anzahl herumſtehen ſahen. Ungeſtüm bettelnd umgaben ſie uns, ſo wie ſie uns gewahrten. Wir waren froh, nach dem Rathe der Wirthin in Caſtleton eine Menge Kupfergeld eingeſteckt zu haben, um uns loszukaufen. Die Wärme der Höhle im Winter, die ein eigentliches Haus entbehrlich macht, der kleine Gewinn, den die Fremden ihnen gewähren, vor Allem aber die Freiheit von Abgaben, welche nur auf der Oberwelt, im Sonnenlichte, gefordert werden, bewegt die Armen, eine ſo unfreundliche Wohnung zu wählen. Nachdem wir uns von ihrem Ungeſtüm los gemacht hatten, kauften wir Lichter. Jeder von uns mußte eins tragen; der Führer trug deren zwei voraus, und ſo gieng es denn weiter in den ganz finſteren Hintergrund der Höhle. Der Führer machte uns auf einige ungeheuer große Tropfſteine aufmerkſam, welchen er allerhand Namen gab. Dann öffnete er eine ſchmale, niedrige Thüre, und wir ſtanden in einem großen Gewölbe, von deſſen Decke große Felſenſtücke drohender, als je über unſere Häupter herabhiengen. Der Schimmer der flackernden Lichter machte ſie noch grauſender; ſie ſchienen ſich zu bewegen. Jetzt ward das Gewölbe ganz niedrig. Gebückt, mit unſicherem Tritte auf dem ſchlüpfrigen, ebnen Boden, mußten wir uns lange durch eine enge Felſenſpalte winden; bald gieng es ſteil in die Höhe, bald ebenſo hinunter. Die Luft war ſchwer, wir möchten ſagen zähe; denn ihr Widerſtand ſchien uns fühlbar. Endlich konnten wir unſere Häupter erheben. Wir befanden uns in einem kleinen Gewölbe und bald am Ufer eines unterirdiſchen Stromes, der hier, wie der Styx, kalt und ſtumm in ewiger Nacht die ſchwarzen Wellen langſam dahin wälzt. Wir fanden einen mit Stroh angefüllten Kahn, in welchem zwei Perſonen ausgeſtreckt neben einander liegen konnten. Der Führer ſtieg in's Waſſer, welches ihm faſt bis an die Hüfte gieng. So ſchob er den Kahn vor ſich hin, in welchem wir auf dem Stroh lagen und kaum zu athmen wagten. Es gieng unter Felſen weg, die, kaum eine Hand breit von unſerm Haupt entfernt, alle Augenblicke einzuſtürzen ſchienen; von beiden Seiten war kein Zoll breit Ufer, um darauf fußen zu können. Nie war uns die Idee eines lebendig Begrabenen anſchaulicher, als hier in dem ſargähnlichen Kahne mit der ſchwarzen Felſendecke über uns. Der Führer mußte ganz gebückt waten, ein Stoß an einen Felſen, der ihn beſinnungslos gemacht hätte, und wir waren auf die entſetzlichſte Weiſe verloren. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, ſchwammen wir eine ziemliche Zeit, bis wir landen konnten, immer das Licht in der Hand. Endlich ſtiegen wir aus unſerm Sarge. Schwindlig von der Fahrt mußten wir uns erſt eine Weile erholen, ehe wir um

uns blicken konnten, und fast wären wir es beim ersten Umherschauen auf's neue geworden. In einem ungeheuren Dom, der 120 Fuß hoch, 270 lang und 210 breit war (also wie die größte Kirche), funkelten eine Menge hin und wieder zerstreute Lichter, wie Sterne. Hier ist der Tempel des ewigen Schweigens, zu dem noch nie ein Strahl der sonnigen Oberwelt, ein Laut der Freude drang. In dieser unabsehbaren Höhle war uns noch bänglicher, als in der engen kleinen; die Entfernung von allem Leben war hier fühlbarer durch den Raum, der uns furchtbar davon trennte. Mühsam kletterten wir über abgerissene, rauhe Felsstücke und kamen wieder an das Wasser. Wir standen still; es war, als ob Töne einer sehr fernen Musik zu uns herüberschlüpften. Der Führer stieg abermals in's Wasser und trug Einen nach dem Andern eine ziemliche Strecke auf den Schultern hindurch. In einer kleinen runden Höhle, in welcher das Wasser tropfenweise von allen Seiten unaufhörlich niedersinkt, fanden wir eben in diesem ewigen Tröpfeln die Ursache jener Töne, die uns vorher wie Musik aus der Ferne schienen. Der Fußboden war mit tausend wunderlichen Schnörkeln aus Tropfstein bedeckt. So gut es angieng, eilten wir weiter, und in einer höhern, gewölbten Abtheilung der Höhle harrte unser eine sonderbare Ueberraschung. Ein Chor von Männern empfieng uns mit einem langsamen, eintönigen Gesange. Lichter in den Händen haltend, die sie hin und herschwenkten, standen sie 50 Fuß hoch über uns in einer Art Nische. Ihr Gesang war rauh, aus wenig Tönen zusammengesetzt, wild und klagend, aber dennoch nicht unangenehm. Nach diesem wunderlichen Empfang gieng es weiter. Aengstlich gebückt, schlichen wir unter und über Felsmassen, bis zu einem kleinen Gewölbe, noch grausender und schauerlicher als alle übrigen, und ein schwarzer Abgrund, zu welchem wir zitternd hinableuchteten, gähnte dicht vor unsern Füßen. Der Führer zeigte uns den steilen furchtbaren Fußsteig, der über schlüpfrige Tropfsteine hinabführt. „Dieß ist der Teufelskeller," sagte er.

Der Führer leuchtete jetzt in den Abgrund vor uns hinab. Die wenigsten Wanderer wagen sich den steilen Pfad hinunter, der 150 Fuß tiefer führt. Sie lassen bloß den Führer mit einigen Lichtern hinabgehen und begnügen sich mit dem schauerlichen Anblick von oben. Wir thaten dieß auch. Kühne, bogenähnliche Vertiefungen, emporstrebende Säulen, geformt von der Natur, sahen wir im flimmernden Lichte; das Wasser plätscherte lebendiger im tiefsten Grunde. Endlich stieg er wieder herauf. Wir traten den Rückzug an; ein ferner Schimmer des Tages, den unser an die Dunkelheit gewöhntes Auge jetzt in der zweiten Höhe vom Eingange entdeckte, erfreute uns unbeschreiblich. Zwei Stunden waren wir in der Wohnung der Nacht und des ewigen Schwei-

gens geblieben. Wie wir nun wieder heraus traten an's erfreuliche Sonnenlicht, wie uns nun wieder die milde, schmeichelnde Sommerluft warm und labend empfieng, da war uns, als erwachten wir von einem beängstigenden Traum.

Johanna Schopenhauer.

---

166. Unterschied.

Reseda sprach zu Reben:
„Wir sind in Allem gleich;
Der Blume Farbeleben
Ist Beiden nicht gegeben,
Die wir so düftenreich."
„„Doch wird man zwischen Beiden,
Erwiederten die Reben,
Noch immer unterscheiden.
Bald sterben deine Düfte:
Wir blüh'n erst recht im Wein
Mit Gold- und Purpurschein
Und hauchen Rosendüfte.""

Fröhlich.

---

167. Frühlingsbild.

Frühling ist, Verklärung schwebt um Busch und Strauch;
Kann so reine Schönheit blüh'n auf Erden auch?
Eine Himmelsunschuld jedes junge Blatt,
Noch unangerührt von des Verderbens Hauch.

Rückert.

---

168. Die Natur des südlichen Italiens.

Der Himmel erscheint in Süditalien Monate lang ununterbrochen wolkenlos und so blau und noch blauer, als bei Euch in den schönsten Frühlingstagen, wann die Dünste, welche immer über der deutschen Erde schweben, zu weißen Wolken zusammengeflossen sind. Die Luft ist so rein, daß meilenweit entfernte Dörfer ganz nah erscheinen. Tags sieht man Sterne, und in der Nacht hebt sich das Gebüsch und jeder andre dunkle Gegenstand glaublich scharf in der Landschaft ab. Beim bloßen Scheine der kleinen Mondsichel werfen die Körper starke Schatten, und die Sterne, die in ungleich größerer Zahl und Pracht als bei Euch erscheinen, geben Licht genug, um lesen zu können. Ueber Himmel, Land und Meer ist, den Tag über, eine Heiterkeit und Klarheit

und, bei Sonnenuntergang, eine Farbenglut verbreitet, die unaussprechlich ist. Man könnte kindisch sagen, Euer Himmel wäre Glas und der Unsere Krystall.

Oft schwimmt, nachdem die goldne Scheibe hinabgesunken, plötzlich Alles in einem Meer von Rosenroth, von dem der Blick sich geblendet abkehrt; Häuser und Flur, Gebirg und Meer, ja die Gesichter flammen, und wann, wie es manchmal geschieht, gerade ein feiner Regen fällt, so scheint Purpur niederzuträufeln. — Von dem violetten Ton der Berge Abends, wann die Sonne noch am Himmel steht, hab' ich eben gesprochen; es ist dieß eine wunderbare Verklärung der Natur, gleichsam der Wiederschein einer schöneren Welt.

Vergleicht man ferner die deutschen Gebirgsformen mit den italienischen, so erscheinen erstere weit gewöhnlicher. Ich berufe mich auf die Maler, welche beide aus der Anschauung kennen. Haben hier nicht alle Linien einen edleren Schwung, einen ausdrucksvolleren Charakter? Ist nicht auch das natürliche Colorit der Gegenden durch vieles Blau, Braun, Goldbraun und Roth weit mannigfaltiger und reizender, während oft ein einförmiges, giftiges Grün nordischen Landschaften Eintrag thut? Erscheint nicht, ohne von Luft, Contouren und Localfarben zu reden, jeder einzelne Gegenstand unendlich malerischer, als Häuser, Villen, Dörfer, Ruinen, Felsenbuchten, Klippen, Schwefelberge, erstarrte Lavaströme, spitze Vulkane und die üppige südliche Vegetation in all ihren wunderbaren Erzeugnissen? Dazu kömmt noch Gesichtsbildung, Gestalt und Kostüme der Bewohner, was auch von großer Wirkung ist und den poetischen Reiz des Ganzen auf's Höchste steigert.

Auch das südliche Meer muß ich, dem nordischen gegenüber, erheben. Wer je das Meer oder tiefe Seen betrachtet hat, der weiß, wie sehr ihre Schönheit von der Farbe der Luft abhängt, und wie ein grauer Himmel nur immer auf ein graues Wasser niederschaut. Sobald man sich hier im Golfe soweit vom Ufer entfernt hat, daß der Grund nicht mehr durchscheint, ist die See, besonders im Schatten des Fahrzeugs, vom schönsten, reinsten Indigoblau; doch wechseln die Farben beständig in den mannichfaltigsten Abstufungen.

Ueberblickt man vom hohen Ufer die ruhige Wasserfläche, so bemerkt man, wie auf einer Landkarte, ordentliche Flüsse und Strömungen, die sich, ohne die mindeste Wellenbewegung, langsam winden; man sieht verschiedenartige Felder, z. B. ein hellgrünes in einem größeren blauen, oder auch ein mattes in einem stahlblanken. Naht ein Wind vom Meere her, so verdunkelt sich das Gewässer in weiter Ferne, ein breiter Schatten rückt allmählig näher. Der glatte, silberne Spiegel geräth in schwankende Bewegung; kleine Wellen erheben sich und schlagen plätschernd, wie

zum Spiel, an's Ufer, aber schon folgen größere, lange Bänke grüner Wogen kommen brüllend, ihre weißen Häupter und Kämme erheben sich immer wilder, donnernd prallen sie an den Strand und brechen zurückschmetternd die nächste Linie der andringenden Wasserhügel.

Herrlich ist auch der hüpfende Sonnen- und Mondglanz auf dem mäßig bewegten Meere. In gerader Linie bis zum Fuße des Beschauers schwanken und blitzen die Lichter auf den Häuptern der Wellen, wie Geister, die auf- und niedertauchen. Wann die Sonne in der See untergeht, sind diese Lichter roth und golden, und alle Farben des Regenbogens spielen auf dem Meere. Schlagen dann die Wogen an's Ufer und verbreiten sich flach über den Sand, so werden sie plötzlich zu flammendem Purpur, wandeln sich aber zurückfließend schnell wieder in weißen Schaum.

Nachts, besonders im Sommer und nach Gewittern, schimmern die Wellen in mattem phosphorischem Lichte; um des Fischers Ruder sprühen Funken, und die Spur seiner Barke ist Feuer. Dieß rührt von Millionen sonst unsichtbarer Bewohner des Meeres her, deren Leuchten durch eine stärkere Bewegung des Wassers gesteigert wird.

Die Barken, welche öfters an dunkeln Abenden von größeren, auf der Rhede liegenden Schiffen an's Ufer gehen, und mit zwei Reihen Ruderer bemannt, in taktgemäßen Schlägen über den Spiegel des Meeres fliegen, gleichen dann riesenhaften Krebsen mit feurigen Füßen. Wirft man einen Hund ins Meer, so kommt er leuchtend zurück, sich schüttelnd sprüht er von Funken, und man denkt an den Höllenpudel im Faust.

Welch' wunderbares, geheimnißvolles Element ist nicht das Wasser! Kann man stundenlang an einem Bache liegen, welche Gedanken und Phantasien weckt erst das endlose, ewig wechselnde Meer und seine tausendstimmigen Wellen, die kleine plätschernde Welle, welche schmeichelnd über deinen Fuß schlägt und bunte Steinchen und Muscheln am Strande auf- und niederrollt, und die Welle, welche vom Sturm gepeitscht, aufspringt, ein schwarzes Riesenpferd mit weißer Mähne, und thurmhoch an einem Felsen zerschellt?

Das mittelländische Meer ebbt und fluthet, wie alle Binnenmeere, nur in geringem Grade, und eine regelmäßige Veränderung des Wasserstandes im Golfe von Neapel ist kaum bemerkbar, während doch in Venedig zur Zeit der Fluth die Treppen um einige Stufen tiefer im Wasser stehen. Da der Mond Einfluß auf das Meer ausübt, und dieses wieder mit dem Vesuve und seinen Ausbrüchen in Verbindung steht, so sagt man, der Mond steigere oder schwäche die Eruptionen.

Ich gehe zum Klima über. Italiener, die aus Deutschland zurückkehren, erzählen, sie hätten sieben Monate lang Winter und

fünf Monate keinen Sommer gehabt. In Neapel rechnet man auf vier Tage drei schöne. Eis und Schnee sind höchst seltene Erscheinungen. Ich habe nun schon mehrere Winter hier zugebracht und auch nicht eine Flocke in der Stadt fallen sehen. Die gewöhnlichen Thermometer gehen auch nicht unter zwei Grad Kälte. Zwar sieht man vom November bis in den März weiße Berggipfel, denn die Abruzzen haben ein rauhes Klima, ja der Vesuv selbst ist oft wochenlang in einen Schneemantel gehüllt; hier unten aber lacht ewiger Frühling, kein Frühling mit blühenden Bäumen, aber doch mit frischem Rasen, mit Blumen, jungem Laube, Gemüse und mit vielen immergrünen Bäumen. Er ist wie ein deutscher März; oft die wärmste Sonne, oft finsteres Gewölke, Regen und Sturm. Es fällt auch wohl dem Himmel ein, fünf Wochen lang ohn' Unterlaß Wasser herabzuschicken, von einer eigentlichen Regenzeit kann aber nicht die Rede sein. Auch der deutsche Winter bringt bisweilen Veilchen hervor; um Neapel gedeihen sie jedoch, nebst vielen andern Blumen, in solcher Fülle, daß die Knaben vom Lande ganze Körbe voll Sträußchen in der Stadt feilbieten, daß im Februar an allen Carnevalstagen Bouquets den vorüberfahrenden Damen in den Wagen geworfen werden.

Freilich erscheint hier geringe Kälte bedeutender als heftige bei Euch, einmal, weil die Haut weicher und empfindlicher ist, hauptsächlich aber darum, weil man sich nicht auf eine rauhe Jahreszeit vorbereitet hat. Die Fußböden sind ja von Stein, die Fenster gehen bis auf den Boden und schließen nicht, die Thüren stehen immer auf, die Oefen fehlen, und Kamine gehören zu den seltenen Dingen. Gewöhnlich hat der Neapolitaner bei kalter Witterung nur ein Kohlenbecken, über dem er sich von Zeit zu Zeit die Hände wärmt; zugleich hält er aber oft die Fenster auf, weil er den widerlichen Dampf nicht ertragen kann. Will man letztern vermeiden, so muß man sehr gute Kohlen nehmen und dieselben stundenlang vor dem Zimmer glühen.

So kommt es, daß man nirgends mehr friert, als in Italien, und zwar klagen die Russen am meisten, weil sie daheim am besten heizen. Der Fremde, welcher in Neapel behaglich leben will, verschaffe sich also für den Winter ein Zimmer mit Teppichen oder Strohdecken, mit wohlschließenden Fenstern und einem Kamine, oder — was aber schon eine außerordentliche Erscheinung ist — einem Blechofen. Das Zimmer liege gegen Mittag, das ist mehr werth als alle Teppiche und Blechöfen; denn die ungeheuren, ganz steinernen Wände sind ohne Sonne feucht und nehmen leicht einen Modergeruch an. Es giebt hier Zimmer an offenen, warmen Stellen (z. B. in Croce di Malta auf Largo di Castello), wo das Thermometer nie unter 14° über Null fällt.

Uebrigens hat hier die Sonne immer große Kraft, sobald der Winter heiter ist und kein Wind weht. Dann liegen die Lazzaroni

und Landleute im Januar auf den Gassen und halten, wie im Sommer, ihren Mittagsschlaf; dann sieht man noch in der Nacht halbnackte Bettler auf dem Pflaster ausgestreckt. Ich selbst habe auf einem Spaziergange um Weihnachten meinen Regenschirm aufgespannt, um mich gegen die drückende Hitze zu verwahren. Erhebt sich aber der Nordwind, die berüchtigte Tramontana, und rüttelt die schlechten Fenster, so hüllt sich der Fremde in seinen Mantel und seufzt nach dem traulichen Ofen in der Heimath. Man sieht nach dem Thermometer und begreift nicht, daß es noch so hoch steht.

Der Neapolitaner kann auf der Stube weit mehr Kälte ertragen, als der Nordländer; im Freien aber geht er, bei einigermaßen rauher Luft, sehr warm gekleidet und bedeckt sorgfältig den Mund. Letzteres thun sogar die härtesten Fischer, indem sie einen Zipfel ihrer braunen Kutte hoch über die Schulter werfen und den Kopf neigen, was ihnen ein ungemein malerisches Aussehen giebt. Dabei haben sie doch oft nackte Füße.

Gewitter sind hier im Ganzen selten, sie kommen im Winter häufiger vor, als im Sommer, und treten öfters plötzlich mit großer Heftigkeit ein, besonders im Gebirge. — Nichts ist erhabener als ein Gewitter auf dem Meere; ich habe ein solches letzten Sommer am Strande der Insel Ischia beobachtet. Es war schwarze Nacht; kein Mond, kein Stern konnte das schwere Gewölk durchbrechen. Das offene Meer lag, wie eine Welt voll Finsterniß, vor mir; ich sah die Wellen nicht, ich hörte sie nur brüllen und schäumen und an die Lavaklippen des Ufers schlagen, als solle mein Felsensitz in Trümmer gehen. Jetzt zuckten leichte Blitze in der Ferne; gezacktes Feuer drang von allen Seiten aus dem schwarzen Himmel; der ganze Horizont flammte von Gluth, und die weite, wild bewegte, weißschäumende See lag plötzlich deutlich vor mir, um sogleich wieder in Nacht zu versinken. Laut krachend umrollte mich der Donner; die Erde zitterte. So währte es die halbe Nacht. Endlich zog das Gewitter weiter; der Donner erstarb, nur die Blitze leuchteten noch; kein Regen fiel auf der Insel.

Die Nebel, welche hier sehr selten vorkommen, sind viel trockener und feiner, als im Norden; manchmal färbt sie die untergehende Sonne dunkelroth, und sie stehen wie eine purpurne Wolke über der Erde.

K. A. Mayer.

---

160. Sehnsucht.

Ach! aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!

Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winken zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Schiller.

---

170. Die sterbende Blume.

Hoffe! du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang. —

„Ach! ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.

Ach! ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt." —

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich, beschieden ist
Saamen Allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreu'n,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneu'n. —

„Ja, es werden nach mir blüh'n
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das Einzle welkt geschwind.
Aber, sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

„Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

„Weh' mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl;
Daß in's Aug' ich dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entzieh'n,
Schließen will ich krampfhaft fest
Mich in mich, und dir entflieh'n.

„Doch du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt:

„Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank' ich's heut.

„Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blüh'n im Feld,
Wie die Stern' auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch,
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch
Und zur schönen Welt hinein.

„Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann' dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Weh'n!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzusteh'n."

Friedrich Rückert.

---

171. Die Cedern auf Libanon.

Der König Hiram von Tyrus und Salomo, der König von Israel, besuchten einst gemeinschaftlich den Cedernwald auf Libanon. Arm in Arm wandelten die beiden Könige unter den duftenden Schatten des hohen Waldes einher, und Hiram freuete sich der weisen Rede des Königs von Israel.

Unten aber zu ihren Füßen lagen weit umher die Länder und blüheten in Frieden, denn Salomo und Hiram hatten einen Bund gemacht und waren Freunde; so waren auch ihre Völker Freunde unter einander. Und die Könige standen still und schaueten in die Ferne.

Da gieng Hiram, dem Beherrscher von Tyrus, das Herz auf, und er sprach zu Salomo: „O, wohl uns, daß wir Freunde sind! Stehen wir nicht auch, wie die Cedern auf unseren Höhen, und unsere Völker um uns her?"

Da antwortete Salomo und sprach: „„Wohl nennet man mit Recht die Ceder den königlichen Baum. Er ist der höchste von allen und seine Gestalt ist voll Majestät; er wächset auf der Höhe

des Gebirges; aus den Wolken trinkt er und bedarf nicht des Baches, der seinen Fuß netze. — Seine Wurzel umfasset die Felsen der Erde und er tauchet sein Haupt in die Bläue des Himmels. Jahrhunderte hat der Sturm um diese Wipfel getobt und der Donner um die Stirn des ernsten Waldes gerollt; aber er stehet unerschüttert, frei, wie ein Gott, und ohne die Bedürfnisse des niederen Thales. Darum heißet er auch ein Baum Gottes, den Jehovah gepflanzt hat, — und stehet, ein Bild der Gesalbten des Höchsten.""

„Eines nur fehlet ihm," sagte Hiram; „die duftende Blüthe und die nährende, erquickende Frucht."

Da lächelte Salomo und sprach: „„Redest du im Scherz, Hiram, oder als der Beherrscher des gewinnenden Volkes? Duftet nicht die ganze Ceder? — Und wozu der hochragenden Königin des Gebirges die erquickliche Frucht? Trägt sie nicht den kühnen Seefahrer durch die schäumende Woge? Wölbet sie nicht die Paläste der Fürsten? Und bald, Hiram, wird sie auf Sion stehen, ein Tempel Jehova's. — Mein Freund, es giebt edlere Früchte, als welche der Gaumen verlangt.""

Indem sie also redeten, rollte plötzlich ein Gewitter hinauf gen Libanon, und es donnerte gewaltig. Die Könige aber standen im Dickicht des Waldes, schweigend und voll Ehrfurcht. Da kam ein Strahl aus dem Gewölk und zerriß eine Ceder von dem Gipfel bis an die Wurzel, und krachend stürzte sie am Abhange des Gebirges hernieder. Das Gewölk aber zog brausend vorüber.

Da traten die Könige zu der gefallenen Ceder und sprachen unter einander: „Was ist alle irdische Größe vor dem Angesichte des Erhabenen? — Er rollet die Himmel zusammen, wie ein Gewand, und die Erde ist vor ihm, wie ein Tropfen im Eimer. — Wer mag bestehen vor dem König aller Könige? —"

Nach einem langen, stillen Nachdenken, während sie vor der zerschmetterten Ceder standen, sprach Hiram: „Wenn man die Natur in ihrer furchtbaren Größe gesehen hat, dünkt es beinahe thöricht, dem Herrn der Schöpfung einen Tempel bauen zu wollen. Wozu bedürfte er des Tempels von Menschenhänden gemacht?"

„„Nicht er"", antwortete Salomo, „„aber der Mensch bedarf dessen. Das unermeßliche Werk der Schöpfung benget ihn nieder und gesellet ihn zu dem Staube, aus welchem sein Leib gebildet ward. Sein eigenes Werk, — als ob es den Unsichtbaren, Allgegenwärtigen umschlöße und begränzte — soll ihn erheben. — Nicht das beinerne und fleischerne Gewölbe der Brust ist der Geist des Menschen; Hiram, auch wir sind göttlichen Geschlechtes!""

Die Könige schwiegen lange. Darauf sagte der Beherrscher von Tyrus: „Ach, unser Königsleben gleichet dieser Ceder vor dem Wetter!"

„„Wohl““, erwiederte Salomo; „„es gleiche auch der Ceder nach dem Wetter! Vernimmst du, Hiram, welchen Wohlgeruch sie jetzt in ihrem Tode über den Wald verbreitet?““ —

Herder.

---

172. Weinlied.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt.
Die Sonne hat ihn sich erkohren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das göldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdische Geschoß.
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang' er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen seh'n,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm fleh'n.

Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegener Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut;
Und tausend frohe Jünger stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er sprützt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schaalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der schönen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunk'nen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es Keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

Novalis.

---

173. Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noäh Opfer fein
Und sprach: Ich will dir gnädig sein.
Und weil du ein so frommes Haus,
So bitt' dir eine Gabe aus.

Der Noah sprach: „Ach! lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind:
Drum möcht' ich armer, alter Mann
Ein anderweit Getränke han."

Da griff der Herr ins Paradies
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und gab ihm guten Rath und Lehr'
Und sprach: den sollst du pflegen sehr,
Und wies ihm Alles so und so;
Der Noah war ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind',
Pflanzt Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm,
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr',
Das macht' ihm eben kein' Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr'.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersieht,
Daß Weingenuß ihm schadet nicht,
Und item daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt,
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.

August Kopisch.

---

174. An die Cicade.

(Nach dem Anakreon.)

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen Alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt.
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote!
Ja, dich lieben alle Musen,
Phöbus selber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberstimme;
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte, Dichterfreundin,
Ohne Fleisch und Blut Geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen.

Goethe.

---

175. Das Chamouni-Thal.

Wir ließen Salenche in einem schönen offenen Thale hinter uns; der Himmel hatte sich während unserer Mittagsrast mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondere Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und noch schöner an einem heiteren Tag von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft wie eine Schaumwolle durch die Atmosphäre gekämmt würden.

Ich erinnere mich nie, in den höchsten Sommertagen bei uns, wo dergleichen Lufterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Lichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufstiegen, vor uns, das Thal fieng an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wandten uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkeren und mächtigeren Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites, trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein sehr angenehmes, rund geschlossenes, flaches Thal, worin das Dörfchen Servos liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan, die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne giengen nach einander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge rechts vor uns ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz, wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn da er mit den Sternen, die um ihn herum stunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breiteren, zusammenhängenden Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höheren Sphäre zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter in's Thal steigen.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thals, le Prieuré genannt, wohl logieret in einem Hause, das eine Wittwe den vielen Fremden zu Ehren vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sitzen am Kamin und lassen uns den Muskatellerwein aus der Vallée d'Aost besser schmecken, als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt wurden. —

Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt sehr hoch in den Gebirgen, ist etwa sechs bis sieben Stunden lang

und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, ist, daß es in seiner Mitte fast gar keine Fläche hat; sondern das Erdreich wie eine Mulde sich gleich von der Arve aus gegen die höchsten Gebirge anschmiegt. Der Montblanc und die Gebirge, die von ihm herabsteigen, machen die östliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin sieben Gletscher, einer größer als der andere, herunter kommen. Unsere Führer, die wir gedingt hatten das Eismeer zu sehen, kamen bei Zeiten. Der eine ist ein rüstiger junger Bursche, der andere ein schon älterer und sich klug dünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann. Er versicherte uns, daß seit acht und zwanzig Jahren — so lange führe er Fremde auf die Gebirge — er zum erstenmal so spät im Jahr (5. November) nach Allerheiligen Jemand hinaufbringe; und doch sollten wir Alles eben so gut, wie im August sehen. Wir stiegen mit Speise und Wein gerüstet den Montanvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraschen sollte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisstrom nennen; denn die ungeheuern Massen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzusehn, in ziemlicher Ebene hervor. Gerade hinten endigt ein spitziger Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hereinstarren. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigen Fläche, und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fieng nach und nach an sich zu überziehen, und ich sah wogige, graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich sie niemals gesehen. In der Gegend, wo wir stunden, ist die kleine, von Steinen zusammengelegte Hütte für das Bedürfniß der Reisenden, zum Scherz das Schloß von Montanvert genannt. Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem schicklicheren Ort etwas weiter hinauf erbauen lassen, wo man am Feuer sitzend zu einem Fenster hinaus das ganze Eisthal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen gegenüber und auch in der Tiefe des Thals hin sind sehr spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinart zusammengesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendicular in die Erde einschießen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andre spitz in die Luft stehen. Solche Zacken werden Nadeln genannt, und die Aiguille du Dru ist eine solche hohe merkwürdige Spitze, gerade dem Montanvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und diese ungeheuren Massen auf ihnen selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Krystallklippen herum. Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man auf dem Eise selbst stehend den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegen sieht. Doch

wollt' es uns nicht länger auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen, wir waren weder mit Fußeisen, noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet; vielmehr hatten sich unsere Absätze durch den langen Marsch abgerundet und geglättet. Wir machten uns also wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisstrom stufenweis bis hinunter in's Thal bringt, und traten in die Höhle, in der er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sichrer im Grund, als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen.

Göthe.

---

176. Der Vesuv im December 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

Wo im Sturmwind rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Wucht durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höh'n Rubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden herabrollt:

Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches,
Silbernes Antlitz.

A. v. Platen.

---

177. Gasele.

Klage nicht, daß du in Fesseln sei'st geschlagen,
Klage nicht, daß du der Erde Joch mußt tragen.

Klage nicht, die weite Welt sei ein Gefängniß;
Zum Gefängniß machen sie nur deine Klagen.

„Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank' ich's heut.

„Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blüh'n im Feld,
Wie die Stern' auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch,
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch
Und zur schönen Welt hinein.

„Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann' dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Weh'n!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzusteh'n."

Friedrich Rückert.

---

171. Die Cedern auf Libanon.

Der König Hiram von Tyrus und Salomo, der König von Israel, besuchten einst gemeinschaftlich den Cedernwald auf Libanon. Arm in Arm wandelten die beiden Könige unter den duftenden Schatten des hohen Waldes einher, und Hiram freuete sich der weisen Rede des Königs von Israel.

Unten aber zu ihren Füßen lagen weit umher die Länder und blüheten in Frieden, denn Salomo und Hiram hatten einen Bund gemacht und waren Freunde; so waren auch ihre Völker Freunde unter einander. Und die Könige standen still und schauten in die Ferne.

Da gieng Hiram, dem Beherrscher von Tyrus, das Herz auf, und er sprach zu Salomo: „O, wohl uns, daß wir Freunde sind! Stehen wir nicht auch, wie die Cedern auf unseren Höhen, und unsere Völker um uns her?"

Da antwortete Salomo und sprach: „„Wohl nennet man mit Recht die Ceder den königlichen Baum. Er ist der höchste von allen und seine Gestalt ist voll Majestät; er wächset auf der Höhe

des Gebirges; aus den Wolken trinkt er und bedarf nicht des Baches, der seinen Fuß netze. — Seine Wurzel umfasset die Felsen der Erde und er tauchet sein Haupt in die Bläue des Himmels. Jahrhunderte hat der Sturm um diese Wipfel getobt und der Donner um die Stirn des ernsten Waldes gerollt; aber er stehet unerschüttert, frei, wie ein Gott, und ohne die Bedürfnisse des niederen Thales. Darum heißet er auch ein Baum Gottes, den Jehovah gepflanzt hat, — und stehet, ein Bild der Gesalbten des Höchsten.""

„Eines nur fehlet ihm," sagte Hiram; „die duftende Blüthe und die nährende, erquickende Frucht."

Da lächelte Salomo und sprach: „„Redest du im Scherz, Hiram, oder als der Beherrscher des gewinnenden Volkes? Duftet nicht die ganze Ceder? — Und wozu der hochragenden Königin des Gebirges die erquickliche Frucht? Trägt sie nicht den kühnen Seefahrer durch die schäumende Woge? Wölbet sie nicht die Paläste der Fürsten? Und bald, Hiram, wird sie auf Sion stehen, ein Tempel Jehova's. — Mein Freund, es giebt edlere Früchte, als welche der Gaumen verlangt.""

Indem sie also redeten, rollte plötzlich ein Gewitter hinauf gen Libanon, und es donnerte gewaltig. Die Könige aber standen im Dickicht des Waldes, schweigend und voll Ehrfurcht. Da kam ein Strahl aus dem Gewölk und zerriß eine Ceder von dem Gipfel bis an die Wurzel, und krachend stürzte sie am Abhange des Gebirges hernieder. Das Gewölk aber zog brausend vorüber.

Da traten die Könige zu der gefallenen Ceder und sprachen unter einander: „Was ist alle irdische Größe vor dem Angesichte des Erhabenen? — Er rollet die Himmel zusammen, wie ein Gewand, und die Erde ist vor ihm, wie ein Tropfen im Eimer. — Wer mag bestehen vor dem König aller Könige? —"

Nach einem langen, stillen Nachdenken, während sie vor der zerschmetterten Ceder standen, sprach Hiram: „Wenn man die Natur in ihrer furchtbaren Größe gesehen hat, dünkt es beinahe thöricht, dem Herrn der Schöpfung einen Tempel bauen zu wollen. Wozu bedürfte er des Tempels von Menschenhänden gemacht?"

„„Nicht er"", antwortete Salomo, „„aber der Mensch bedarf dessen. Das unermeßliche Werk der Schöpfung benget ihn nieder und gesellet ihn zu dem Staube, aus welchem sein Leib gebildet ward. Sein eigenes Werk, — als ob es den Unsichtbaren, Allgegenwärtigen umschlöße und begränzte — soll ihn erheben. — Nicht das beinerne und fleischerne Gewölbe der Brust ist der Geist des Menschen; Hiram, auch wir sind göttlichen Geschlechtes!""

Die Könige schwiegen lange. Darauf sagte der Beherrscher von Tyrus: „Ach, unser Königsleben gleichet dieser Ceder vor dem Wetter!"

So kam nnn dieſer Ring von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorſam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der Dritte — ſo wie jeder ſich mit ihm
Allein befand, und ſein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu verſprechen.
Das gieng nun ſo, ſolang' es gieng. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es ſchmerzt ihn, zwei
Von ſeinen Söhnen, die ſich auf ſein Wort
Verlaſſen, ſo zu kränken. — Was zu thun? —
Er ſendet ingeheim zu einem Künſtler,
Bei dem er, nach dem Muſter ſeines Ringes,
Zwei andere beſtellt, und weder Koſten
Noch Mühe ſparen heißt, ſie jenen gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künſtler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann ſelbſt der Vater ſeinen Muſterring
Nicht unterſcheiden — froh und freudig ruft
Er ſeine Söhne, jeden insbeſondre;
Giebt jedem insbeſondre ſeinen Segen —
Und ſeinen Ring — und ſtirbt. —
Kaum war der Vater todt, ſo kömmt ein jeder
Mit ſeinem Ring, und jeder will der Fürſt
Des Hauſes ſein. Man unterſucht, man zankt,
Man klagt. Umſonſt, der rechte Ring war nicht
Erweislich — faſt ſo unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Wie geſagt: die Söhne
Verklagten ſich, und jeder ſchwur dem Richter,
Unmittelbar aus ſeines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Verſprechen ſchon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen — wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheur'te jeder, könne gegen ihn
Nicht falſch geweſen ſein; und eh' er dieſes
Von ihm, von einem ſolchen lieben Vater,
Argwohnen laſſ', eh' müſſ' er ſeine Brüder,
So gern er ſonſt von ihnen nur das Beſte

Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon aufzufinden wissen, sich schon rächen.
Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! — Ihr schweigt!
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seid ihr alle Drei
Betrogene, Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht ächt. Der ächte Ring
Vermuthlich gieng verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.
Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des Einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen. — Und gewiß,
Daß er euch alle Drei geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
Um Einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern,
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird

Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Aus Lessings: Nathan der Weise.

---

181. Die Ueberschwemmung.

Wer machte denn die Thür auf, Johannes? — Johannes, hörst du? schlafe nur nicht so fest. Es weht die Kinder kalt in ihren Bettchen an. Geh', mache sie zu! ich fürchte mich. Sieh', guckt es nicht dort mit funkelnden Augen herein? hat es nicht Hörner? —

Christel fuhr unter die Bettdecke. Du bist ein furchtsames Kind, sprach Johannes; — — Nun hab' ich mein Leiden mit deiner Furcht, und auch der ganz kleine Junge alterirt sich schon, wenn man ihn nur mit einem Hasenfuß anrührt. — Geh, Daniel, stehe du auf und mache die Thüre zu und sperre die Ziege ein.

Der kleine Daniel sprang mit bloßen Füßen aus dem Bett, um zu gehen.

Vater, rief er, es ist Wasser in der Stube! bis über die Kniee! Mutter, die Wiege ist schon zum Fenster geschwommen.

Du bist noch im Traum, Daniel, sprach die Mutter.

Nein, Mutter! wahrhaftig Wasser. Hörst du?

Und nun rauschte er mit den Füßen darin.

Auch die Ziege kam gewaten. Die Mutter sprang aus dem Bette und eilte zum Kleinen der Wiege. Der Vater sah zum Fenster hinaus.

Um des Himmelswillen, was ist denn? fragte Christel.

Hu, wie kalt ist das Wasser! —

Johannes antwortete nicht. Er hörte nur scharfes Läuten vom Kirchthurm, ein dumpfes Rauschen, ängstliche Stimmen im Dorfe, gerufene Namen, Geschrei der Kinder und hohles, gedämpftes Gebrüll des Viehes. Männer und Weiber und Kinder fuhren wie im Schattenspiel in der Nacht, selbst wie Schatten, in Kähnen vor dem Hause vorüber, wo Abends noch trockene Straße war. Ein Mann führte seine Kühe watend nahe am Zaune des Gärtchens vor seinem Fenster hin. — Was ist das? fragte er ihn. Keine Antwort. Ein Anderer ritt auf dem Pferde, einen Knaben vor sich.

Ist denn das der Rhein hier? fragte er diesen. —

Das Wasser hier im Hause der Rhein! wiederholt Christel. —

Dasmal ist er es! antwortete Jener draußen vom Pferde, vorübereilend; macht, daß Ihr fort kommt, Johannes! Der Damm ist gebrochen! —

Das hier der Rhein? das Wasser hier! Hat davon jemals im Dorfe ein alter Mann erzählt? fragte Christel.

Dasmal ist das der Rhein! Wir stehen hier im Rhein in der Stube! sagte Johannes. — Horch, wieder die Sturmglocke vom Thurm! das klingt ängstlich! Nimm die Kinder, die Kinder, und fort, fort!

Laß Dich nicht übereilen, Johannes! sagte Christel gefaßt. Einen Augenblick überlegt, was wir thun, was wir nehmen und lassen. Der Augenblick kommt nicht wieder! Das hat dir Gott eingegeben, den Kahn noch gestern im Hofe fertig zu machen, selber die Ruder hab' ich hineingelegt. — Das Erste ist die Nürnberger Bibel, von meinem Vater, dann die Kinder und die Sonntagskleider! Weißt Du noch etwas?

Geld haben wir nicht! seufzte Johannes mit gefaltenen Händen. Unser Haus war das Beste — und der Garten. Die Fische werden doch leben bleiben! So bleiben wir Fischer.

Nun in Gottes Namen! ich bin angezogen, trieb Christel.

So nahm sie denn das Kind in seinem Bettchen aus der Wiege, der kleine Daniel rief seinem Staar vom Ofen: du Dieb! du Dieb! dann nahm er den Vogel, der Vater den Daniel auf einen Arm, auf den andern das Mädchen, so wateten sie zum Kahn, der schon flott war. Christel stieg ein und blieb bei den Kindern. Der Vater holte noch die Nürnberger Bibel und die Federgebette und die Sonntagskleider aus der Lade, legte auch das hinein und fragte: haben wir sonst etwas Wichtiges vergessen? Daß ich nicht weiß, sagte Christel, ich habe Alles! Da sprang die Ziege noch in den Kahn, die Kuh war nicht mehr zu retten. Nun walte Gott! sprach Christel; und so fuhr denn Johannes sachte und vorsichtig über die niedrige, schon überschwemmte Mauer des Gehöftes mit dem Kahn voll seiner besten Habe hinüber nach den Bergen, über welchen ruhig, sicher und fern der Komet mit langem, weißem Schweife stand, der wie ein langes hinaufgestrecktes Schneckenhorn des Berges zum Himmel reichte und geisterhaft und doch gütig und freundlich den Menschen leuchtete.

Du hast gut da im Trocknen scheinen und steuern! sagte Johannes. Du bist an Allem schuld!

Spotte nicht! verwieß ihm Christel; es ist ein Bote des Herrn mit seinem Stabe.

Es ward plötzlich still auf den verworrenen Lärm im Dorfe. Das Schreckliche war geschehen. Die sich retten konnten, waren gerettet und waren nun still, auch wo sie flohen; und die sich nicht gerettet, waren auch still; nur manchmal erscholl noch Hundegebell oder Geschrei der Hähne, die den Morgen anriefen, oder Geläut aus benachbarten Dörfern, auch wohl ferner Schüsse Hall das Thal hinab und hinauf, und ein lauer Thauwind fiel in zuckenden Stößen vom Himmel.

So fuhr denn auch Johannes still an Mauern dahin, über Gärten und Wiesen, die zum See geworden. Nur zuweilen kam es ihnen vor, als hörten sie rufen: „Johannes!“ und dann wieder schwächer: „Johannes!“ aber es fiel ihnen nicht ein, daß sie ihre Dorothea vergessen, die auf dem Boden geschlafen. Sie waren froh, daß ein Kahn sie einholte. „Guten Morgen!“ grüßte es beklommen herüber. „Guten Morgen!“ dankten sie wehmüthig hinüber und schweigend gelangten sie an's Ufer.

Da nimm mir das Kind ab, Dorothea! sagte Christel und hielt es ihr aus dem Kahn hin. Denn sie glaubte, das flinke Mädchen sei zuerst an's Ufer gesprungen. Dorothea! wo bist du denn? rief sie noch einmal. Sie sah sich um, sie überblickte den Kahn, da war keine Dorothea, und vor Erschrecken hätte sie bald das Kind von den ausgestreckten Armen in's Wasser fallen lassen. Sie setzte sich aber und beugte sich über das Kind. —

Ich frug dich ja noch, liebes Weib, sprach Johannes, ob wir etwas vergessen.

Etwas ist kein Mensch, erwiederte sie.

Du sagtest, ich habe Alles! sprach er. — Ach, ich habe Alles, das sagt' ich, weil ich meine Kinder hatte! Kehre um, Johannes, das Mädchen ist dir ja so lieb, wie ich und die Kinder. Sie hat Niemand als uns, wer denkt an sie? so ist sie denn uns auf die Seele gebunden. Kehr' um! Soll sie so mißlich umkommen? Wie viel Häuser sind schon eingestürzt! Johannes, kehre um. „Johannes!“ rief sie, „Johannes!“ jetzt weiß ich, wer rief, und wen sie meinte — dich, mein Johannes! —

Ich will! tröstete sie Johannes, nur wärmt euch erst. So stiegen sie aus und richteten sich ein. Die Ziege weidete unbekümmert; Daniel las Holz zusammen, Johannes brachte einen Feuerbrand von dem Feuer des nächsten Unglücksgenossen, und während dessen erschien der Purpurstreif der Morgenröthe und beschimmerte das Thal und den Strom, und zuletzt kam auch die Sonne und schien sich umzusehen. Von Zeit zu Zeit läutete es noch im Dorfe vom Thurme. — Wer muß das sein? sagte der junge Prediger, der herzugetreten, denn dort steht der alte Küster mit allen den Seinigen. Die Kirche liegt tief, und dem wir die Rettung, nächst Gott, am meisten verdanken, der steht nun selber in Noth. Seht, ist nicht dort jemand im geöffneten Kirchthurmfenster? — Es ist ein Mann! sagte Johannes, und keiner aus dem Dorfe; ich dächte, er trüge einen andern Rock, als wir Leute hier, jetzt weht er auch mit einem weißen Tuche. Nun geht er wieder läuten, horch!

Das ist gewiß der Reisende, der gestern bei mir war und mich nicht zu Hause fand. Er wollte heute wieder zu mir kommen, bemerkte der Prediger. Ja, sagte der alte Küster. Als ich den Thurm aufschließen ließ, war er schon da und riß mir die Schlüssel

aus der Hand, trieb mich fort und sprang selber zu läuten. Er ließ sich's nicht nehmen. Ich sah ihn gestern Abend im Wirthshaus. Er hat auch ein Pferd.

Gehabt! sagte der Prediger; denn das ist nun ertrunken. Wir wohnen Alle dort tief.

Das war wohl ein Schreckliches!

Ach, es ist noch ein Schreckliches! seufzte Christel und deutete stumm und die Augen voll Thränen nach ihrem Hause, auf dessen Dache eine weiße Gestalt neben der Leiter saß.

Wer von euch ist das? fragte der Prediger.

Unsere Dorothea, die meine Frau mit aus dem Vaterhause geerbt, sagte Johannes ihm leiser. Jetzt will ich hin. Das Dach hat sich schon gewandt, denn die Morgensonne bescheint den Giebel, was sie in ihrem Leben nicht gethan! —

Fahrt mit Gott! sagte der Prediger. Aber wer wird euch begleiten außer ihm? Die Männer sind fort nach allerhand Hülfe oder retten noch; ich verstehe es nicht, das Ruderscheit zu führen, und gehe denn lieber aus nach Zufuhr in's nächste Dorf, daß ihr wenigstens Brot nnd Wein bekommt. So gieng er. —

Christel küßte ihren Johannes; er küßte die Kinder, dann fuhr er allein zurück. Er mußte zuerst an der Kirche vorüber, worauf der Fremde jetzt stärker geläutet, und nun hinab in das Fenster getreten. Johannes hätte müssen kein Herz haben, wenn er ihn nicht zuerst in den Kahn genommen. Und nach einigen Worten des Dankes half er nun selber hinüber rudern zum Hause, von dem das Mädchen ihn mehr geängstet, als er sich selbst über seine Lage. — So oft sie die Arme ausstreckte, riß ich wieder an der Glocke! erzählte er Johannes. Sie legten an das Dach an, aber sie mußten ihr laut zurufen herabzusteigen, so erstarrt und versonnen saß sie da oben. Ja es erschien dann, als sie gleichgültig die Männer ansah, sogar ein Trotz, eine Rache, eine wehmüthige Lust umzukommen, in ihrem Gesichte. Sie ward über und über roth. Sie wähnte sich vernachlässigt, als eine arme, vater- und mutterlose Waise! nicht vergessen vor Angst; und auch jetzt hatte Johannes zuerst den Fremden eingenommen! und nicht erst auf der Rückfahrt! So blieb sie, und auf wiederholten Zuruf schluchzte sie vollends vor Thränen und kehrte sich ab. — Laßt das arme Mädchen erst ausweinen und sich die Thränen trocknen, damit sie die Sprossen der Leiter nicht fehlt, sagte der Fremde mitleidsvoll. Sie hat nicht mehr an das Leben geglaubt; und nun schlägt ihr das Herz auf einmal zu voll. So stieg er selbst hinauf und geleitete Dorotheen hinab. Sie schwieg während der Fahrt nach den Bergen und sah zurück auf die Fläche des Wassers, während die Männer hinüber ruderten. Sie brach voll brauner Knospen schimmernde Zweige von den Obstbäumen, an denen sie hinfuhren, und warf sie in das Wasser, ohne sie anzusehen.

Am Ufer warf sie sich der weinenden Christel an die Brust und sagte: Nun seid ihr so arm, als ich!

Ist das dir ein Trost? erwiederte Christel.

Nun werdet ihr mich lieber haben! seufzte Dorothea.

Ach, wie war mir diese zwei Jahre her zu Muthe, seit der Prediger gestorben; und auch bei ihm, wie oft hab' ich geweint!

Was kannst du für deine betrogene Mutter! sprach Christel. Es hat ihr auch das Leben gekostet. Sei ruhig, wir waren nicht reich, aber wir liebten dich, wir lieben dich und sind nun arm.

Gott sei Dank! seufzte Dorothea leise; nun ist mir wohl.

Der Fremde hatte das schöne, sechszehnjährige Mädchen mit Verwunderung betrachtet. Ihr habt da ein eigenes Kind, sagte er. Schöne Mädchen müssen nicht so stolz, so eigensinnig sein! drohte er ihr sanft mit dem Finger. Dorothea wollte ihn böse ansehen; aber es gelang ihr nicht: denn von einem freundlichen Blick getroffen, mußte sie endlich sogar auch lächeln, wie er lächelte.

Mir ist nicht wohl, sagte er, daß ich jetzt arm bin. Ich kann nicht einmal meinem Freunde hier anders als mit Worten danken!

Das ist nicht nöthig! sagte Dorothea. Er hat ja eigentlich mich geholt, wie er spricht. Oder nicht?

Freilich, sagte Johannes.

So schenkte der Fremde nur einige kleine Stücke Geld an die Kinder, schrieb sich Johannes Namen in seine Schreibtafel, drückte ihm die Hand, versicherte ihm, daß er sich werde vernehmen lassen, schnitt sich einen Stock aus dem Haselgesträuch, ließ sich den Weg nach Groß-Breitenthal weisen und wanderte in die Berge.

Während dessen hatte sich die Schlinge, womit Johannes den Kahn an einen Stein in der Eile und der Freude befestigt, abgezogen durch das Wiegen auf den Wellen — und jetzt war der Kahn schon unerreichbar, wandte in eine Strömung und schwamm fort. Daniel schrie, Johannes sah ihm nach und sagte dann: nun bin ich ein Fischer gewesen! nun ertrinken mir die Fische! — Christel schwieg; Dorothea lächelte verstohlen, rief die Ziege, setzte sich auf den Stein und melkte Milch zum Frühstück für die Kinder. — — —

Leopold Schefer.

---

182. Pindaros.

Ich möchte, wann ich sterbe, wie die lichten
Gestirne schnell und unbewußt erbleichen.
Erliegen möcht' ich einst des Todes Streichen,
Wie Sagen uns vom Pindaros berichten.

Ich will ja nicht im Leben oder Dichten
Den großen Unerreichlichen erreichen,
Ich möcht', o Freund, ihm nur im Tode gleichen;
Doch höre nun die schönste der Geschichten!

Er saß im Schauspiel, vom Gesang beweget,
Und hatte, der Ermüdete, die Wangen
Auf seines Lieblings schönes Knie geleget:

Als nun der Chöre Melodieen verklangen,
Will wecken ihn, der ihn so sanft geheget,
Doch zu den Göttern war er heimgegangen.

A. v. Platen.

---

183. Die Wolke.

An der Birke Stamm gelehnt,
Sah ich ihn sich biegen,
Und die Wolke weißgedehnt
Ueber ihm sich wiegen;
Hin mit ihr zu fliegen
Hab' ich mich emporgesehnt.

Lieblich steuerst du dein Boot,
Wolke, Götterbote,
Angehaucht vom Morgenroth
Und vom Abendrothe;
Stände zu Gebote
Mir dein Zaubermachtgebot!

Dich verwandelnd wie ein Traum,
Füllest du die Leere
Mit Gestalt, den Himmelsraum
Bald mit Schlacht und Heere,
Bald im blauen Meere
Regst du Fels und stiebst du Schaum.

Was die Seele wünschen mag,
Zeigest du im Bilde;
Vor der Sonn' am heißen Tag
Dienest du zum Schilde,
Und von deiner Milde
Bettelt Thau der Frühlingshag.

Rückert.

---

184. Das Menschengewühl im Frühling.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
Im Thale grünet Hoffnungsglück:
Der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sich mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen, finstern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie Alle an's Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt.
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Göthe.

---

185. Abendsonne.

Betrachte, wie in Abendsonne-Gluth
Die grünumgeb'nen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,

Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O! daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt.

Göthe.

---

186. Das Leben in der Schöpfung.

Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durchforscht, oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig, als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Ueberall, selbst am beeisten Pol ertönt die Luft von dem Gesange der Vögel, wie von dem Summen schwirrender Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen ätherisch-reinen, sind belebt. Denn so oft man den Rücken der peruanischen Cordilleren, oder, südlich vom Leman-See, den Gipfel des weißen Berges bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Thiere entdeckt. Am Chimborazo, fast zweimal höher als der Aetna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten. Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin, als Fremdlinge, verirrten, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame

Schritte leitet, so beweiset ihr Daseyn doch, daß die biegsamere animalische Schöpfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Gränze erreicht hat. Höher, als der Kegelberg von Teneriffa auf den schneebedeckten Rücken der Pyrenäen gethürmt, höher, als alle Gipfel der Andeskette, schwebte oft über uns der Condur, der Riese unter den Geiern. Raubsucht und Nachstellung der zartwolligen Vikumas, welche gemsenartig und heerdenweise in den beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region.

Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Räderthiere, Brachionen und eine Schaar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie in den Lüften, bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen, wirbelnden Körper einschließt und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, den alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insekten-Eier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Feder-Kronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, den, bei getrennten Geschlechtern, die männlichen Blüthen ausstreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten über Meer und Land den einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind, und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur nothwendigsten Nahrung; so bedürfen dieselben dabei doch noch einer gröberen Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Oceans darbietet. Dieser Boden ist zwiefacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umflossen; den größeren Theil bildet das Wasser, vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer aus luftförmigen Stoffen zusammengenommen, und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken, wie in den pulsirenden Gefäßen der Thiere und Pflanzen, zersetzt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei, ob auf dem Continent oder in dem unergründeten Meere. In diesem erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermeßlichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropen-Nächte der Südsee bleiben, wo aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr

mildes planetarisches Licht ausgossen, und wo zugleich in der schäumenden Meeresfluth die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ocean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Unserem Auge fast unerkennbar sind die Cyclidien, die gefranzten Trichoden und das Heer der Naiden, theilbar durch Aeste, wie die Lemma, deren Schatten sie suchen. Von mannichfaltigen Luftgemengen umgeben und mit dem Lichte unbekannt, athmen die gefleckte Askaris, welche die Haut des Regenwurms, die silberglänzende Leukophra, welche das Innere der Ufer-Naide und ein Pentastoma, welches die weitzellige Lunge der tropischen Klapperschlange bewohnt. So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier bescheiden bei den Geschlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Dasein beruht das Dasein der thierischen Schöpfung. Unablässig sind sie bemüht, den rohen Stoff der Erde organisch an einander zu reihen und vorbereitend, durch lebendige Kraft, zu mischen, was nach tausend Umwandlungen zur regsamen Nervenfaser veredelt wird. Derselbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thierischen Lebens, das von jener genährt und erhalten wird.

Ungleich ist der Teppich gewebt, den die blüthenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt; lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reifende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen.

Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Fluth und schiebt plötzlich (wie einst zwischen den griechischen Inseln) einen schlackigen Fels empor; oder erheben (um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern) die einträchtigen Lithophyten ihre zelligen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden über den Wasserspiegel hervorragend absterben und ein flaches Corallen-Eiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den todten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt, ob wandernde Vögel oder Winde oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammtartiger Fasern, die dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begränzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz. Die Gränzen der alternden Decke fließen in einander und auf dem dunkeln Grunde bilden sich neue zirkelrunde Flechten von blendender

Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere, und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Cultur durchlaufen muß, so ist die allmählige Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel lustig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere niedrige Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke und ihre allmählige Ausbreitung über die öde Erdrinde hat ihre Epochen, wie die Geschichte des spätern Menschengeschlechts.

Alexander v. Humboldt.

---

187. Weltordnung.

„Schwing' mich auf zu deiner Wonne,
Ruft die Erde zu der Sonne,
„Daß ich mit den Sternen allen
Ewig frühlingshell mag wallen.
Zittern siehst du mich in Stürmen,
Siehst die trümmervollen Küsten,
Fluren hier versengt zu Wüsten,
Fluthen dort erstarrt zu Thürmen,
Und du höreſt rings ein Stöhnen
Meine Freuden übertönen."
Und die Sonne mild entgegnet:
„„Dennoch bist du auch gesegnet.
Großes hast du schon errungen,
Elemente wild verschlungen,
Aus dem Chaos losgeschieden:
Wohl erkämpfst du dir noch Frieden,
Doch der Himmel bleibt hier oben;
Denn es müssen die danieden
Ewig sehnen sich nach oben.""

Fröhlich.

GERMAN SEMINAR LIBRARY TAYLOR INSTITUTION OXFORD

---

188. Das Paradies.

Das Paradies muß schöner sein,
Als jeder Ort auf Erden;
Drum wünscht mein Herz recht bald darein,
Recht bald versetzt zu werden.

Im Paradieſe muß ein Fluß
Der ew'gen Liebe rinnen,
Und jede Sehnſuchtsthräne muß
Sein eine Perle drinnen.

Im Paradieſe muß ein Hauch
Der Schmerzenſtillung wehen,
Daß jeder Schmerz und meiner auch
Muß aufgelöſt vergehen.

Da ſteht des Friedens kühler Baum
Gepflanzt auf grünen Räumen,
Und drunter muß ein ſtiller Traum
Von Ruh' und Glück ſich träumen.

Ein Cherub an der Pforte ſteht,
Die Welt hinweg zu ſchrecken,
Daß auch zu mir ihr Hauch nicht geht,
Mich aus dem Traum zu wecken.

Da wird das morſche Schiff, mein Herz,
Geankert ruh'n im Hafen,
Das wache Wiegenkindlein Schmerz
Im Buſen endlich ſchlafen.

Für jeden Dorn, der hier mich ſtach,
Wird ſich die Roſe finden,
Und Luſt, die nie mir Roſen brach,
Wird ſich um's Haupt mir winden.

Dort werden alle Freuden blüh'n,
Die in der Knosp' hier ſtarben,
Und werden wird ein Frühlingsgrün
Aus allen Todesgarben.

Dort wird, was je mein Herz geſucht,
Mir ſtill entgegen treten,
Vom grünen Zweig als goldne Frucht,
Als helle Blum' aus Beeten.

Die Wünſch' und Hoffnungen der Bruſt,
Wie Blumen aller Zonen,
Sie werden dort in ſtiller Luſt
Um mich zuſammen wohnen.

Die Jugend, die mit Flügelſchlag
An mir vorüberrauſchte,
Die Liebe, die auf einen Tag
Mit Nektar mich berauſchte,

TAYLOR INSTITUTION * OXFORD

Sie werden flucht- und flügellos
Auf ewig mich umscherzen,
Mich halten wie das Kind im Schoß
Und ihren Liebling herzen.

Und jene Gottheit, deren Licht
Auf mich von fernher thaute
Und deren klares Angesicht
Ich nur in Träumen schaute,

Die Poesie als Geist der Welt
Wird hell sich mir entschleiern,
Wann hell sich Freimunds Lied gesellt
Dem Chor der Sternenleiern.

Rückert.

---

189. Salas y Gomez.

a.

Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und blaß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluthen,
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unser'm Ohr.
Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schreckniß, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.
Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudern gieng die Fahrt.
Wo unter'm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
Und eine rechts, und links die and're Truppe,
Vertheilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.

Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten,
Und, wie die Wüstenei sie erst ermessen,
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt Eines alles And're mich vergessen:
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
Der Kreuze fünf mal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang' bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast,
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein! dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildniß Gast?
Und spähend, lauschend schritt' ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte;
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Deß Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, lang gestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,
Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz' Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit über's Kreuz gelegten Händen.
Und wie, entsetzt, mit schauerlicher Lust,
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.

TAYLOR INST. OXFORD

Und seht! noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorb'nem Munde —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei.“
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift: wir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten:
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruhestätte, wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!
Die Hülle giebst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und was du litteſt, wird dein Lied verkünden.

b.

Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen Jugend Gluth
Und war geduldig worden und besonnen.
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken,
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.

So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht,
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher, und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen
Um zu erkunden dieß mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Denn nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.
Ich aber dachte: nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.

Selbander leb' ich so mit meiner Pein,
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben."

c.

Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum.
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniete' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es heimwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du strafst gelinde;
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.
Du öffnest mir das Grab und führst auf's Neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.
Und oben von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich,
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und blaß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten.
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Glück!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.

Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', an's alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unter'm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen;
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felsen meine Stirne schlagend
Gemüthet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie Einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erst gefunden,
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

d.

Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt, bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand
Seit ihrer funfzig sich gereihet hatten.

Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand,
Und blickest starr in öde, blaue Ferne,
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnengluth
Abwechseln über dir; Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe,
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh' her, ich bin, was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Abscheu noch die Gluth empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja Alles schon vernichtet.
Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret.
Sie bricht hervor und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.

O tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir gnnoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche, über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bitt're nicht versüßt.
Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

Adelbert v. Chamisso.

---

190. Das leuchtende Gestirn.

Wie das erhab'ne Gestirn dem Wanderer leuchtet im Thale,
Und dem Schiffbrüchigen glänzt: also erhebe du dich;
Nicht wie der niedrige Strauch, der emporsteigt, um in der Höhe
Zu verschwinden; er ist auch in der Höhe nur Rauch.

Herder.

---

191. Zuversicht.

Ich weiß nicht, was ich suchen könnte,
Wär' jenes liebe Wesen mein,
Wenn er mich seine Freude nennte,
Und bei mir wär', als wär' ich sein.

So Viele geh'n umher und suchen
Mit wild verzerrtem Angesicht,
Sie heißen immer sich die Klugen,
Und kennen diesen Schatz doch nicht.

Der Eine denkt, er hat's ergriffen,
Und was er hat, ist nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umschiffen,
Nichts als ein Name wird sein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze,
Und der nach einem Lorbeerzweig,
Und so wird nach verschiednem Glanze
Getäuscht ein Jeder, Keiner reich.

Hat Er sich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich?
Wer uns zulieb aus diesem Leben
In bitt'rer Qual verachtet wich?

Habt ihr von Ihm denn nichts gelesen,
Kein armes Wort von Ihm gehört?
Wie himmlisch gut Er uns gewesen,
Und welches Gut Er uns beschceert?

Wie Er vom Himmel hergekommen,
Der schönsten Mutter hohes Kind?
Welch Wort die Welt von Ihm vernommen,
Wie viel durch Ihn genesen sind?

Wie Er von Liebe nur beweget
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde sich geleget
Zum Grundstein einer Gottesstadt?

Kann diese Botschaft euch nicht rühren,
Ist so ein Mensch euch nicht genug,
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch schlug?

Laßt ihr nicht Alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunsch Verzicht;
Wollt euer Herz nur Ihm bewahren,
Wenn Er euch seine Huld verspricht?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du bist mein Leben, meine Welt;
Wenn nichts vom Irdischen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich schadlos hält.

Du giebst mir meine Lieben wieder,
Du bleibst in Ewigkeit mir treu;
Anbetend sinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohnest du mir bei.

Novalis.

192. Frühmorgens.

Die Nacht war kaum verblühet,
Nur eine Lerche sang
Die stille Luft entlang:
Wen grüßt sie schon so frühe?

Und draußen in dem Garten
Die Bäume über's Haus
Sah'n weit ins Land hinaus,
Als ob sie wen erwarten.

In festlichen Gewanden,
Wie eine Kinderschaar,
Thauperlen in dem Haar,
Die Blumen alle standen.

Ich dacht': Ihr kleinen Bräute,
Was schmückt ihr euch so sehr?
Da blickt die eine her:
„Still! still! 's ist Sonntag heute.

Schon klingen Morgenglocken:
Der liebe Gott nun bald
Geht durch den stillen Wald."
Da kniet' ich froh erschrocken.

Joseph v. Eichendorff.

---

193. Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Habe,
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort,

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein;
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Warf ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Schiller.

---

194. Ansicht von Quito und dessen Umgegend.

Ich kam auf das hohe Plateau, auf welchem Quito liegt. Da stand ich an dem Ziele meiner heißesten Wünsche, da stand ich in dem Athem der kühlenden Morgenröthe, unter mir chaotisch verwirrt die Welt noch in des Schlafes Armen. — Das Auge vermag nicht zu unterscheiden, was die fliehende Nacht in ihr düstres Grau hüllt, was Apollo noch nicht mit seinen leuchtenden Augen überschaut; er zögert noch ruhend in der reizenden Thetis Schoos, aber er sendet Iris voran mit ihren bunten Schleiern. Im Westen rollt der ferne Donner eines dahin schwebenden Gewitters am Horizont. — —

Ha! welch ein Anblick! — ein flammender Regenbogen, ein ganzer Kreis überzieht den ungemeßnen Raum. Wohin wende ich mein Auge? — dort Aurora, Blumen auf den Pfad ihres Lieblings streuend, verkündend den mächtigen Gott des Tages — hier Iris, die Fingerspitzen in der Sonne Gold getaucht, die Himmelsdecke malend, mit allen Reizen. Phantasus reicht ihr die Farben, mit tiefem Purpur säumt sie die Wolken, mit fern leuchtendem Feuer die Wölkchen, Rosengluth überfliegt den ganzen Himmel, des Morgens Flügelthore öffnen sich — da steht Helios in stiller Majestät.

Und tausend Chöre hallen ihm entgegen, wirbelnd steigt der Lobgesang der erwachenden Natur hinauf zum Throne des großen Geistes; nieder fällt der Mensch, anbetend ihn, der Alles schuf und herrlich schuf.

Und das Chaos zu meinen Füßen entwirrt sich; fernhin schweift der Blick zum Chimborazzo, zu dem mächtigen Pfeiler, der des Himmels Kuppel zu tragen scheint; im Silberschmuck glänzt sein ergrautes Haupt, jugendlich grünt sein Gürtel, und blühend umziehen Palmenwälder seinen Fuß; höher steigt die Sonne und zeigt mir den Hirten, seiner Heerde pflegend, die Bewohner der Felder und die Sänger des Haines und den fliegenden Flamingo, eine Flamme von zwei flammenden Schwingen getragen. Höher steigt die Sonne — und läßt mich sehen die bunten Kinder der Erde, welche ihren feurigen Küssen die entgegenschwellenden Lippen bieten — und das tiefe, blaue Himmelsgewölbe umschließt sie alle mit liebenden Armen, und fächelt mit sanftem Wehen die Gluth des Tages von ihren erröthenden Wangen.

Wessen Pinsel das malen könnte! —

Wie reizend, wie unendlich schön ist die Mannigfaltigkeit der Gewächse, mit denen die gütige Natur diesen reizenden Erdstrich geschmückt hat! Hier sieht man gesellig bei einander die schlanken, baumhohen Gräser, die Arundo- und Bambusarten mit für ihre Höhe zartem Stamme, der leicht und zierlich im leisen Winde sich wiegt und seine flüsternden Blätter darin spielen läßt; Gräser, welche von einem Knoten zum andern 18 — 20 Fuß messen, andere, deren Höhe 40, 50 — 100 Fuß erreicht, und welche der Gegend einen ungemein fröhlichen, freundlichen Charakter ertheilen, während die fast für sich und einzeln stehenden baumartigen Aloen, mit zweigloſen Stämmen, die Blätter sternartig von dem Gipfel derselben aussendend, der Landschaft etwas Ernstes, Schwermüthiges ertheilen.

Dort unter dem reinen Himmel sollte man ewig leben, von keinen Plagen heimgesucht, mit allen Reichthümern überschüttet — beim Himmel! Quito ist das verzogene Kind der Isis. Die glücklichen Thäler, die ich hier übersah, sind alle bebaut und lohnen mit ununterbrochenen Aerndten die geringe Mühe des Landmannes. Kein Frost vernichtet seine Hoffnungen, kein Hagel schlägt die Früchte seines Schweißes nieder, unglaublich ist die Kraft dieses Bodens; ohne Düngung, die man gar nicht kennt, ist Egge, Pflug und Sichel immer und zugleich in Bewegung. Man kann sich nichts Reizenderes denken, als eine Uebersicht von diesen Bergen auf das Bestreben der Natur, Alles in der üppigsten Fülle hervorzubringen. Warme und kalte Quellen rieseln aus jeder Vertiefung hervor, die Fluren zu befeuchten. Zahm und ohne Scheu kömmt der Hirsch, kommt das Reh in seinen vielen Varietäten, kommt das sonst furchtsame kleine Häschen, um zu trinken,

der kleine wunderhübsche Löwenaffe, mit seinem weißen Spitzenkragen, guckt schlau zwischen den Blättern oder aus einem ausgehöhlten Apfel hervor, in welchen er sich hinein und durch welchen er sich durchgebissen hat, läßt sich durch eine frische Mandel locken, sie aus der Hand zu nehmen. Der Tucan im glänzenden Schwarz mit seinem großen, goldgelben Schnabel sieht so wunderlich aus, daß man in Versuchung geräth, zu fragen: Schnabel, wo willst du mit dem Vogel hin? — dort schwingt sich leichten Fluges ein Pfau auf die hohen, flachen Blätter einer **Musa paradisiaca** und läßt stolz und wohlgefällig sein prächtiges Kleid im Glanz der Sonne spielen. Hier kommt der Cacadu neugierig heran, entfaltet seinen schönen Kamm; dort bläht sein sträubendes Gefieder der Juno schöner Vogel, der Argus, hundert braune Augen auf jeder Feder; der Colibri Feuerfunken brennen auf allen Blättern, nirgends Verderben, überall Lust und Freude, überall heiteres Leben.

Immer höher nach dem Norden hinauf steigt die Sonne, um den Sommer dort zu bereiten, während hier der Herbst mit allen seinen tausendfältigen Reizen eintritt.

Nicht etwa, daß man in dieser Jahreszeit mehr Früchte fände, als gewöhnlich; zu glücklich ist dieser Garten, dieses Eden, in dem Blüthen, Früchte, reif und grün, zugleich auf allen Bäumen hangen; die Natur selbst nimmt eine andere Gestalt an. Vergebens ist es, die bunte Farbenpracht des tropischen Nachsommers malen zu wollen; welche Feder hätte Kraft, welcher Pinsel Reichthum genug, um diese Schönheiten, mit denen fast kokettirend die üppige Natur sich beim Abschiednehmen schmückt, zu malen; die Blätter aller Pflanzen, vom Lorbeer zum Kaffee, vom Eisenbaum zu Mahagoni, welche ihr Laub wechseln, verändern ihre Farbe in allen Schattirungen, vom klarsten Gelb zum Chamois, Roth, Purpur und Scharlachbraun; und die dasselbe behalten, gehen in ein blasseres, oder dunkleres Blau über; dabei sind die Farben von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit, von einem Glanz, der nicht begreifen läßt, daß hier sterbende oder abgestorbene Pflanzen sein sollen, und nun, als wolle die gütige Mutter-Erde selbst den Gedanken der Vergänglichkeit und des Dahinscheidens aus diesem ihrem Lieblingsaufenthalt verbannen, so ist noch, ehe die Blätter fallen, ein jeder Baum, ein jeder Strauch, mit neuem Laub von frischem, lebhaftem Grün unseres Mai geschmückt, und nun denke man sich, wer eine lebhafte Phantasie besitzt, dieß wunderbare Gemisch der neuen reinen Blätter mit den bunten des vorigen Jahres vereint, auf Einem Ast, die Blüthen in ihrer unglaublichen Schönheit, die lockenden, durchsichtigen, mit lauter Saft gefüllten Früchte, welche von der Sonne beschienen wie Ampeln von buntem Glas aussehen, als wären sie bei einer Illumination zur Zierde zwischen die Aeste gehängt.

Ihre Blumenpyramiden mit tausend Armen streckt funfzig Fuß hoch in die Luft die Ajave, ein Thurm, ein Obelisk von Blüthen. Die prächtige Jucca ragt nächtig hinauf, jeder Zweig trägt an seiner Spitze einen mannshohen Blumenschaft, welcher wagerechte Zweige nach allen Seiten aussendet, die mit weißen, rothen und gelben Glocken reich behängt sind. Fünf bis sechs Wochen dauert jede Blüthe und vergeht nur, um den Zweig, an welchem sie saß, zu theilen, damit an ihrer Stelle im nächsten Jahre zwei oder drei ebenso herrliche Blumen erscheinen.

Ihren berauschenden Duft hauchen die Gewürze aus; die milde Sonne brennt nicht mehr, sie wärmt sanft, sie erquickt. Mildere Lüfte, als die der Sommer entzündet, wehen durch das säuselnde Laub, bunte Eidechsen rascheln im Gras, goldgrüne zarte Schlangen, unschädlich, ohne Gift, nur den Insekten des Sumpfes nachstellend, spielen zu meinen Füßen, suchen nicht mehr lechzend den Schatten, sondern lassen gern im Feuer der Sonne ihr reiches Kleid schimmern.

Apollo schirrt die brausenden Rosse aus und badet sich in der Thetis Schooß. Welch Entzücken, in diesen hesperidischen Gärten ihm nachzuahmen, in den klaren Wellen eines Krystallbaches, der murmelnd über die reinen Kiesel läuft, die Glieder zu erfrischen, durch alle Poren neues Leben einzuziehen!

Der Sonnengott vergoldet alle Zweige, die Spitzen der stolzen Palmen glänzen im hellen Feuer, indeß die niedrigeren Theile mit Purpur übergossen scheinen, unten aber die grüne Blätternacht ihre Schleier über die reizende Erde gezogen hat.

Wie im Silberblick flieht dieser Moment vorüber, die Dämmerung der Tropen ist sehr kurz, vom Tag ist fast kein Uebergang zur Nacht, doch nur Schönheiten bietet auch diese. Die bunten Schattenvögel, die Nachtfalter schwärmen umher, Feuerfunken fliegen auf und ab; es ist der Cucujo und der große Laternenträger. Sie schmücken wie mit tausend beweglichen Lampen den Hain, die Gebüsche.

Aus Vollmer's Gemälde der Tropenländer.

---

195. Des Reisenden Abendlied.

Gegangen ist das Sonnenlicht,
Still schweiget Feld und Hain,
Und hell am Firmamente bricht
Hervor der Sterne Schein,
Und hell aus stiller Seele blitzt
Ein wundersamer Strahl
Von dem, der ewig waltend sitzt
Im hohen Himmelssaal.

Wie wäre doch das Menſchenkind
So elend, ſo allein,
Wenn nicht von oben zart und lind
Ihm käme dieſer Schein!
Es wäre nichts als Trug und Wahn,
Ein zitternd Blatt am Baum,
Ein Körnlein Sand im Ozean,
Ein Traumbild faſt vom Traum.

Das Leben wallt von Ort zu Ort,
Hat nimmer Ruh' noch Raſt,
Und treibt in wildem Fluge fort,
Geſchnellt durch eigne Haſt;
Es brauſet, wie ein ſchäumend Meer,
Das keine Ufer kennt,
Und wirft uns Tropfen hin und her
Im wilden Element.

Drum komm', o du, der Frieden bringt,
Du Gott, in ſtiller Nacht,
Wo hell die Engelglocke klingt
Bei goldner Sterne Pracht. —
Komm, wirf den frommen Liebesſtrahl
Mir warm in's arme Herz,
Und die Gedanken allzumal
O zieh' ſie himmelwärts!

Drum komm' mit deinem Engelheer,
Du lieber Vater gut!
Du biſt die einzig feſte Wehr,
Die einzig ſichre Hut;
Gar nichtig iſt der Menſchen Macht,
Die eitle Eitelkeit,
Was Gott bewacht, iſt wohl bewacht
Hier und in Ewigkeit.

Arndt.

196.

Nur, wer die ganze Stimme der Natur
Heraushört, dem wird ſie zur Harmonie.
Hier nah' vor meinen Füßen weint ein Kind —
Und rings im Grünen ſingen hundert Vögel;
Dort morſchet eine altbejahrte Eiche —
Und d'runter nicken junge Blüthenbäume
Sich freundlich zu; dort ſchallen Grabgeſänge
Vom Schlafgemach der Todten — und vom Walde
Her ſeh' ich eine luſt'ge Hochzeit ſchweben;

Nun seh' ich selbst durch den halboffnen Sarg
Den Todten liegen — sieh', und durch den Spalt
Zwei kleine, blüh'nde Kinder still sich wundern,
Und oben zieh'n die Wolken, unbekümmert
Um all' das unten, ihren ew'gen Weg.
Wie mischen die Gefühle sich im Herzen
Zu schönem Ebenmaaß und Götterruhe!
Der Geist des schönen Alls ist mir geworden,
Von Freud' und Schmerz gleich fern steh' ich bereit,
Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen.

Leopold Schefer.

---

197. Chorgesang aus der Braut von Messina.

Chor (Cajetan).

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürsten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange, unendliche Zeit?
Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Einer aus dem Chor (Manfred).

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen:
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden;
Müssige Ruh' ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;

GERMAN SEMINAR LIBRARY TAYLOR INSTITUTION OXFORD

Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Ein Zweiter (Berengar).

Stehen nicht Amors Tempel offen?
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?
Da ist das Fürchten! Da ist das Hoffen;
König ist hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe beweget das Leben,
Daß sich die graulichen Farben erheben.
Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums;
In das Gemeine und Traurigwahre
Webt sie die Bilder des goldenen Traums.

Ein Dritter (Cajetan).

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das Schöne! Und flechte sich Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen;
Aber dem männlichen Alter ziemt's,
Einem ernsteren Gott zu dienen.

Erster (Manfred).

Der strengen Diana, der Freundin der Jagden,
Lasset uns folgen in's wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelsten nachten,
Und den Springbock stürzen vom Fels.
Denn die Jagd ist ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernsten Kriegsgotts lustige Braut —
Man ist auf mit dem Morgenstrahl,
Wenn die schmetternden Hörner laden
Lustig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermatteten Glieder zu baden
In den erfrischenden Strömen der Lüfte!

Zweiter (Berengar).

Oder wollen wir uns der blauen
Göttin, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Ladet in ihren unendlichen Schooß?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein lustig schwimmendes Schloß?
Wer das grüne, krystallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt sich das Glück, dem gehört die Welt;

Ohne die Saat erblüht ihm die Aerndte!
Denn das Meer ist der Raum der Hoffnung
Und der Zufälle launisch Reich;
Hier wird der Reiche schnell zum Armen
Und der Aermste dem Fürsten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenschnelle
Läuft um die ganze Windesrose,
Wechseln hier des Geschickes Loose,
Dreht das Glück seine Kugel um;
Auf den Wellen ist alles Welle,
Auf dem Meer ist kein Eigenthum.

Schiller.

---

198. Laokoon.

Das gütige Schicksal, welches auch über die Künste bei ihrer Vertilgung noch gewacht, hat aller Welt zum Wunder nach dem Verluste von unzähligen Werken der Kunst aus der Zeit der höchsten Blüthe derselben das schätzbarste Denkmal, zum Beweis von der Wahrheit der Geschichte von der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterstücke, in der Statue des Laokoon erhalten. Denn Plinius giebt dieselbe als ein Werk an, welches allen andern, sowohl der Malerei, als der Bildhauerei, vorgezogen werden müsse. Die Künstler derselben sind Agesander, Polydorus und Athenodorus aus Rhodus, von welchen der Dritte der Sohn des Ersten war, und vermuthlich auch der Zweite.

Die Statue des Laokoon stand ehemals in dem Hause des Kaisers Titus, und eben daselbst wurde sie entdeckt in dem Gewölbe eines Saales, der ein Theil der Bäder dieses Kaisers gewesen zu sein scheint, aber durch eben diese Entdeckung uns den eigentlichen Ort des kaiserlichen Hauses zeigt, als welches mit den Bädern vereinigt war. Hier stand Laokoon in einer großen Nische an dem Ende des gedachten ausgemalten Saals, von dessen Gemälden sich noch itzo der irrig sogenannte Coriolanus unter dem Gesimse erhalten hat.

Plinius meldet, daß die drei Figuren des Laokoon aus einem einzigen Steine gehauen gewesen, welches ihm also geschienen, weil man keine Fuge bemerkte, nicht daß es wirklich so gewesen: denn ein paar tausend Jahre haben endlich eine fast unmerkliche Fuge entdeckt, welche zeigt, daß der älteste von den zwei Söhnen nicht aus eben demselben Stücke Marmor gearbeitet worden, aus welchem der Vater und der jüngste Sohn gehauen sind.

Laokoon ist eine Statue im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke be-

waffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Odem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich und den Odem an sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe schreien: denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinaustritt, dieselbe schwülstig macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Weisheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen, kein Theil ist in Ruhe, ja die Meiselstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.

Joh. Joach. Winckelmann.

---

199. Gränzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde fä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,

Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Steht er mit feſten
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter
Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeins
Unendliche Kette.

Göthe.

---

200. Lied des Lebens.

Flüchtiger, als Wind und Welle,
Flieht die Zeit, was hält ſie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen ſchnell im Lauf;
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang iſt unſer Leben,
Laßt uns Roſen auf ihn ſtreu'n.

Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer.
Rosen, denn sie blüh'n und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen steh'n auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat!

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht,
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht!
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe doppelt-süß;
Und die lauen Lüfte spielen
Freundlich uns in's Paradies.

Herder.

---

201. Aufmunterung.

Schön ist's, Großes zu thun und Unsterbliches. Fühl' es, o Jüngling!
Früh von der Stirn mühvoll rinne der männliche Schweiß!
Aber vergiß niemals, daß stets die geschwätzige Trägheit,
Werthlos, ohne Verdienst, große Verdienste beschmutzt!

Platen.

---

202. Mirage.

Mein Auge mustert unruhvoll des Hafens wimpelreich Revier,
Doch deines richtet lächelnd sich auf meines Hutes Federzier:
„Von deinen Wüsten hör' ich gern in einer meerumrauschten Jacht;
Ein Bild aus dem Gebiete drum, das diesen Schmuck hervorgebracht!"

Wohlan, ich lege meine Stirn' in's Hohle meiner rechten Hand!
Die Wimper fällt, die Schläfe fliegt — sieh' da! der Oede glüh'nder Sand:
Die Lagerplätze grüßen dich des Volks, dem ich entsprossen bin;
In ihrer brand'gen Wittwentracht tritt die Sahara vor dich hin.

Wer trabte durch das Löwenland? von Klau'n und Hufen zeugt der Kies:
Tombuktu's Karawanenzug! — am Horizonte blitzt der Spieß!
Die Banner weh'n, im Staube schwimmt des Emirs purpurn Ehrenkleid,
Und des Kameeles Haupt entragt dem Knäu'l mit ernster Stattlichkeit.

Sie reiten im gedrängten Troß, wo sich vermengen Sand und Luft;
Sieh' da! verschlungen hat sie schon der Ferne schwefelfarb'ner Duft.
Allein verfolgen ohne Müh' kannst du der Flücht'gen breite Spur:
Was sie verloren, Mal an Mal durchschimmert es die Körnerflur.

Das Erste — wie zum Meilenstein daliegt's: ein todtes Dromedar!
Auf dem gestürzten, federlos die Hälse, sitzt ein Geierpaar;
Sie zieh'n das lang entbehrte Mahl dem prächt'gen Turban drüben vor,
Den in des Rittes wilder Hast ein junger Araber verlor.

Und nun: Schabrackenstoff umfliegt der Tamariske dorn'gen Strauch; —
Daneben, staubig und geleert, ein jäh geborstner Wasserschlauch;
Wer ist es, der den klaffenden wahnsinn'gen Blicks mit Füßen tritt?
Es ist der dunkelhaar'ge Scheik des Landes Biledulgerid.

Die Nachhut schließend, fiel sein Roß; er blieb zurück, er ward versprengt,
Verlechzend hat sein Lieblingsweib an seinen Gürtel sich gehängt.
Wie blitzet jüngst ihr Auge noch, als er sie vor sich hob auf's Pferd!
Nun schleift er durch die Wüste sie, wie man am Gurte schleift ein Schwert.

Der heiße Sand, den Nächtens nur der zottige Schweif des Löwen schlägt,
Er wird vom fluthenden Gelock der Regungslosen nun gefegt;
Er fängt sich in der Haare Schwall, er sengt der Lippe würz'gen Thau;
Mit seinen Kieseln röthet er die Knöchel der erschöpften Frau.

Und auch der Emir wankt; — das Blut in seinen Pulsen quillt und kocht,
Sein Auge strotzt und seiner Stirn' blau schimmerndes Geäder pocht.
Mit einem letzten brennenden Kuß erweckt er die Fezzanerin,
Und plötzlich dann mit wildem Fluch in's Unwirthbare stürzt er hin.

Sie aber sieht sich wundernd um. — Ha, was ist das? — „Du schläfst, Gemahl?
Der Himmel, der von Erze schien, — sieh da, er kleidet sich in Stahl!
Wo blieb der Wüste lohernd Gelb? — wohin ich schaue, blendend Licht!
Es ist ein Schimmern, wie des Meers, das sich an Algiers Küste bricht!

Es blitzt und brandet, wie ein Strom; es leckt herüber feucht und kühl!
Ein rief'ger Spiegel funkelt es; — wach' auf, es ist vielleicht der Nil!
Doch nein, wir zogen südwärts ja; — so ist es wohl der Senegal?
Wie, oder wär' es gar das Meer mit seiner Wasser sprüh'ndem Schwall?

Gleichviel! 's ist Wasser ja! Wach' auf! Am Boden schon liegt mein Gewand.
Wach' auf, o Herr, und laß uns zieh'n, und löschen unsrer Leiber Brand!
Ein frischer Trunk, ein stärkend Bad, und uns durchsiedet neue Kraft!
Die Feste drüben, hochgethürmt, beschließe bald die Wanderschaft!

Um ihre grauen Thore fliegt scharlachner Fahnen trotzig Weh'n;
Von Lanzen starrt ihr schart'ger Rand, und ihre Mitte von Moskee'n;
Auf ihrer Rhede tummelt sich hochmast'ger Schiffe stolze Reih',
Und jene Pilger füllen ihr Bazar und Karawanserai.

Geliebter, meine Zunge lechzt! wach' auf, schon naht die Dämmerung!" —
Noch einmal hebt er seinen Blick; dann sagt er dumpf: „„die Spiegelung!
Ein Blendwerk, ärger als der Smum! Bösart'ger Geister Zeitvertreib!"" —
Er schwieg — das Meteor verschwand — auf seine Leiche sank das Weib.

Im Hafen von Venedig so von seiner Heimath sprach der Mohr;
Des Feldherrn Rede strömte süß in Desdemonen's gierig Ohr.
Auf fuhr sie, als das Fahrzeug nun an's Ufer stieß mit jähem Stoß —
Er führte schweigend zum Palast das einz'ge Kind Brabantio's.

F. Freiligrath.

---

203. Ein Blick in das brasilianische Meer am Abend.

Dort unten gestaltet es sich mährchenhaft und schön, und wohl ist dem Europäer noch nie ein Schauspiel der Art zu Gesicht gekommen. Die krystallene Tiefe scheint, wie feste verzauberte Luft, das Boot in seiner Höhe zu halten, so daß der Blick den Kiesel auf dem Grunde zählen kann und das üppige Gemenge einer wundersamen unterseeischen Flora bewundert. Hier sind die Gär-

ten der Armida, wie durch einen Zauberschlag, aus der Oberwelt in die Tiefe des Oceans versetzt; hier glühen die Orangen, hier spaltet sich die lange, dunkelrothe Blüthe der Granate, hier schwirrt im wollüstigen Wiegen die warme, weiche Palme. Zwischendurch flattert, wie ein langes grünes Band, der Stengel der Alcyone und reicht wie scherzend die kleine gelbe Rose, ihren einzigen Schmuck, hinauf. Man glaubt, sie pflücken zu können, und dennoch ist sie noch tief unten in der krystallenen Fluth. Auf dem weißen Silbersande bewegen sich langsam wie Zauberhieroglyphen auf einer magischen Tafel die symmetrischen Figuren der Seesterne und Seeigel. Räthselhafte Geschöpfe wandeln in den Irrgängen dieser geheimnißvollen Gärten und blicken mit klugen, forschenden Augen aus dem Dunkel in die Höhe, während durch die Zweige der Korallenbäume, durch das Dickicht der Gorgonien und Flabellen die Vögel dieser Haine, die bunten Fische, schwimmen und wie schimmernde Edelsteine durch den Krystall funkeln. In dem langen grünen Schattenweg, den das Boot in die Tiefe sendet und der die Farbe des Topas annimmt, je näher er an dem Boote gränzt, sinken wie glühende Tropfen die schweren, farbigen Muscheln einer Gattung Seeschnecke nieder, die der kühlere Abend von der Oberfläche des Meeres verscheucht und in die Tiefe sendet.

A. v. Sternberg: der Missionär.

---

204. Lenzversöhnung.

Sich legen an der Mutter Brust
Und ruh'n in ihrem Schoße,
Das ist der Erde Himmelslust,
Die Seligkeit, die große.

O! wär' es immer Blüthenmai
Und reine Himmelsbläue,
So wären Menschen sündenfrei,
Und goldne Zeit auf's Neue.

Rückert.

---

205. Festbetrachtungen.

Gleichgültiger, du willst dich um dein Eignes
Nur kümmern? Um dein Haus und Weib und Kinder!
Der Mensch hat kaum ein Eigenthum, woran
Nicht fremde Hand unsichtbar liegt. Du selbst
Gehörst der Welt zu eigen; in dem Hause
Wohnst du — im Lande, auf der Erde frei,
Und wer das Land hat, hat auch deine Kinder,

Und wer die Menschen hat, der hat auch dich.
Drum kümm're dich um Vaterland und Menschen!
Nimm Theil mit Mund und Hand in deiner Nähe,
Nimm Theil mit Herz und Sinn am fernen Guten,
Was Edle rings bereiten, selbst für dich.
Laßt nichts verderben, sonst verdirbst du mit:
Laß Keinen Sklave sein, sonst bist du's mit;
Laß Keinen schlecht sein, sonst verdirbt er dich;
Und denken Alle so wie du, dann kann
Der Schlechte Keinen plagen, noch auch dich.
Und kann die Menschheit frei das Rechte thun,
Geht jede Göttergab' auch dir zu gut
Und deinen Enkeln allen, allen; denn auf immer
Wird das erworben, was der Geist erwirbt.

Leopold Schefer.

206. Die Jugend.

Unsre Jugend ist gleich
Dem Traume des Jägers,
Auf dem Hügel der Haide.
Er schlummerte ein,
In milden Strahlen der Sonne,
Er erwacht im Wetter!
Es zuckt um ihn her der rothe Blitz!
Es schütteln ihr Haupt
Die Bäum' in dem Wind!
Dann schaut er zurück
Mit Freud' auf den sonnigen Tag,
Auf die holden Träum' der Ruh'!

Ossian, übersetzt von Stolberg.

207. Aus Göthe's Hermann und Dorothea.

Mutter und Sohn.

Also sprachen die Männer sich unterhaltend. Die Mutter
Gieng indessen, den Sohn erst vor dem Hause zu suchen,
Auf der steinernen Bank, wo sein gewöhnlicher Sitz war.
Als sie daselbst ihn nicht fand, so gieng sie, im Stalle zu schauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengste, selber besorgte,
Die er als Fohlen gekauft und die er Niemand vertraute.
Und es sagte der Knecht: Er ist in den Garten gegangen.
Da durchschritt sie behende die langen, doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch und freute sich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeste

Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig ſtrotzenden Kohl weg;
Denn ein geſchäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Alſo war ſie an's Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt; nicht fand ſie den Sohn da,
Eben ſo wenig, als ſie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus beſonderer Gunſt, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einſt, der würdige Burgermeiſter.
Und ſo gieng ſie bequem den trocknen Graben hinüber,
Wo an der Straße ſogleich der wohlumzäunte Weinberg
Aufſtieg ſteileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den ſchritt ſie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum ſich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erſtieg von unbehauenen Platten.
Und es hiengen herein Gutedel und Muskateller,
Röthlich blaue daneben von ganz beſonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäſte Nachtiſch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köſtliche Wein kommt.
Alſo ſchritt ſie hinauf, ſich ſchon des Herbſtes erfreuend
Und des feſtlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieſet und tritt, und den Moſt in die Fäſſer verſammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und ſo der Aerndten ſchönſte geehrt wird.
Doch unruhiger gieng ſie, nachdem ſie dem Sohne gerufen
Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein ſehr geſchwätziges, herklang.
Ihn zu ſuchen war ihr ſo fremd; er entfernte ſich niemals
Weit, er ſagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber ſie hoffte noch ſtets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre, ſo wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und ſo nun trat ſie in's Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte ſie auf eigenem Boden und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft ſich im ganzen Felde bewegte.
Zwiſchen den Aeckern ſchritt ſie hindurch, auf dem Raine, dem Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Gränze der Felder, die ihrem Hauſe gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wiſſen. Er war in der Gegend
Weit und breit geſeh'n, und berühmt die Früchte des Baumes.

Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sie da von rohen Seinen und Rasen.
Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits, nach dem Gebirg', er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie hinan und rührt' ihm leise die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihm Thränen im Auge.
Mutter, sagt' er betroffen, Ihr überrascht mich! Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
Wie? du weinest, mein Sohn? versetzte die Mutter betroffen:
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren!
Sag', was beklemmt dir das Herz? was treibt dich, einsam zu sitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt dir Thränen in's Auge?
Und es nahm sich zusammen der treffliche Jüngling und sagte:
Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo
Nicht die Noth der Menschen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Was ich heute geseh'n und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun gieng ich heraus, und sah die herrliche, weite
Landschaft, die sich vor uns in fruchtbaren Hügeln umher schlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen sich neigen
Und ein reichliches Obst uns volle Kammern versprechen.
Aber, ach! wie nah' ist der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was sind nun Fluthen und Berge
Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn sie rufen zusammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutscher wagt in seinem Hause zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem Alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich sag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entschuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthschaft ist groß, und wichtig unser Gewerbe,
Aber wär' ich nicht besser zu widerstehen da vorne
An der Gränze, als hier zu erwarten Elend und Knechtschaft?
Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben und Andern ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen,
An der Gränze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,

Und vor unseren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen beschlossen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verständig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dieß Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!

Da versetzte bedeutend die gute, verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich in's Auge:
Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer,
Offen und frei, und sagst, was deinen Wünschen gemäß ist?
Hörte jetzt ein Dritter dich reden, er würde fürwahr! dich
Höchlich loben und deinen Entschluß als den edelsten preisen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle dich nur; denn sieh, ich kenne dich besser.
Du verbirgst dein Herz und hast ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrst du zu scheinen in der Montur vor dem Mädchen;
Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.
Darum sage mir frei: was dringt dich zu dieser Entschließung?

Ernsthaft sagte der Sohn: Ihr irret, Mutter. Ein Tag ist
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Besser im Stillen reift er zur That oft, als im Geräusche
Wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und so still ich auch bin und war, so hat in der Brust mir
Doch sich gebildet ein Herz, das Unrecht hasset und Unbill,
Und ich verstehe recht gut die weltlichen Dinge zu sondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket.
Alles, fühl' ich, ist wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verstellung.
Denn, gesteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hause des Vaters und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu sein und schrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich sprach; sie sollten vor Euch nur
Meine Gefühle verstecken, die mir das Herz zerreißen.
Und so laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünsche
Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahin geh'n.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne schadet sich selber,
Der sich hingiebt, wenn sich nicht Alle zum Ganzen bestreben.

Fahre nur fort, so sagte darauf die verständige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte, wie das Geringste;
Denn die Männer sind heftig und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir Alles daher, warum du so heftig bewegt bist,
Wie ich dich niemals geseh'n, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge sich dringt zu entstürzen.
Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling und weinte,
Weinte laut an der Brust der Mutter und sprach so erweichet:
Wahrlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut' und keinen der Tage.
Denn die Aeltern zu ehren, war früh mein Liebstes, und Niemand
Schien mir klüger zu sein und weiser, als die mich erzeugten,
Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Gespielen geduldet,
Wenn sie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf, noch Streiche gerochen;
Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten sie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er so stattlich trug und der erst heute verschenkt ward:
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich sie an und schlug und traf, mit blindem Beginnen,
Ohne zu sehen wohin. Sie heulten mit blutigen Nasen
Und entrissen sich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der, statt Anderer, mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;
Und ich büßte den Streit und die Ränke seiner Collegen.
Oftmals habt Ihr mich selbst bedauert; denn Vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Aeltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur sinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und sich selber Manches entzieh'n, um zu sparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Gärten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter!
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache,

Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre der Gattin.
Da antwortete darauf die gute Mutter verständig:
Sohn, mehr wünschest du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Als der Vater es wünscht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir ist es bekannt, und jetzo sagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht, die falsche zu greifen, am meisten.
Soll ich dir sagen, mein Sohn, so hast du, ich glaube, gewählet;
Denn dein Herz ist getroffen und mehr, als gewöhnlich, empfindlich.
Sag' es grad nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die du gewählt hast.
Liebe Mutter, Ihr sagt's! versetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, sie ist's! und führ' ich sie nicht als Braut mir nach Hause
Heute noch, ziehet sie fort, verschwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herzieh'n.
Mutter, ewig umsonst gedeiht mir die reiche Besitzung
Dann vor Augen; umsonst sind künftige Jahre mir fruchtbar,
Ja das gewohnte Haus und der Garten ist mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, sie selbst nicht tröstet den Armen.
Denn es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwähleten Mann folgt,
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen sieht, das einziggeliebte, davonzieh'n.
Darum lasset mich geh'n, wohin die Verzweiflung mich antreibt,
Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,
Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.
Da versetzte behend die gute, verständige Mutter:
Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegen einander!
Unbewegt und stolz will keiner dem andern sich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem ersten, die Zunge bewegen.
Darum sag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er sie dir, wenn sie gut und brav ist, verlobe,
Obgleich arm, so entschieden er auch die Arme versagt hat.
Denn er redet gar Manches in seiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; so giebt er auch zu das Versagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er und kann es verlangen;
Denn er ist Vater! Auch wissen wir wohl, sein Zorn ist nach Tische,

Wo er heftiger spricht und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens und läßt ihn die Worte der Andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine sich selber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Gespräche
Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden gewechselt.
Milder ist er fürwahr! ich weiß, wenn das Räuschchen vorbei ist,
Und er das Unrecht fühlt, das er andern lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich; das Frischgewagte geräth nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bei ihm noch versammelt
Sitzen; besonders wird uns der würdige Geistliche helfen.
Also sprach sie behende und zog, vom Steine sich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beide
Kamen schweigend herunter, den wichtigen Vorsatz bedenkend.

Göthe.

---

208. Hermann und Dorothea.

Also giengen die Zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, so sagte Hermann, nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß; denn schön ist die Aerndte.
Und sie freuten sich Beide des hohen, wankenden Kornes,
Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten, erreichte.
Und es sagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächst ein freundliches Schicksal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien so manchem Vertrieb'nen der Sturm
bräut!
Saget mir jetzt vor Allem, und lehret die Aeltern mich kennen;
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt Jemand den Herrn, so kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigsten scheinen,
Und auf die er den Sinn, den erstbestimmten, gesetzt hat.
Darum saget mir doch, wie gewinn' ich Vater und Mutter?
Und es versetzte dagegen der gute, verständige Jüngling:
O! wie geb' ich dir Recht, du gutes, treffliches Mädchen,
Daß du zuvörderst dich nach dem Sinne der Aeltern befragest!
Denn so strebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirthschaft mich als wie der meinigen gnnahm,
Früh den Acker und spät und so besorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, sie wußt' es zu schätzen;
Und so wirst du ihr auch das trefflichste Mädchen erscheinen,
Wenn du das Haus besorgst, als wenn du das Deine bedächtest.
Aber dem Vater nicht so; denn dieser liebt den Schein auch.

Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir sogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich schwör' es, das Erstemal ist's, daß frei mir ein solches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu schwatzen gewohnt ist;
Aber du lockst mir hervor aus der Brust ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünschet äußere Zeichen der Liebe, sowie der Verehrung,
Und er würde vielleicht vom schlechteren Diener befriedigt,
Der dieß wüßte zu nutzen, und würde dem besseren gram sein.
Freudig sagte sie drauf, zugleich die schnelleren Schritte
Durch den dunkeln Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beide zusammen hoff' ich fürwahr! zufrieden zu stellen;
Denn der Mutter Sinn ist wie mein eigenes Wesen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; sie war dem Edeln und Bürger
Wie den Bauern gemein, und Jeder empfahl sie den Seinen
Und so brachten bei uns auf deutscher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knirchen
Segenswünschen den Aeltern und hielten sittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer sagt mir nunmehr: wie soll ich dir selber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohn und künftig meinem Gebieter?
Also sprach sie, und eben gelangt' sie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten,
Hermann, des herrlichen Baumes, am Orte, der ihm so lieb war,
Der noch heute die Thränen um seine Vertrieb'ne gesehen.
Und indem sie sich nieder ein wenig zu ruhen gesetzt,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Laß dein Herz dir es sagen, und folg' ihm frei nur in Allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, so sehr auch die Stunde
Günstig war; er fürchtete nur ein Nein zu ereilen.
Ach! und er fühlte den Ring am Finger, das schmerzliche Zeichen.
Also saßen sie still und schweigend neben einander;
Aber das Mädchen begann und sagte: Wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! er ist der Klarheit des Tages gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuser deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenster; mich däucht, ich zähle die Scheiben.
Was du siehst, versetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das ist unsere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dieß Fenster dort ist meines Zimmers im Dache,

Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hause.
Diese Felder sind unser, sie reifen zur morgenden Aerndte.
Hier im Schatten wollen wir ruh'n und des Mahles genießen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn sieh', es rückt das schwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verschlingend den lieblichen Vollmond.
Und so standen sie auf und wandelten nieder, das Feld hin,
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit sich freuend;
Und sie waren im Weinberg gelangt und traten in's Dunkel.
Und so leitet er sie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang,
Langsam schritt sie hinab, auf seinen Schultern die Hände;
Und mit schwankenden Lichtern, durch's Laub, überblickte der Mond sie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich stützte der Starke das Mädchen, das über ihn herhieng,
Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehl tretend; es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis' auf die Schultern,
Brust war gelehnt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt er die herrliche Last, die Wärme des Herzens,
Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.
Doch sie verhehlte den Schmerz, und sagte die scherzenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, so sagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt in's Haus, nicht fern von der Schwelle, der Fuß knackt,
Hätt' ich mir doch fürwahr! ein besseres Zeichen gewünschet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Aeltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein schlechter Wirth du erscheinest.

Göthe.

---

209. Der Gewitterregen.

Durch die ganze Nacht gieng ein halb verlorner Donner, gleichsam als zürnte er im Schlafe. Am Morgen vor Sonnenaufgang trat ich hinaus in die mit dem nahen Gewölke verhangene Brautkammer der Natur. Der Mond sank dem doppelten Augenblicke des Unterganges und Vollwerdens zu. Die tief unten auf Amerika, wie auf einem Altare brennende Sonne trieb den Wolkenrauch ihres Freudenfeuers roth empor; aber ein Morgengewitter kochte brausend über ihr und schlug ihr seine Blitze entgegen. Das schwüle Brüten der Natur zog heißere und längere Klagen aus den Nachtigallen und fliegende Gewürze aus der langen Blumenau.

Dicke warme Tropfen wurden aus dem Gewölke gepreßt und zerschlugen laut das Laub und den Strom. Endlich warf der untergegangene Vollmond einen Sturmwind herüber ins glühende Gewitter, und die Sonne stand auf einmal, siegend, unter dem mit Blitzen behangenen Triumphthore. Der Sturm wehte den Himmel blau und stürzte den Regen hinter die Erde, und um den glänzenden Sonnen-Diamant lag nur noch das flatternde Folien-Silber des zerstäubten Gewölks.

Ach, welcher neugeborne Tag war nun auf der Erde und lagerte sich in das herrliche Thal! Die Nachtigallen und die Lerchen zogen, singend, um ihn und die Rosenkäfer umrauschten seine Lilien-Guirlanden. Der Adler hieng sich an die höchste Wolke und beschaute ihn von Gebirg zu Gebirg. — Nie ergreife, ruhiges Tempe, ein Sturm deine Gärten! Nie wehe ein stärkerer um dich, als der die Natur sanft wiegt, der den Gipfel des Baumes, voll heißer Eier und Kinder, als eine belaubte Wiege, schaukelt, der keine Biene vom Honigthaue der Aehre wirft und der nur die breitesten Flocken der Wasserfälle auf die Uferblumen drängt!

Jean Paul.

210.

Am heil'gen Himmel stehest du so hehr,
So golden ruhig die Gestirne zieh'n,
So immerfort; so jede heit're Nacht —
Und dennoch wird im Mond auch Tag und Nacht!
Und Tod und Leben wechseln auch da droben
Auf ihren stillen schönen Silberscheiben;
Und du, o Seele, schauest es so ruhig,
So selig an, so selig, wie sie's zeigen!
Hienieden auf der Erde nur durchbebt
Dich Tod und Leben, Lenz und Herbst zu schauen?
Ihr Tag entzückt, die Nacht umschauert dich?
O schweige, deines Geistes Flügel schwebe
Auf jener nächsten Sonne Silberscheibe,
Von dort aus sich die Erde, und verkläre
Zum Stern' sie, und was du hier Alles kennest:
Die alle Heldenmale, Berg' und Städte,
Die lieben Menschen all' und jedes Kind!
Dann sieh' auch dich als einen Weltdurchwand'rer,
Der jetzo auf der Erde eingekehrt,
In ihren Thälern bei den Nachtigallen,
In Tag und Nacht, in Herbst und Frühling wohnt,
Und süßer Friede wird denn auf dich kommen,
Wie wenn du zu dem Abendsterne schaust.

Leopold Schefer.

---

211. Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als gieng der Herr durch's stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen;
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt erschlaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, froh bereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, über'n Strom der Zeit:

Und buhlt mein Lied auf Weltgunst lauernd
Um schnöden Sold der Eitelkeit,
Zerschlag' mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig ich vor dir in Ewigkeit.

Joseph von Eichendorff.

---

212. Die Nacht.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes heller Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünem Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor,
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet.

Lenau.

---

213. Nacht.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an.
Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud und Leid.

Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut euch so gerne!

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht.
O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht;
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen gold'nen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

Ludwig Tieck.

---

214. Himmelsblau.

Die Erd', ein großer Freudensaal,
Er glänzt in aller Farben Strahl,
Ist überall das grüne Land —
Die blaue Decke ausgespannt.

Er selber, der die Farbenpracht
Mit milden Blicken angemacht,
Schaut nieder aus der Himmelsau;
Drum strahlet sie verklärtes Blau.

Und immer zieht es uns hinan,
Dem Unsichtbaren uns zu nah'n;
Und auf die Sehnsucht und das Grab
Schaut friedevoll das Blau herab.

Fröhlich.

---

215. Jugendweisheit.

Früh in blühender Jugend lern' o Jüngling,
Lebensglück. Sie entflieh'n, die holden Jahre!
Wie die Welle die Welle, so treibt eine
Stunde die and're.

Keine kehret zurück, bis einst dein Haupthaar
Schneeweiß glänzt, und der Purpur deiner Lippen
Ist erblichen: Nur eine Schönheit blieb dir,
Männliche Tugend.

Meide Schuld! Sie flieht mit tausend Dornen
Dich in Strafe, werd' vor ihm selbst erröthet,
Tritt vor's höchste Gericht, sein eig'ner Kläger,
Richter und Zeuge.

Steure nicht zu des Meeres Höh'n! Am Ufer
Schwimmt dein Nachen den Silberstrom hinunter,
Sichrer, sanfter; es lachen dir zur Seite
Grünende Wiesen.

Ueber Güterverlust erlaß dem Himmel
Deine Klagen. Verlust an Seelenschmerzen
Macht dich reich. O erleichtre dein Gewand dir,
Zwinge den Körper.

Immer Schätze beglücken. Dir im Innern
Liegen Edelgestein und Gold; da grabe
In den Grüften. Von außen suchst du ewig
Frieden vergebens.

Widrig nenne, dem Glück zu schmeicheln; schändlich,
Seine Gunst zu erbetteln, und zu weinen,
Wenn's den Rücken dir kehrt. Ein Knabe peitschet
Zürnend die Säule,

Die die Stein' ihm verletzte. Sieh, das Meer trinkt
Süße Stürme; doch bleibt es bitter — Jüngling!
Alles Bittre, zum süßen Tranke wird's der
Lippe des Weisen.

Herder.

---

216. Luis Camoens und der Neger.

Es war eine stille Nacht herabgesunken, und hatte sich auf der kahlen Erde gelagert. Die Luft war abgekühlt, ein linder Thau hatte die Bäume und Gesträucher erfrischt. Kein Wind regte sich, das Meer lag still, und tiefer flüsterte die Woge anmuthig am Ufer spielend. Die Sterne glühten vom dunkeln Himmel, und das erste Viertel des Mondes stand über dem grünen Gebirge.

Einsam wandelte Luis am Ufer hin und her; er sah nach der Stadt hin, in welcher von Palästen und den großen Häusern die Lichter herüber glänzten, und im Wiederschein des Meeres spiegelten. Feuerwürmer flogen in lichten Wolken auf, und die tausend leuchtenden Tropfen regneten spielend in die grünen Gebüsche hinein. Ein Fisch sprang von Zeit zu Zeit im Wasser empor, und unterbrach die feierliche Stille. Auch kam wohl von fern ein Klang langsam vertönend vom Meere herüber. Luis sah heiter umher, und der Duft vom Meer, die erfrischte Luft, die Lichter, die zitternden, der Glanz der festen Sterne, das Echo des

Windes, das sich lispelnd in den Baumblättern meldete, erhob seinen Geist und führte die verlebten Jahre seinem Gedächtnisse wieder vor. Gern wandelte er so wie jetzt in den Sommernächten umher, das Lager und enge Zimmer ängstigten ihn. Das Gespräch seines Geistes mit der Natur tröstete und erhob ihn über die Drangsale des Lebens.

Ein dunkler Schatten bewegte sich schnell auf ihn zu, und als er näher gekommen, sagte Luis: „Bist du schon da, Antonie? Ich hatte dich nicht so früh erwartet." — „Glückstag! Glückstag heute! rief der Neger erfreut: mehr heute bekommen als sonst in Monaten, schaut, Herr, lieber Herr, vier große schwere Goldmünzen und hier noch Silber und kupferne Münzen." — „Treuer Mann, sagte Luis, das Glück hat dir wirklich beigestanden." — Er wägte das Gold, welches der Mohr in seiner Hand hatte fallen lassen, und sagte dann ruhig: „So kann ich mir endlich ein anständigeres Gewand und einen Mantel anschaffen, und ich darf mich nicht mehr von so vielen Augen als einen Verdächtigen mustern lassen.

„Hast du dir genommen, Freund, was du brauchst?" —

„Weist ja, sagte der Neger, lieber, verehrter, großer Herr, daß Antonie nichts braucht, daß ihm dem Schwarzen, nichts abgeht. Dir Freude machen, dir alles geben was ihm Menschen schenken, das sein Glück, seine Lust. Hier guter Wein, großer, lieber Herr, hier eingekauft gute Speisen und Brot." — „Das ist also, antwortete jener, eine unerwartete Festnacht, in welcher sich mir alle Güter der Erde entgegendrängen. So wollen wir uns denn nach jenem Gebüsche begeben und unsere späte Mahlzeit halten. Welchen Tag haben wir heute?" — „Donnerstag und den vierten Julius." Der Sclave legte ein Tuch auf den Rasensitz und stellte auf dieses zwei Becher und die Weinflasche, welche er aus seinem Korbe nahm. Dann legte er auf kleinen Tellern die Fische, das Geflügel und Gebackene aus, das weiße Brot und einige Früchte. Er sah bedenklich nach seinem Herrn aus, der indessen nachsinnend auf und nieder wandelte, und sich schwermüthig beim Mahl entfernte. „Kommen denn, sagte Luis zu sich selbst, einem wieder Thränen an diesem Tage? Wohin seid ihr entflohen, ihr schönen Stunden, als ich so glücklich war an ihrer Seite, beim Glanz der Lichter, ihres lächelnden süßen Mundes diesen Tag zu feiern? Wie viele Jahre liegen zwischen jetzt und ihren letzten, leuchtenden, thränenvollen Blick. Also heut war sie geboren, heut vor fünfzig Jahren! Wo ruht nun ihr Staub im fernen Gebirge? und ist meine Form auch zerbrochen, so ist auch das Andenken ihrer Söhne und Hoheit unter den Menschen erloschen. Ich aber fühle sie und ihre Herrlichkeit im Hauch der Nacht, im Glanz der Gestirne, die Erinnerung an sie durchdringt alle meine Lebenskräfte, so ist es als wäre es gestern, wie sie sprach und liebte. Und welche Kluft

dazwischen! Und in dieser wie viel Leiden und Thränen und Kampf. Nur diese Erinnerung an sie ist die Wahrheit meines Lebens, alles andere nur wie Mährchen und Lüge. Traum des Lebens, o du herzdurchdringende Wehmuth: wird denn eine Zeit kommen, wo auch das Vergangene wieder Gegenwart wird? Wir streifen nur wie in einem flüchtigen Tanze allen Gegenständen vorüber, und berühren sie kaum mit den Händen, was wir anfassen schwindet und welkt wie die Blumen des Feldes: indem wir dem theuren Wesen Auge in Auge sehn, wandelt es wie die helle Wolke, die über dem Meere dahinzieht — und so sind wir plötzlich einsam und fragen uns in träumerischer Angst: war es denn da was ich lieben und halten wollte? Doch ruhig, du ungeduldiges Herz, mein Freund dort wartet und betrübt sich um mich. Wir wollen ihr Angedenken im Genuß des Irdischen feiern."

Er gieng schnell zurück und setzte sich neben den Sclaven: dieser schenkte Wein in einen Becher und reichte ihm diesen, indem er sagte: „Der gute Wirth dort unten hat mir den Wein gegeben." — „Er ist gut, erwiederte Luis, indem er langsam trank, er stärkt und löset die ängstlichen Fesseln der Gedanken." — Er blickte in den Himmel und die weite Landschaft hinaus. „Ach, was ich glücklich bin! fieng der Sclave wieder an, daß ich dir, großer lieber Herr, einmal Friede habe machen können. Wo ist in der ganzen Welt der Knecht, der schwarze, der so neben seinem Herrn sitzen darf und mit ihm essen und trinken? so mit ihm schwatzen? Und doch nennen dumme Leute dich stolz und hochmüthig, weil nicht ihr Narr sein willst." — „Ja, Antonie, sagte Luis, indem er ihm die Hand reichte, du bist mein Freund, mein Ernährer, mein Beschützer, der einzige auf Erden vor dem ich mich nicht scheue, der mir ein Bruder ist und dessen Wohlthaten mich nicht quälen." — „Sprich nicht so, großer göttlicher Mensch, rief der Sclave, sonst schnürst so an meinem Hals, daß ich nicht schlucken kann. Hast du mir nicht damals in Ormuz von Tod und Folter los kauft? Und mit deinem ganzen Vermögen? Hast nicht damals mit dem großen Statthalter gezankt, daß er dir auch wollte ins Kerker schmeißen? Sagten nicht Capitäns du wärst Rebell, verdientest todt gemacht zu werden? Ja großer Mann, hast mir beigestanden wie Christ und Bruder, wie Heiland — und was bin ich Wurm, dir? Leidest mich um dich, liebst den Schwarzen — und du, so klug, gelehrt — ich dumm, schwarz, nur Vieh gegen dir." — „Nein, mein Antonie, sagte der edle Portugiese, wir wollen uns nicht erweichen, wir wollen heiter diese schöne Nacht, dieses ungehoffte Mahl, und ich das schönste Andenken aus meinem Leben genießen. Deine Treue macht dich der Freundschaft der Edelsten werth, du hast mich, ich habe dich erkoren." — „Könnt' ich dir Reichthum, rief der Neger, Haus und Palast schaffen, dir zum großen Admiral machen! König müßtest sein! Pabst."

Luis lachte herzlich. „Du begreifst nicht, sprach er dann, wie wohl mir ist in dieser Armuth, seit sie eine freigewählte, nicht mehr eine aufgedrungene ist: O Freund, seit ich mich und die Menschen erkannt habe, ist diese Armuth mein Trost und meine Beruhigung. Abgeschnitten von aller Welt, erwarte und hoffe ich nichts mehr, ruhig sehe ich Vornehme und Geringe an mir vorübergehen, in der Nacht empfängt mich meine einsame Zelle, das wenige, welches mein hinfälliger Körper bedarf, verschaffst du mir. Du selbst hast es erfahren, wie wenig der Mensch bedarf, um sein Leben zu fristen. So wohne ich in der Vergangenheit und Erinnerung, es giebt für mich keine Zukunft mehr, als jene unsichtbare, unfaßliche, von welcher Glaube und Offenbarung zu uns reden.

L. Tieck.

217. Zweifache Mühe.

Folgend dem stachelnden Sporn, der ihr die Seite verwundet,
Zieht die pflügende Kuh Furchen den Acker entlang.
Dann entlastet vom Joch des Pflugschaars, reicht sie das Euter
Ihrem Kalb' und erträgt duldend die doppelte Müh',
Treibe schonend die Mutter, o Ackermann! wenn du sie milde
Pflegest, wächst dir das Kalb selber zur Mutter heran.

Griechisches Epigramm von Jacobs.

218. Frühlingslied.

Der Frühling lacht von grünen Höh'n
Es steht vor ihm die Welt so schön,
Als seien eines Dichters Träume,
Getreten sichtbar in die Räume.
Wenn schöpferisch aus Morgenduft
Der Sonne Strahl die Wesen ruft,
Kehrt jedes Herz sich, jede Blume
Empor zum lichten Heiligthume.
Wann Abendroth den Purpur webt,
Der in die Sonne sich begräbt,
Schließt sich befriedigt jede Blüthe
Und Sehnsucht schlummert im Gemüthe.
Vom Morgen bis zur Nacht entlang
Ist allein Kampf der Sonne Gang;
Ein Kampf, die Schöpfung zu gestalten,
Durch Licht zur Schönheit zu entfalten.
Die Sonn' ist Gottes ew'ger Held,
Mit goldner Wehr im blauen Feld,
Und zu dem leichten Heldenwerke
Erneut der Frühling ihr die Stärke.

Die Sonn' am Tag, der Mond bei Nacht,
Sie ringen all' mit Wechſelmacht,
Die Sonne, roſenroth zu ſtrahlen,
Und Lilien weiß der Mond' zu malen.

Der Frühling giebt im Garten Tanz,
Und alle Blumen nah'n im Glanz,
Wo Mädchen vorzuſtellen haben
Die Roſen, und Jasmine Knaben.

Das Veilchen biegt in Duft ſich ſtill,
Weil aufgeſucht es werden will;
Die Roſe glühend zeigt ſich offen,
Wie könnte ſie Verbergung hoffen?

Des Paradieſes Pforten ſind
Nun aufgethan im Morgenwind,
Und auf die Erde ſtrömt von Oſten
Der Duft, den ſonſt die Sel'gen koſten.

Die Lauben Edens werden leer,
Zur Erd' hernieder zog ihr Heer
Wo nur die Engel ſchöner wohnen
In Roſenzelt und Lilienkronen.

Nun lebt, berührt vom Liebeshauch,
Das Leben neu, und Todes auch
Der ſtarre Fels vor Sehnſucht bebet,
Bis auch ein Epheu ihn umwebet!

O Frühlingsodem, Liebesluſt,
O Glück der felſentreuen Bruſt,
Die ein Geliebtes an ſich drücket
Das dankbar ſie mit Kränzen ſchmücket.

In dieſer Stille der Natur,
Wo Liebe ſpricht und Friede nur,
Sei fern den ſchweigenden Gedanken
Des Menſchenlebens lautes Zanken.

Wie ſie die Sinne ſich verwirrt,
Und wie in Wüſten ſich verirrt,
Wie ſie die Freude ſich verkümmert
Und wie das Daſein ſich zertrümmert!

Und wie die Welt, ſo iſt ihr Lohn.
Es reut mich jeder Liedeston.
Der auf's verworrene Getriebe
Der Zeit ſich wandt', und nicht auf Liebe.

Die Liebe iſt der Dichtung Stern,
Die Liebe iſt des Lebens Kern;
Und wer die Lieb' hat ausgeſungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.

Weg, Thorentand und Flitterpracht!
Im Himmel gilt nicht ird'sche Macht.
Erobrer, Helden, Weltvernichter,
Geht, sucht euch einen andern Dichter.

Du, Freimund, laß den eiteln Schwall,
Sing' Lieb' als wie die Nachtigall;
O trachte still in deinen Tönen
Dein eignes Dasein zu versöhnen.

F. Rückert.

---

219. Mahomeds Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebes-Augen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlagenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm.
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen

Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder
Nimm die Brüder von der Ebne
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern: sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seiner Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Göthe.

Register zum dritten Curs.

		Seite
1.	Der Nachtigall Pfingstgesang. Rückert.	3
2.	Wiederfinden. Fröhlich.	4
3.	Adler und Taube. Göthe.	4
4.	Der Redner und Zuhörer. Herder.	5
5.	Die Krönung Josephs II. Göthe.	5
6.	Preis der Tanne. Kerner.	12
7.	An Mutter Natur. Rückert.	13
8.	Der Gang nach dem Eisenhammer. Schiller.	13
9.	Der Tod Moses. Herder.	19
10.	Geistesgruß. Göthe.	20
11.	Das Alphorn. J. Kerner.	20
12.	Die Urgestalt des Schweizerlandes. Joh. v. Müller.	21
13.	Des Sängers Fluch. Uhland.	22
14.	Die Perle Herder.	23
15.	Die Wunder. Krummacher.	24
16.	Seemorgen. Lenau.	25
17.	Landgraf Ludwig und der Löwe. Ludwig Bechstein.	26
18.	Die nackten Weisen. F. Rückert.	27
19.	Kalanus. Droysen.	27
20.	Lorelei, die Zauberin. Clemens Brentano.	29
21.	Die Lorelei. Heinrich Heine.	31
22.	Die Gegend am Meer. Nach Moschos.	31
23.	Meerfahrt. Anastasius Grün.	32
24.	Norwegische Natur. Heinrich Steffens.	32
25.	Der Cid rächt die Ehre seines Vaters. J. G. v. Herder.	36
26.	Cids Schönheit. Derselbe.	41
27.	Cids und Ximenes Hochzeit. Derselbe.	42
28.	Cid, der Lehnsherr von Königen. Derselbe.	45
29.	Der ritterliche Kampf. Derselbe.	46
30.	Cids Ende. Derselbe.	48
31.	Der Weinstock. Derselbe.	52
32.	Der Frühling. Nach Meleagros.	53
33.	Die Frühlingsfeier. Klopstock.	53
34.	Das Glück eines schwedischen Pfarrers. Jean Paul Friedrich Richter.	56
35.	Der Schatzgräber. Göthe.	58
36.	Seligkeit in Jesu. Novalis.	59
37.	Der Abend. Lenau.	60
38.	Johanna. Schiller.	60
39.	Das Mädchen aus der Fremde. Schiller.	62
40.	Lebensworte. Fröhlich.	62
41.	Wiegenlied der Mutter Gottes. Nach Lope de Vega.	63
42.	Das Spinnlein.. Hebel.	63
43.	Unter dem Aequator. Martius.	65
44.	An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes. J. Kerner.	70
45.	Der Zauberlehrling. Göthe.	70
46.	Die Theilung der Erde. Schiller.	72
47.	Die Gesänge der Nacht. Herder.	73
48.	Erlösung. Wilhelm Müller.	74
49.	Die Werbung. Lenau.	75
50.	Rede Königs Heinrich IV. von England. A. W. Schlegel nach Shakspeare.	77
51.	Utopien. Göthe.	78

Seite

52. Karls des Kühnen Tod. Johannes v. Müller. 79
53. Betrachtungen. Leopold Schefer. 82
54. Das Göttliche. Göthe. 83
55. Polykarpos der Tapfere. Herder. 84
56. Glaubensmuth. Luther. 85
57. Das Thal von Gaschurer. Rennekamp. 86
58. Die Geschwister. Herder. 91
59. Die Nektartropfen. Göthe. 92
60. Alexander der Große vor dem Paradiese. Aus dem Talmud. 92
61. Die Kraniche des Ibycus. Schiller. 93
62. Verschiedener Umgang. Herder. 97
63. Das Grab. Salis. 98
64. Nacht und Tag. Herder. 98
65. Sehnen. Heinrich Heine. 99
66. Rudolph's Ritt zum Kaisergrabe. Justinus Kerner. 99
67. Die Belagerung Magdeburgs 1631. Schiller. 101
68. Der Jüngling. Klopstock. 107
69. Bestimmung der Natur. Herder. 108
70. Der Sänger. Göthe. 108
71. Arion A. W. v. Schlegel. 109
72. Der sterbende Schwan. Herder. 113
73. Auf dem See. Göthe. 114
74. Aus dem Gedichte: der Frühling. Ewald Christian v. Kleist. 115
75. Wallensteins Absetzung. Friedrich v. Schiller. 117
76. Der Pilgrim von St. Just. August v. Platen. 119
77. Die Schönheit der Tugend. Shakspeare. 119
78. Die Nützlichen. Fröhlich. 120
79. Der Tod des alten Eberhard Stilling. Heinrich Stilling. 120
80. Meeres Stille. Göthe. 127
81. Glückliche Fahrt. Göthe. 127
82. Die Fischer auf Capri. A. v. Platen. 127
83. Die Schlacht bei Waterloo. Varnhagen v. Ense. 129
84. Der Frieden. Schiller. 139

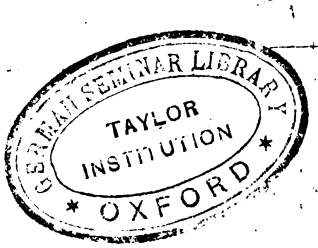
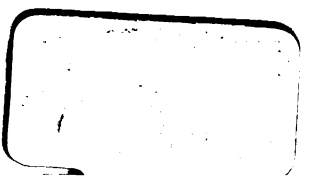
Seite

85. Lob der deutschen Frauen. Walther von der Vogelweide. 140
86. Von der Todten Auferstehung. Martin Luther. 141
87. Der Wanderer in der Sägemühle. Justinus Kerner. 147
88. Lenore. Gottfried August Bürger. 148
89. Im Speßhart. Friedrich Schlegel. 153
90. Michael Kohlhaas. Heinrich v. Kleist. 154
91. Rose und Rose. Wilhelm Wackernagel. 160
92. Stille Thränen. Justinus Kerner. 160
93. Herzog Leopold von Braunschweig. Göthe. 161
94. Palmsonntag. Max von Schenkendorf. 161
95. Die Wasserlilie. August v. Platen. 161
96. Hektor und Andromache. Voß nach Homer. 162
97. Aurora. Herder. 164
98. Die Warnung. W. A. Schlegel. 165
99. Der ewige Jude. Schubart. 168
100. Der Zug der Spanier durch die Mauthen. Eduard Duller. 171
101. Hoffnung. Gaudy. 174
102. Dauer des Herzens. Justinus Kerner. 174
103. Naturfreude. Göthe. 174
104. Nadel und Kamm. Aus den Makamen des Hariri von Friedr. Rückert. 176
105. Dem Ackermann. Göthe. 178
106. Schäfers Sonntagslied. Uhland. 179
107. Persönlichkeit und Charakter Friedrichs I., Kaisers von Deutschland. Friedrich v. Raumer. 179
108. Die Tanne. Freiligrath. 180
109. Darthula's Grabesgesang. Ossian in Herders Stimmen der Völker. 181
110. Der brasilianische Urwald. Martius. 182
111. Wie Sifrit erslagen wart. Aus der Nibelunge Not. Ausgabe von Lachmann. Berlin 1841. 184

580

		Seite
112.	Der Taucher. Schiller.	192
113.	Der letzte Hohenstaufe. Friedrich v. Raumer.	196
114.	Vaterland. Lenau.	205
115.	...ander. Freilig...	206
11	...chon. Göthe.	207
11	Ring des Polykrates Schiller.	207
118.	Der Vesuv. Aus Göthe's italienischer Reise.	210
119.	Ein Garten Palermo's. Ebenfalls.	212
120.	Die Stille. Joseph von Eichendorff.	213
121.	Der gerettete Jüngling. Herder.	213
122.	Die Schlacht bei Sempach. Johannes v. Müller.	215
123.	An das Meer. Friedrich Leopold v. Stolberg.	220
124.	Gesang der Geister über den Wassern. Göthe.	221
126.	Der himmlische Garten. Herder.	222
125.	Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen. Jean Paul.	223
127.	Das Lied von der Glocke. Schiller.	225
128.	Bertran de Born. Uhland.	234
129.	Die Schlacht bei Lützen und Gustav Adolphs Tod. Schiller.	242
130.	Lebe rein, mein Kind. Schefer.	242
131.	Denk öfter ꝛc. Derselbe.	242
132.	Räthsel u. Auflösung. Rückert.	242
133.	Ein norwegisches Gehöfte. Steffens.	244
134.	Symbol der Dankbarkeit. Griechisches Epigramm von Jacobs.	246
135.	Gesicht des Reisenden. Ferdinand Freiligrath.	246
136.	Der Wanderer. Friedrich Hölderlin.	247
137.	Steppen und Wüsten Südamerikas. Alexander v. Humboldt, Ansichten der Natur.	249
138.	Die Sache der Menschheit. Herder.	254
139.	Suhrab's Roßprobe. Rückert.	254
140.	Kampf zwischen Rostem u. Suhrab. Derselbe.	256
141.	Die Pest in Athen. Ganz nach Thukydides.	264
142.	Klaglied Kaiser Otto des Dritten. August von Platen.	267
143.	Ritter Toggenburg. Schiller.	269
144.	Die frühen Gräber. Klopstock.	271
145.	Herr und Diener. Aus Lessing's Minna von Barnhelm.	271
146.	Die Kapuzinerpredigt. Schiller.	273
147.	Der Apotheker. Rückert.	276
148.	Chinesisches Ceremoniell. Karl Gutzkow.	277
149.	Die Cypresse, ein Sinnbild. Rückert.	281
150.	Der Alpenwanderer. Friedrich Matthisson.	281
151.	Seegefahr. Aus Göthe's italienischer Reise.	283
152.	Maria Stuart. Schiller.	288
153.	Aus der Weisheit des Brahmanen. Rückert.	289
154.	Der Schneesturz in Grönland. Steffens.	290
155.	Märzlied. v. Salis.	292
156.	Elisabeths Trauer im Gefängniß. Shenstone, in Herder's Stimmen der Völker.	292
157.	Das Feuerbesprechen. Deutsches Volkslied.	293
158.	Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont. Schiller.	295
159.	In der Fremde. A. W. Schlegel.	297
160.	Christentreue. Novalis.	298
161.	Der Wald. Fröhlich.	299
162.	Der Schlaf. Herder.	299
163.	Elegie auf ein Landmädchen. Hölty.	300
164.	Klaggesang von den edlen Frauen des Asan-Aga. Göthe.	302
165.	Die Peaks-Höhle. Johanna Schopenhauer.	304
166.	Unterschied Fröhlich.	307
167.	Frühlingsbild. Rückert.	307
168.	Die Natur des südlichen Italiens. K. A. Mayer.	307
169.	Sehnsucht. Schiller.	311
170.	Die sterbende Blume. Friedrich Rückert.	312
171.	Die Cedern auf Libanon. Herder.	314
172.	Weinlied. Novalis.	316
173.	Noah. August Kopisch.	317
174.	An die Cicade. Göthe.	318

		Seite
175.	Das Chamouni-Thal. Göthe.	318
176.	Der Vesuv im December 1830. A. v. Platen.	321
177.	Gasele. Rückert.	321
178.	Gasele. Rückert.	322
179.	Gasele. Rückert.	322
180.	Die drei Ringe. Aus Lessing's: Nathan der Weise.	323
181.	Die Ueberschwemmung. Leop. Schefer.	326
182.	Pindaros. A. v. Platen.	330
183.	Die Wolke. Rückert.	331
184.	Das Menschengewühl im Frühling. Göthe.	332
185.	Abendsonne. Göthe.	332
186.	Das Leben in der Schöpfung. Alexander v. Humboldt.	333
187.	Weltordnung. Fröhlich.	336
188.	Das Paradies. Rückert.	336
189.	Salas y Gomez. Adelbert v. Chamisso.	338
190.	Das leuchtende Gestirn. Herder.	345
191.	Zuversicht. Novalis.	345
192.	Frühmorgens. J. v. Eichendorff.	347
193.	Der Pilgrim. Schiller.	347
194.	Ansicht von Quito und dessen Umgegend. Aus Vollmer's Gemälde der Tropenländer.	348
195.	Des Reisenden Abendlied. Arndt.	351
196.	Nur, wer die ganze Stimme ꝛc. Leopold Schefer.	352
197.	Chorgesang aus der Braut von Messina. Schiller.	353
198.	Laokoon. Winckelmann.	355
199.	Grenzen der Menschheit. Göthe.	356
200.	Lied des Lebens. Herderstehung.	357
201.	Aufmunterung. Herder.	358
202.	Mirage. F. Freiligrath.	358
203.	Ein Blick in das brasilische Meer am Abend. Aus Sternberg: der Missionär.	360
204.	Lenzversöhnung. Rückert.	361
205.	Festbetrachtungen. Leopold Schefer.	361
206.	Die Jugend. Ossian, übersetzt von Stolberg.	362
207.	Aus Göthe's Hermann und Dorothea. Göthe.	362
208.	Hermann und Dorothea. Göthe.	368
209.	Der Gewitterregen. Jean Paul.	370
210.	Am hell'gen Himmel ꝛc. Leopold Schefer.	371
211.	Morgengebet. Joseph von Eichendorff.	372
212.	Die Macht. Lenau.	372
213.	Nacht. Ludwig Tieck.	372
214.	Himmelsblau. Fröhlich.	373
215.	Jugendweisheit. Herder.	373
216.	Luis Camoens und der Neger. Tieck.	374
217.	Zweifache Mühe. Griechisches Epigramm von Jacobs.	377
218.	Frühlingslied. F. Rückert.	377
219.	Mahomeds Gesang. Göthe.	379



73744387